Es war einmal ein König und eine Königin.....

Feen-Mährchen.

Für die Jugend neu erzählt

von

Dr Anton Fröhlich.

Zweite unveränderte Ausgabe.

in drei Abtheilungen

Pforzheim.
Verlag von Dennig Finck & C.
1842.

Meister Murner

oder

der gestiefelte Kater.

Es starb einmal ein Müller, der hatte drei Söhne, und hinterließ drei Dinge: seine Mühle, seinen Esel und seine Katze. Die Theilung war bald gemacht, ohne Notar und Schiedsrichter. Der Aelteste bekam die Mühle, der

Zweite den Eſel, und der Jüngſte die Katze. Der arme Junge ſezte ſich in eine Ecke, und fieng an zu weinen.

„Meine Brüder," ſprach er ſchluchzend, „ſind gut weggekommen, der eine hat eine Mühle, die mahlt, und der

andere einen Esel, der Mühlsäcke trägt; aber ich habe nichts als meinen Kater, und wann der aufgegessen und sein Fell zu einer Pelzkappe gemacht ist, so kann ich mich hinlegen und Hungers sterben."

Der Kater hörte diese Rede, sezte sich auf sein Hintertheil und sprach sehr gesezt und ehrbar also: „Betrübt Euch deßhalb nicht, mein Herr und Meister, sondern gebt mir einen Sack und laßt mir ein paar Stiefel machen, dann will ich in den Wald gehen, und Ihr werdet sehen, daß Ihr mit mir nicht so übel gefahren seyd, als Ihr glaubt." Da dachte der betrübte Erbe in seinem Sinn, mein Glück kann auch von einem Kater kommen, denn mein Murner ist ein feiner Purschc, und wenn ich daran denke, mit welcherlei Listen er die Ratten und Mäuse gefangen hat, so will ich nicht an seiner Hilfe verzweifeln, und gab ihm den Sack und die Stiefel.

Der gestiefelte Kater hing seinen Sack um den Hals, faßte die Schnur mit seinen beiden Vorderpfoten, und ging in ein Niederholz, wo es viele Kaninchen gab. Er hatte Mehl und Kleie in seinem Sack, streckte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Da kam ein junges Häschen, das noch nichts von der Arglist dieser Welt

wußte, und ward gefangen. Als es eben begierig fraß, zog Meister Murner den Sack zu, faßte es zwischen seine Klauen, und brachte es ohne Gnade und Barmherzigkeit um.

Hoch erfreut über die gemachte Beute, ging der gestiefelte Kater alsbald zum König und ließ um gnädigstes Gehör bitten. Man führte ihn sogleich in die geheimen Gemächer des Königs, welchem er eine tiefe Verbeugung machte, und also sprach: „Herr König, hier bringe ich Euch ein Kaninchen, das der Marquis von Carabas (diesen Namen legte er seinem Herrn bei) Eurer Majestät allerunterthänigst zu Füßen legt.“ — Da antwortete der

König und sprach: „Das freut mich sehr von deinem Herrn, und ich lasse mich schön bedanken.“

Ein andermal legte sich der gestiefelte Kater mit seinem offenen Sacke im Kornfelde nieder; zwei Rebhühner schlüpften hinein und wurden gefangen. Er trug sie auch zum König, wie er mit dem Kaninchen gethan. Der

König nahm sie gerne an, und weil sie fett waren, ließ er ihm ein Trinkgeld geben. So fuhr der gestiefelte Kater zwei Monate lang fort, dem Könige Wildprett von der Jagd seines Herrn zu bringen. Eines Tages, nachdem

er erfahren, daß der König mit seiner Tochter, welche die schönste Prinzessin auf der Welt war, eine Spazierfahrt an den Ufern des Flusses machen werde, sprach er zu seinem Herrn: „Mein Herr und Meister, wenn Ihr gutem Rathe folgen wollt, so ist Euer Glück gemacht. Ihr dürft Euch nur an einem Ort, den ich Euch zeigen werde, im Flusse baden. Für das Uebrige will ich schon sorgen.“ Der Herr Marquis von Carabas wußte zwar nicht, wozu das gut seyn möchte, folgte aber gleichwohl dem Rathe seines weisen Katers. Während er im Flusse saß, fuhr der König vorüber. Da schrie der

gestiefelte Kater aus vollem Halse: „Helft! Helft! Der Herr Marquis von Carabas will ersaufen!“ Als der König dieses Geschrei hörte, streckte er den Kopf zum Kutschenschlag heraus, erkannte den gestiefelten Kater, der ihm so vieles Wildprett gebracht hatte, und befahl seinen Leibwächtern, stracks dem Herrn Marquis von Carabas zu Hilfe zu eilen. Während man den armen Marquis aus dem Flusse zog, trat der gestiefelte Kater unter den Kutschentritt und sprach: „Herr König, während mein Herr sich gebadet hat, sind Diebe gekommen und haben ihm seine Kleider genommen.“ Der Schalk hatte sie selbst unter einem großen Steine versteckt.

Der König ließ sogleich einen prächtigen Anzug aus seiner Garderobe kommen, in welchen sich der Sohn des Müllers kleidete. Der König sagte dem Herrn Marquis viel Verbindliches, und da ihm die schönen Kleider recht gut standen, weil er wohlgewachsen und von einnehmender Miene war, so fand ihn die Tochter des Königs ganz nach ihrem Geschmacke. Nachdem ihr der Herr Marquis von Carabas zwei bis drei höchst ehrfurchtsvolle und ein wenig zärtliche Blicke zugeworfen hatte, war sie bereits wie närrisch in ihn verliebt. Der König ließ ihn in den Wagen steigen und mitfahren.

Als der geſtiefelte Kater ſah, daß ſein Plan nach Wunſch gelungen war, ſprang er voraus. Er traf auf einige Bauern, die eine Wieſe abmäheten, und ſprach zu

ihnen: „Ihr guten Leute, die da mähen, wenn ihr nicht zum Könige ſagt, daß dieſe Wieſe dem Herrn Marquis von Carabas gehöre, ſo kratze ich euch Allen die Augen aus.“ Der König fragte die Leute, welche mäheten: „Wem gehört dieſe Wieſe?“ und ſie antworteten wie aus einem Munde: „Dem Herrn Marquis von Carabas.“

So sehr hatte sie die Drohung des gestiefelten Katers erschreckt, daß er ihnen die Augen auskratzen wolle. „Ihr habt da ein schönes Erbstück," sprach der König zu dem Marquis von Carabas. „Ja wohl, Sire," erwiderte der Marquis, „es ist kein übles Stück Land, und bringt jedes Jahr was Ordentliches ein."

Der gestiefelte Kater sprang immer voraus, und traf Schnitter auf dem Felde. Zu diesen sprach er: „Ihr guten Leute mit der Sichel, wenn ihr nicht zum Könige sagt, daß dieses Ackerfeld dem Marquis von Carabas gehöre, so kratze ich euch die Augen aus." Der König, der bald darauf anfuhr, wollte wissen, wem dieses ganze große Ackerfeld gehöre. „Dem Herrn Marquis von Carabas," antworteten die Schnitter, denen ihre Augen lieb waren. Darüber freute sich der König mit dem Marquis.

Der gestiefelte Kater, der vor dem Wagen herlief, sagte zu allen denen, die er auf dem Felde antraf, immer das Nämliche, also daß sich der König über die großen Güter des Herrn Marquis von Carabas höchlich verwunderte. Endlich kam Meister Murner in ein schönes Schloß, dessen Besitzer ein mächtiger Zauberer und garstiger Riese war. Der gestiefelte Kater, der über Alles genaue Kundschaft eingezogen hatte, ließ sich vor ihn

führen, machte ihm eine tiefe Verbeugung und sagte: „er habe nicht an seinem Schlosse vorüberpassiren wollen, ohne ihm die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen.“ Der Riese empfing ihn so höflich, als ein plumper Riese vermag, und ließ ihn Platz nehmen. „Man hat mich versichert,“ sprach Meister Murner, „daß Ihr die Gabe besitzet, Euch in alle Thiergattungen zu verwandeln, und daß Ihr nach Gefallen plötzlich z. B. ein Löwe oder ein Elephant werden könnet.“ — „Da hat man dich wahr berichtet,“ erwiderte barsch der Riese und stand plötzlich als Löwe da. Der erschrockene Kater gewann, seiner Stiefel halber nicht ohne Mühe und Gefahr, die Dachrinne. Nachdem der Riese seine alte Gestalt wieder angenommen hatte, kam er herunter und gestand, daß er sich nicht wenig gefürchtet habe. „Man hat mir auch gesagt,“ fuhr Meister Murner fort, „aber ich kann es kaum glauben, daß Ihr Euch auch in die allerkleinsten Thiere zu verwandeln vermögt, z. B. in eine Ratte oder in eine Maus. Ich muß gestehen, daß ich das für ganz unmöglich halte.“ — „Unmöglich!“ versezte der Riese. „Du wirst es gleich sehen,“ und alsbald lief er als Maus auf dem Boden hin. Da machte der Kater einen Satz, packte die Maus und fraß sie auf.

Inzwischen war des Königs Staatswagen vor dem Schlosse angekommen, und da ihm das Schloß seiner Schönheit wegen gefiel, ließ er hineinfahren. Als der gestiefelte Kater den Wagen über die Zugbrücke rasseln hörte, sprang er hinab und sprach zu dem König: „Sire, Euer Majestät sind willkommen in dem Schlosse des Marquis von Carabas!“ — „Wie, Herr Marquis,“ fragte der König und staunte, „dieses schöne Schloß gehört auch Euer? Das ist ein prächtiges Gebäude; da wollen wir doch aussteigen.“ — Der Herr Marquis von Carabas reichte der schönen Prinzessin die Hand, und sie stiegen, der König voran, die Marmortreppe hinauf und kamen in einen großen goldnen Saal, wo sie ein prächtiges Mahl bereitet fanden, welches der Riese, den der Kater gefressen, für einige Freunde hatte zurichten lassen, die aber jetzt draußen blieben, weil der König im Schlosse war. — Der Marquis von Carabas fand Gnade vor den Augen der Prinzessin, weil er jung und schön war, und vor denen des Königs, weil er ein so schönes Schloß und so viele Güter besaß, und nachdem der König an der Tafel Platz genommen und ein Dutzend gute Schlücke getrunken hatte, that er den Mund auf und sprach: „Herr Marquis, es hängt nur von Euch ab,

mein Tochtermann zu werden.“ Der Herr Marquis von Carabas machte drei tiefe Verbeugungen, und nahm ſehr willig die Ehre der königlichen Verſchwägerung an. An demſelben Tage noch wurde die Hochzeit gefeiert. Der geſtiefelte Kater wurde ein großer Herr am Hofe, und ſtellte nur noch bisweilen, zu einigem Privatvergnügen, eine Mäuſejagd an.

Babiole.

Es war einmal eine Königin, der zu ihrem Glücke nichts zu wünschen übrig blieb, als Kinder zu haben. Sie sprach von nichts anderem, und erzählte unaufhörlich, daß die Fee Fanferluche, die ihre Feindin sey, ihr ewigen Kummer angewünscht habe, weil man ihr bei ihrer Geburtsfeier von Seiten ihrer Eltern nicht genug Ehre erwiesen.

Als sie eines Tages ganz betrübt in der Ecke ihres Kamins saß, stieg durch dasselbe ein kleines altes Weib herab, nicht höher, als eine Hand groß, sie ritt auf drei

Büschel Binsen; auf dem Kopfe trug sie einen Dornenzweig, ihr Kleid war von Mückenflügeln, zwei Nußschaalen dienten ihr als Stiefel. Sie fuhr dreimal in der Stube hin und her, und hielt dann vor der Königin an. „Du murrst schon lange über mich," sagte sie, „und machst mich für Alles verantwortlich, was dir Widerwärtiges begegnet. Du gibst mir die Schuld, daß du keine Kinder hast. Nun wohl, du sollst ein Kind bekommen, aber ich fürchte, daß es dich manche Thräne kosten werde."

— „Verſage mir dein Mitleid und deine Hilfe nicht,“ rief die Königin freudig aus, „und Alles, was ich vermag, ſoll dir zu Dienſten ſtehen, wenn nur das Kind, das du mir verſprichſt, mir zum Troſt und nicht zum Kummer gereicht.“ — „Das Schickſal iſt mächtiger, als ich,“ erwiderte die Fee, „und Alles, was ich für dich thun kann, iſt dieſes. Hier haſt du einen Weißdorn, befeſtige ihn auf dem Haupte der Tochter, die dir geboren werden wird, alsbald nach ihrer Geburt; das wird ſie vor vielem Ungemach bewahren.“ — Die Fee gab ihr den Weißdorn und verſchwand.

Die Königin wurde traurig und nachdenklich. Warum, dachte ſie, habe ich mir doch ein Kind gewünſcht, das mich nur Thränen und Seufzer koſten ſoll! Beſſer wäre es, gar keines zu haben! Inzwiſchen ließ ſie doch den Weißdorn in einer goldenen, mit Diamanten beſetzten Büchſe wohl verwahren, denn ſie achtete ihn als das koſtbarſte ihrer Güter, weil er das Haupt ihres Kindes vor Unglück bewahren ſollte.

Endlich gebar die Königin ein Mädchen, das ſchönſte Geſchöpf von der Welt. Man befeſtigte ihm den Weißdorn auf dem Kopfe, und alsbald wurde es ein Aeffchen, das in dem Zimmer herumſprang und tauſend

Affenstreiche machte. Bei dieser Verwandlung stießen alle Hofdamen ein furchtbares Geschrei aus. Die Königin war in Verzweiflung und rief, daß man ihm den unseligen Weißdorn vom Kopfe nehmen solle. Man hatte

große Mühe, das Aeffchen zu fangen, und nahm ihm den Dorn ab, aber es war und blieb ein Affe.

„Abscheuliche alte Hexe," rief die Königin schmerzlich aus, „was habe ich denn dir gethan, daß du mir so grausam mitspielst? Was wird der König sagen, wenn er sieht, daß er einen Affen zum Kinde hat!" Die Königin

weinte und fragte ihre Hofdamen um guten Rath. „Madame," sprach die Aelteste derselben, „man muß dem Könige weiß machen, daß die Prinzessin gestorben ist. Was dieses Aeffchen da betrifft, so schließt man es in eine Schachtel und wirft es ins Wasser." Ein solcher Entschluß kostete die Königin einige Ueberwindung; als man ihr aber meldete, daß ihr der König einen Besuch abstatten werde, so gerieth sie in solche Angst und Verwirrung, daß sie, ohne längere Berathung, der Hofdame überließ. mit dem Aeffchen anzufangen, was ihr gut dünke.

Man trug es demnach in ein anderes Zimmer, sperrte es in eine Schachtel, und befahl einem Kammerdiener der Königin, es ins Wasser zu tragen. Dieser Mensch machte sich sogleich auf den Weg, seinen Auftrag zu vollziehen. So schwebte nun diese arme Prinzessin, welche in ein Aeffchen verwandelt war, in der größten Gefahr. Der Kammerdiener, welchem die schöne Schachtel sehr in die Augen stach, wollte sie nicht ins Wasser werfen, sondern öffnete sie und zog das Meerkätzchen heraus, in der Absicht es zu tödten, denn er wußte nicht, daß es seine souveräne Prinzessin war. Wie er nun so da saß am Rande des Wassers, hörte er ein großes Geräusch, wandte den

Kopf und sah einen offenen Wagen, von sechs Einhörnern gezogen; er glänzte von Gold und Edelsteinen, eine Königin, mit dem königlichen Mantel angethan, die Krone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand, saß darin auf goldenen Kissen, und hatte ihren jungen Prinzen, welcher vier Jahre alt war, auf dem Schooße.

Der Kammerdiener erkannte diese Königin, denn sie war die Schwester seiner Gebieterin; sie war gekommen, sich mit ihr über die Geburt der Prinzessin zu erfreuen; so bald sie aber erfahren hatte, daß dieselbe gestorben sey, kehrte sie sehr traurig wieder um in ihr Königreich. Sie war eben in düstre Gedanken versunken, als der Prinz, ihr Sohn, schrie: „Ich will das Meerkätzchen, ich will es haben!“ Jezt blickte die Königin auf und sah das schönste Meerkätzchen, das man sich nur denken kann. Man kaufte es dem Kammerdiener ab, und da es so niedlich und sanft war, so nannte es die Königin Babiole. So kam die arme verzauberte Prinzessin glücklicherweise in die Hände der Königin, ihrer Tante.

Nachdem die Königin in ihr Reich zurückgekommen war, bat sie der junge Prinz, ihm Babiole zum Spielen zu geben. Man kleidete sie wie eine Prinzessin, und lehrte sie aufrecht gehen, so daß es unmöglich war, ein

schöneres und anständigeres Meerkätzchen zu sehen. Der Prinz, der es sehr liebte, liebkoste ihm unaufhörlich, und es hütete sich wohl, ihn zu beißen; wann er weinte, weinte es mit.

Nachdem dieses Aeffchen bereits vier Jahre bei der Königin, seiner Tante, war, fing es eines Tages an zu stammeln, wie ein Kind, das reden will. Jedermann war erfreut darüber, noch mehr aber, als es allmälig zu sprechen anfing mit einer sanften und klaren Stimme, die so deutlich war, daß man kein Wort verlor. Welches Wunder! Ein Meerkätzchen, das spricht und denkt! Jezt nahm es, zum großen Verdruß des kleinen Prinzen, die Königin zu sich, um sich damit zu belustigen. Der Prinz vergoß einige Thränen, und um ihn zu trösten, gab man ihm Hunde und Katzen, Vögel, Eichhörnchen und sogar ein Pferdchen, Criquetin geheißen, das die Sarabande zu tanzen verstand. Doch Alles dieses vermag nicht, ein denkendes und sprechendes Meerkätzchen aufzuwiegen.

Babiole fühlte sich bei der Königin nicht so behaglich, als bei dem Prinzen; man quälte sie mit hundert Fragen und erwartete, daß sie jede derselben wie eine Sibylle beantworten solle. So oft ein Gesandter oder sonst ein vornehmer Fremder kam, mußte sie in Sammt

und Seide auftreten und ein langes Kleid hinter sich nachschleppen, was sie sehr ermüdete. Sie durfte nimmer thun, was sie wollte, sondern nur, was der Arzt für gut fand, und das gefiel ihr gar nicht, denn sie war eigenwillig, wie ein Meerkätzchen, das eine geborene Prinzessin ist.

Man gab ihr Lehrer, welche ihren lebhaften Geist übten; sie spielte vortrefflich Clavier, und man hatte ihr

ein sehr künstliches Instrument in einer Austernschale gemacht. Aus allen vier Welttheilen kamen Maler, um sie zu malen. Ihr Ruf flog von einem Pol zum andern, denn noch nie hatte man ein Aeffchen gesehen, das sprechen konnte.

Der Prinz, schön wie Adonis, anmuthig und geistreich, wie Prinzen zu seyn pflegen, war kein geringeres Wunder in seiner Art. Er kam bisweilen zu Babiole, um mit ihr zu spielen. Ihre Unterhaltung, meist scherzhafter Art, wurde bisweilen ernst und sogar moralisch. Babiole hatte ein Herz, und dieses Herz war nicht verwandelt worden, wie ihre übrige kleine Person; sie fühlte daher Neigung zu dem Prinzen, und zwar in einem solchen Maße, daß es fast zu viel ward. Das verliebte Meerkätzchen wußte nicht, wie ihm war; es brachte die Nächte auf einem Fensterrahmen oder im Winkel des Kamines zu und verschmähte seinen goldenen, mit weichen Federn gefüllten Käfig. Seine Gouvernante (denn es hatte eine) hörte es oft seufzen und bisweilen Selbstgespräche halten. Seine Melancholie stieg mit seiner zunehmenden Vernunft, und es konnte nie einen Spiegel sehen, ohne daß es ihn zu zerschlagen suchte, so daß man zu sagen pflegte: „Affe bleibt doch immer Affe, Babiole

kann die der Affenfamilie eigene Bösartigkeit nicht unterdrücken."

Der Prinz war inzwischen groß geworden und liebte die Jagd, den Tanz, das Schauspiel, Waffen, Bücher, nur an das arme Meerkätzchen dachte er fast gar nicht mehr. Ganz anders stand es mit Babiolen; im zwölften Jahre liebte sie den Prinzen mehr, als sie ihn im sechsten geliebt hatte. Sie machte ihm bisweilen Vorwürfe über seinen Kaltsinn; er lachte und gab ihr einen Apfel oder etliche süße Mandeln.

Endlich gelangte Babiolens Ruf bis in das Königreich der Affen. Der König Magot bekam große Luſt, ſie zu heirathen, und ſchickte zu dieſem Ende eine glänzende Geſandtſchaft an die Königin ab. Papageien und Staaren dienten dem Ambaſſadeur Mirlifiche, welcher ein großer Affe von guter Familie war, zu Dollmetſchern. Auf der Staatskaroſſe deſſelben, die aus Kartenpapier gebaut war, waren zärtliche Scenen gemalt, welche ſich auf die Liebe des Königs Magot zu Monette Meerkätzchen, ſeiner erſten Gemalin, einer im Magotiſchen Reiche berühmten Schönheit, bezogen. Dieſe unglückliche Königin war von einer wilden Katze gefreſſen worden. Sechs weiße Kaninchen zogen den Staatswagen; in einem zweiten, von Stroh geflochtenen Wagen ſaßen die Meerkatzen, welche zu Hofdamen der neuen Königin des Affenreichs beſtimmt waren. Das übrige Gefolge beſtand aus Haſen, Katzen, Ratten, Füchſen, einigen Igeln, welche zum Theil den Wagen führten, zum Theil das Gepäcke trugen. Herr von Mirlifiche ritt auf einem Häschen, das ein trefflicher Paßgänger war.

Die Königin wußte Nichts von dieſer prachtvollen Geſandtſchaft, als bis ſie vor ihrem Palaſt angelangt war. Das laute Lachen des Volks und ihrer Wachen lockte ſie an das Fenſter, wo ſie dann die außerordentlichſte

Cavalcade erblickte, welche sie je gesehen hatte. Herr von Mirlifiche, mit einem ansehnlichen Gefolge von Affen, trat zu dem Wagen der Meerkatzen und reichte der ersten Hofdame, welche Gigogna hieß, die Pfote zum Aussteigen; hernach beorderte er den kleinen Papagei, der ihm zum Dolmetscher diente, zur Königin, um bei Ihrer Majestät um Audienz zu bitten.

Der Papagei erhob sich mit Anstand in die Luft, sezte sich auf dem Fenster nieder, aus welchem die Königin blickte, und sagte in sehr ehrfurchtsvollem Tone: „Madame, der Herr Graf von Mirlifiche, Ambassadeur des mächtigen Magot, Königs der Affen, bittet Eure Majestät um gnädigste Audienz in einer höchst wichtigen Sache.“ — „Schöner Papagei,“ erwiderte die Königin und streichelte den Vogel, „iß und trinke zuerst Etwas, dann fliege zu dem Herrn Grafen von Mirlifiche, Ambassadeur des mächtigen Magot, Königs der Affen, und sage ihm, daß er mit seinem ganzen Gefolge in meinem Staate willkommen sey. Wenn die Reise, welche er aus dem Affenlande bis in mein Königreich gemacht, ihn nicht allzusehr ermüdet hat, so kann er alsbald in den Audienz-Saal kommen, wo ich ihn, von meinem Hofstaat umgeben, auf meinem Thron erwarten werde.“

Auf dieſe Worte küßte der Papagei zweimal ſeine Pfote, ſchlug mit den Flügeln, ſang ein kleines Liedchen: Alles, um dadurch der Königin ſeine Ehrfurcht zu erweiſen, flog zurück auf die Achſel des Grafen von Mirlifiche und theilte ihm die günſtige Antwort ins Ohr mit. Der Graf Mirlifiche ließ durch den Staar, welcher zweiter Dollmetſcher war, einen der Hofbeamten der Königin um ein Lokal bitten, wo er ſich einige Augenblicke ausruhen und erholen könnte. Alsbald öffnete man einen reich mit Gold verzierten Marmorſaal. Der Graf Mirlifiche begab ſich mit ſeinem Gefolge in denſelben. In einer Ecke des Saals ſtanden viele Töpfe mit eingemachten Früchten, über welche der Ambaſſadeur des Königs der Affen alsbald herfiel und ſichs trefflich ſchmecken ließ. Der geflügelte Theil der Geſandtſchaft, der hier nichts für ſeinen Gaumen fand, ärgerte ſich darüber, und eine neidige Elſter flog in den Audienzſaal, näherte ſich ehrerbietig der Königin und ſprach: „Ich bin Euer Majeſtät zu ſehr ergeben, um Ihnen den Schaden verſchweigen zu können, welchen die Geſandtſchaft des Königs Magot unter Ihren Confituren anrichtet; der Graf Mirlifiche hat, allein für ſeinen Theil, bereits drei Töpfe aufgegeſſen, und jezt iſt er am vierten.“ — „Ich danke dir, meine kleine

Elſter," ſagte die Königin lachend, „aber habe du keine ſo große Sorge um meine Töpfe mit Eingemachtem, ich gönne ſie dem Ambaſſadeur des Königs Magot von ganzem Herzen." Die beſchämte Elſter flog fort, ohne ein Wort zu ſagen.

Bald darauf trat der Geſandte mit ſeinem Gefolge in den Saal; er trug einen aufgeſchlagenen Hut mit einer grünen Feder, große Stiefel und ein Meerrohr in der Hand; ſein Degen hing in einem Wehrgehänge von

blauem, mit Goldſtreifen beſeztem Papier. Der Papagei, der den Ruf eines berühmten Dichters hatte, trat bis an die Stufen des Throns und hielt eine wohlgeſezte Anrede an Babiole.

„Schönſte Deines Geſchlechts! Du ſiehſt aus dieſer Geſandtſchaft von Affen und Katzen, Füchſen und Ratten, Papageien und Staaren, die einen ſo weiten Weg gekommen ſind, wie ſehr der König Magot dich liebt, und welchen hohen Werth er auf deinen Beſitz ſezt. Nachdem eine wilde Katze Minette, ſeine erſte Gemalin, gefreſſen hatte, ſchwur der König tauſendmal, ihrem Schatten ewig getreu zu bleiben, allein die Kunde von deiner unvergleichlichen Schönheit und hohen Geiſtesgaben die bis in das Königreich der Affen gedrungen, hat ihn mit ſo heißer Liebe für dich erfüllt, daß er davon ganz mager geworden iſt; die Mandeln und Oliven, ſonſt ſeine Leibgerichte, ſchmecken ihm gar nicht mehr. Wenn du ihn nicht erhörſt, Schönſte deines Geſchlechts, ſo wird er vor Liebe ſterben.

Nachdem der Papagei ſeine Anrede geendigt hatte, warf die Königin einen Blick auf Babiole, welche ſich in der peinlichſten Verlegenheit befand. Da die Königin zuerſt ihre Geſinnungen kennen wollte, ſo gab ſie keine beſtimmte Antwort und ließ blos dem Herrn Grafen von Mirliſiche durch Vermittlung ſeines Dollmetſchers ſagen, daß ſie die Abſichten des Königs, ſeines Herrn, ſo weit es von ihr abhänge, beſtens begünſtigen werde. Nach beendigter Audienz erhob ſich die Königin von ihrem

Throne, und Babiole folgte ihr in ihr Kabinet. „Mein liebes Meerkätzchen," sprach sie daselbst, „es wird mir ahnd nach dir thun, aber ich darf dich dem König Magot nicht abschlagen, denn ich habe noch nicht vergessen, daß sein Vater gegen den meinigen 200,000 Affen ins Feld stellte, welche so viele von unsern Unterthanen auffraßen, daß wir zu einem ziemlich schimpflichen Frieden genöthigt wurden."

„Also," erwiderte das ungeduldige Aeffchen, „willst du mich diesem garstigen Unthier opfern, um seinen Zorn zu vermeiden. Wenigstens aber bitte ich dich um einige Tage Bedenkzeit."

„Das ist nicht mehr als billig," versetzte die Königin, „aber besinne dich nicht zu lange, und bedenke, welche Ehre dir der König der Affen durch diese prächtige Gesandtschaft erwiesen hat." — „Meinetwegen," sagte das übermüthige Meerkätzchen, „hätte er sie zu Hause lassen können."

Babiole ging zu dem Prinzen, um ihm ihre Noth zu klagen. Er rief ihr schon von weitem zu: „Nun, Babiolchen, wann werden wir auf deiner Hochzeit tanzen?" — „Ich weiß es nicht," sagte das betrübte Aeffchen, „aber ich bin so unglücklich, daß ich dir, welche Ueberwindung

es mich auch koſten mag, mein Geheimniß offenbaren muß. Wiſſe alſo, daß ich keinen andern, als dich, zum Gatten wünſche."

„Mich zum Gatten!" rief der Prinz aus und lachte aus vollem Halſe. „Ich bin ſehr gerührt von deiner Zuneigung, aber du wirſt ſelbſt einſehen, daß wir in keiner Beziehung für einander paſſen."

„Allerdings gleichen wir uns nicht," ſagte das erboste Meerkätzchen, „am wenigſten, was das Herz betrifft. Du biſt ein undankbarer Menſch, der meine Liebe gar nicht verdient."

„Aber, Babiolchen," antwortete der Prinz, „treibe doch die Sache nicht ins Lächerliche. Gleich und gleich geſellt ſich gern, darum heirathe du den König Magot und ſchicke mir das erſte Aeffchen, das du zur Welt bringſt."

„Du darfſt dich glücklich ſchätzen," erwiderte Babiole, „daß ich nicht ganz vom Geiſt einer Meerkatze beſeſſen bin, ſonſt hätte ich dir ſchon längſt die Augen ausgekrazt."

Sie war im Begriff, ihren Unmuth noch weiter auszulaſſen, als ihre Gouvernante ihr meldete, daß der Graf

Verliebte sie mit reichen Geschenken in ihren Gemächern [illegible].

Die Geschenke bestanden in einem Spinnengewebe, mit leuchtenden Johanniswürmchen besetzt; in einer Eierschale, worin sich Kämme befanden; in ausgesuchten Muscheln, um als Ohrgehänge zu dienen; in einem Dutzend Töpfe mit eingemachten Früchten, und in einem kleinen Glaskästchen, worin sich eine Nuß und eine Olive befanden; der Schlüssel dazu war aber verloren, worum sich jedoch Babiole wenig kümmerte.

Der Ambassadeur that ihr brummend zu wissen, denn dies ist die übliche Sprache vom Affenlande, daß sein Monarch verliebter in sie sey, als er je in ein Meerkätzchen gewesen, daß er ihr auf dem Gipfel einer Tanne einen Palast bauen lasse, und daß er ihr zum Zeichen seiner Liebe diese Geschenke schicke. „Der größte Beweis seiner Liebe aber ist dies," fuhr er fort, „daß er sich hat malen lassen, damit du, schönste Prinzessin, das Vergnügen haben möchtest, seine schöne und edle Gestalt zu sehen und zu bewundern." — Mit diesen Worten übermachte er ihr das Porträt des Königs der Affen, der, auf einem Baumstamme sitzend und einen Apfel verzehrend, abgebildet war.

Babiole wendete die Augen ab, um nicht länger das häßliche Gesicht ihres Brautwerbers ansehen zu müssen, und gab durch drei- bis viermaliges Brummen dem Grafen von Mirlifiche zu verstehen, daß sie seinem königlichen Herrn für die ihr erwiesene Ehre sehr dankbar sey, aber in einer so wichtigen Angelegenheit noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt habe.

Inzwischen hatte die Königin beschlossen, sich dem Zorne des Königs der Affen nicht auszusetzen, und ließ ohne weitere Umstände Alles zur Abreise Babiolens in das Affenland bereiten. Jezt gerieth Babiole in Verzweiflung, die Verachtung des Prinzen, die Gleichgültigkeit der Königin und vor Allem der Abscheu vor dem ihr bestimmten Gemal bewogen sie zu dem Entschlusse, die Flucht zu ergreifen. Es war nicht schwer, diesen Entschluß auszuführen, denn sie hatte vollkommene Freiheit im Schlosse.

Babiole entfloh demnach und kam in einen Wald; hier hüpfte sie von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig, bis sie an das Ufer eines Flusses gelangte. Das Übermaß ihrer Verzweiflung ließ sie nicht bedenken, welcher Gefahr sie sich aussetzte, wenn sie hinüber schwimmen. Sie warf sich ins Wasser und sank sogleich unter. Da sie jedoch die Besinnung nicht verlor, erblickte sie eine prächtige Grotte, mit Muscheln verziert, in welche sie hineinging. Ein ehrwürdiger Greis, dessen weißer Bart bis auf den Gürtel reichte, ruhte in derselben auf einem Lager von Rosen und hatte einen Blumenkranz auf dem Kopfe; er lehnte sich an einen Felsen, aus welchem mehrere Quellen herabrieselten.

„Sieh da, Babiolchen!“ rief er ihr entgegen und reichte ihr die Hand, „wo kömmst du her?“

„Gnädigster Herr,“ erwiderte sie, „ich bin die unglücklichste aller Meerkatzen und befinde mich auf der Flucht vor einem garstigen Affen, den man mir zum Gatten geben will.“

„Ich weiß mehr von dir, als du glauben magst,“ sagte der Greis, „so sehr du Magot verabscheust, so sehr liebst du einen jungen Prinzen, der ganz gleichgültig gegen dich ist.“

„Ach, gnädigster Herr!“ rief Babiole aus, „wir

wollen davon ſchweigen, ſein Andenken vermehrt nur meinen Schmerz.“

„Er wird nicht immer kalt bleiben,“ fuhr der Greis fort, „denn ich weiß, daß er zum Gatten der ſchönſten Prinzeſſin der Welt beſtimmt iſt.“

„O, ich Unglückliche!“ ſeufzte das Meerkätzchen, „er wird alſo nie der Meinige werden!“

„Betrübe dich deßhalb nicht, gutes Babiolchen! die Zeit heilt alle Wunden und bringt Manches mit ſich, woran Niemand gedacht hat. Verliere nur das gläſerne Käſtchen nicht, das dir der König Magot geſchickt hat, und das du zufällig in der Taſche haſt. Mehr darf ich dir nicht ſagen. Hier iſt eine wohlzugerittene Schildkröte, ſeze dich darauf, ſie wird dich hinbringen, wohin du zu gehen haſt.“

„Nachdem Ihr mir ſo viele Höflichkeiten erwieſen habt,“ ſagte Babiole, „möchte ich doch auch Euern Namen wiſſen.“

„Man nennt mich Biroqua, Vater des Biroquie, eines Fluſſes, der, wie du ſiehſt, ziemlich groß und in der Geographie wohl bekannt iſt.“

Babiole bestieg mit vielem Vertrauen die Schildkröte; sie reisten geraume Zeit zu Wasser, und erst nach einem langen Umwege steuerte die Schildkröte dem Ufer zu. Das Reitzeug war ganz von englischer Façon und es fehlten selbst ein paar kleine Pistolen nicht, denen die Körper von zwei Krebsen als Holster dienten.

Babiole, auf die Versprechungen des weisen Biroqua hin, reiste mit vollkommenem Vertrauen, als sie plötzlich ein großes Geräusch vernahm. Es war der Graf Mirlifiche mit seinem Gefolge, der, betrübt über die plötzliche Flucht der Prinzessin Braut, in das Reich der Affen zurückkehrte. Ein Affe war auf einen Baum gestiegen, um Nüsse zum Mittagessen herabzuschlagen, und erblickte von seiner Höhe die arme Babiole, die auf ihrer Schildkröte langsam über die Ebene ritt. Bei diesem Anblick schrie er so laut auf, daß sich alle Affen um ihn versammelten; der ganze Troß setzte der armen Babiole nach, und da der langsame Gang ihrer Schildkröte ihrer Flucht nicht sehr günstig war, so wurde sie bald eingeholt und gefangen genommen.

Wie unglücklich war jetzt die arme Babiole! Man nöthigte sie, in den Staatswagen zu steigen, den sogleich

einige Affen und Füchſe als Wachen umgaben. Ein Affe führte die Schildkröte am Zaume nach, und ſo ging der

Zug weiter, zum großen Leidweſen der armen Babiole, welcher die Dame Gigogna, die eine alte widerwärtige Aeffin war, zur einzigen Geſellſchafterin diente.

Nach Verlauf von drei Tagen, die ohne alle Abenteuer vorübergingen, kamen ſie, da die Wegweiſer ſich verirrt hatten, in eine große ſchöne Stadt, deren Namen ſie nicht wußten. Da ſie aber einen prächtigen Garten gewahr wurden, deſſen Thüre offen war, gingen ſie hin-

ein und begannen Bäume, Hecken und Stauden zu leeren, als ob sie in Feindes Land wären. Die einen knackten Nüsse, die andern ließen sich die Kirschen und Pflaumen belieben.

Man muß aber wissen, daß diese Stadt die Hauptstadt des Königreichs war, wo Babiole das Licht der Welt erblickt hatte, daß die Königin, ihre Mutter, daselbst wohnte, und daß seit dem Unglück mit ihrer Tochter, welche vermittelst eines Weißdornstrauchs in ein Aeffchen verwandelt worden war, diese Fürstin sämmtliche Affen und Meerkatzen aus ihren Staaten verbannt hatte. Von der Zeit an betrachtete man in diesem Lande die Affen als Störer des Friedens und der öffentlichen Ruhe. Nun kann man sich denken, von welchem Erstaunen das Volk ergriffen ward, als es plötzlich einen Staatswagen von Kartenpapier, einen Wagen von buntem Stroh und die abenteuerlichste Cavalkade von Affen, Füchsen, Katzen und Vögeln ankommen sah, die man je erblickt hat, seit Märchen Märchen und Feen Feen sind!

Wie ein Blitz flog die Kunde davon durch die Stadt und kam in den Palast. Die Königin war sehr aufgebracht, denn sie glaubte, das Affengeschlecht wolle sich gegen ihr königliches Ansehen empören. Sie versammelte

sogleich ihren Staatsrath und ließ sämmtliche Affen des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklären. Die königlichen Leibwachen verfügten sich straks in den Garten und nahmen die ganze Ambassade des Königs Magot gefangen. Man verlezte sogar in der Person des Herrn Grafen von Mirlifiche den geheiligten Charakter eines Gesandten und warf ihn mit seinen Genossen in ein dunkles Loch.

Babiole fühlte eine heimliche Freude über dieses neue Mißgeschick, denn wenn das Unglück einmal einen gewissen Grad erreicht hat, so fürchtet man nichts mehr und selbst der Tod kann als ein Freund erscheinen, der uns von allem Uebel erlöst. Dies war der Zustand, in welchem sich Babiole befand: das Herz voll von dem Prinzen, der sie verachtete, und in dem Kopfe das scheußliche Bild des Königs Magot, dessen Weib sie werden sollte.

Im übrigen war Babiole so niedlich gekleidet und ihr Benehmen war so wenig alltäglich, daß diejenigen, welche sie gefangen genommen hatten, sie mit Bewunderung betrachteten, und als sie vollends zu reden anfing, stieg das Staunen aufs höchste. Man erkannte alsbald in ihr die berühmte Babiole, denn der Ruf von der

denkenden und sprechenden Meerkatze war auch in dieses Königreich gedrungen. Die Königin, welche sie gefunden, ohne etwas von der Verwandlung ihrer Nichte zu wissen, hatte oft an ihre Schwester geschrieben, daß sie doch zu ihr kommen möchte, um ihre wunderbare Meerkatze zu sehen; aber die Königin wollte nichts von Affen wissen, und nahm keine Notiz von dieser Nachricht. Die Wachen, ganz entzückt von dem sprechenden Aeffchen, trugen Babiole in eine große Galerie und machten ihr daselbst einen kleinen Thron, auf welchem sie mehr mit dem Ansehen einer Königin, als dem einer gefangenen Meerkatze, Platz nahm. Als die Königin vorüber kam, wurde sie von der niedlichen Gestalt und der anmuthigen Verbeugung Babiolens wider Willen so ergriffen, daß die Natur zu Gunsten der verwünschten Prinzessin sprach. Sie nahm das Aeffchen auf den Arm. Das kleine Geschöpf, von neuen ihm bisher fremden Gefühlen durchdrungen, umarmte die Königin und sagte ihr so viel Schönes und Zärtliches, daß alle Umstehenden vor Verwunderung verstummten. „Nicht die Furcht vor dem Tode," endigte das beredte Meerkätzchen seine Standrede, „womit Sie, wie ich höre, das ganze unglückliche Geschlecht der Affen bedrohen, bewegt mich, Ihr Wohlwollen zu

erwerben; der Tod iſt nicht das größte Uebel, das mir begegnen kann. Nein, Frau Königin, nicht wegen Ihrer Krone, ſondern blos um Ihrer ſelbſt willen liebe ich Sie."

Die Königin wußte nicht, was ſie auf dieſe wohlgeſezte Rede der geiſtreichen Meerkatze antworten ſollte. Sie blieb ſtumm, wie ein Fiſch, machte zwei große Augen, wie ein Teller, glaubte zu träumen und fühlte ungewohnte Empfindungen in ihrem Herzen aufſteigen.

Sie trug das Aeffchen in ihr Zimmer, und als beide allein waren, ſprach ſie zu ihm: „Erzähle mir deine Geſchichte, denn ich fühle in meinem Innerſten, daß du mir fortan von allen Thieren, welche ſich in meinen Menagerien befinden, das liebſte ſeyn wirſt, und um deinetwillen will ich der geſammten Affengeſandtſchaft das Leben ſchenken."

„Ach, gnädigſte Frau," rief das Aeffchen aus, „es liegt mir wenig daran, ob dieſe Affen leben oder ſterben. Mein Unſtern hat mich in der Geſtalt eines Affen geboren werden laſſen und mir dabei menſchlichen Verſtand gegeben, um die ganze Größe meines Unglücks zu erkennen. Ein menſchlicher Geiſt iſt verurtheilt, in dem kleinen häßlichen Körper eines Affen zu wohnen."

„Du bist also," fragte die Königin, „im Stande, Liebe zu fühlen?" Das verschämte Aeffchen seufzte tief, schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Wenn du nicht bereits," fuhr die Königin fort, „in einen Affen, in ein Kaninchen oder Eichhörnchen verliebt bist, so habe ich einen kleinen Zwerg, der ganz gut für dich passen würde."

Babiole nahm diesen Vorschlag mit einer Verachtung auf, welche der Königin an einem solchen Meerkätzchen höchst possierlich erschien. „Sey nur nicht böse," sprach die Königin begütigend, „und erzähle mir, wie es kommt, daß du sprechen kannst."

„Alles, was ich weiß," erwiderte Babiole, „ist dies: Als die Königin, Ihre Schwester, nach der Geburt und dem Tod Ihrer Prinzessin Tochter in ihre Staaten zurückkehrte, sah sie einen Ihrer Kammerdiener am Ufer des Flusses sitzend und im Begriffe, mich zu ersäufen. Die Königin nahm mich zu sich, und zur allgemeinen Verwunderung bekam ich menschliche Vernunft und menschliche Stimme. Man gab mir Lehrmeister, ich lernte Klavier spielen, ich lernte mehrere Sprachen, aber je mehr ich zur Vernunft kam, um so empfindlicher wurde mir mein Unglück..."

Das Aeffchen hielt inne, denn die Königin war blaß geworden, wie der Tod, und ein kalter Schweiß ſtand

auf ihrer Stirne. „Was iſt Ihnen, Frau Königin,“ fragte Babiole, „Sie werden ja ganz blaß?“

„Ich ſterbe,“ antwortete die Königin mit ſchwacher Stimme, „ich ſterbe, mein liebes, unglückliches Kind! So mußte ich dich alſo wieder finden!“

Hierauf fiel die Königin in Ohnmacht. Babiole rief nach Hilfe; die Hofdamen beſprengten ſie mit Waſſer

aller Art und brachten sie zu Bette. Babiole kroch unter die Decke, ohne daß man es merkte.

Als die Königin wieder zu sich gekommen war, schloß sie sich mit den Damen ein, welche um das unglückliche Geheimniß wußten. Sie erzählte ihnen nun, was sich begeben hatte, worüber sie sehr staunten und ganz rathlos wurden. Die Königin fragte sie jedoch alles Ernstes, was unter so betrübten Umständen zu thun sey. Die einen riethen nun, das Aeffchen zu ersticken, die andern wollten es in ein Loch sperren, und wieder andere es ins Wasser werfen lassen. Die Königin weinte und schluchzte: „Sie ist so geistreich," sagte sie, „ach, daß sie doch durch einen verzauberten Weißdorn in ein Aeffchen verwandelt werden mußte! Gleichwohl aber ist und bleibt sie meine Tochter, mein Fleisch und Blut. Um meinetwillen hat sie sich den Zorn der bösen Fanferluche zugezogen, und soll nun sie wegen des Hasses leiden, welchen diese Fee auf mich geworfen hat?"

„Madame," erwiderte die Oberhofmeisterin, „vor allen Dingen müssen Sie darauf denken, daß Ihre Krone unbefleckt erhalten werde. Was würde die Welt sagen, wenn Sie eine Meerkatze als Ihre Prinzessin Tochter anerkennten?"

Die Königin machte dieſe Rede ſehr betrübt, und ſie wußte nicht, was ſie thun ſollte. Zulezt wurde im geheimen Rath der Hofdamen beſchloſſen, Babiole in ein altes Schloß zu ſperren, woſelbſt ſie gefangen gehalten, aber gut verpflegt und behandelt werden ſollte.

Als Babiole dieſen Beſchluß vernahm, kroch ſie ganz ſachte unter der Decke hervor, ſchlich an ein offenes Fenſter, ſprang von da auf einen Baum und flüchtete ſich in den Wald. Als man ſie nun im Schloſſe ſuchte, war man ſehr verwundert, ſie nirgends zu finden.

Babiole brachte die Nacht in einer hohlen Eiche

zu, woselbst sie Zeit und Muse hatte, über ihr unglückliches Schicksal Betrachtungen anzustellen. Was ihr den meisten Kummer machte, war, daß sie ihre Mutter, die Königin, hatte verlassen müssen, aber sie wollte doch lieber frei seyn, als ihr ganzes Leben in einem alten Schlosse gefangen sitzen.

Sobald es Tag war, sezte sie ihre Reise fort, sie wußte nicht, wohin sie wollte, noch wohin sie kam. „Ach," seufzte das arme Aeffchen, „wie ist mir doch zu Muthe, wenn ich bedenke, was ich bin und was ich seyn könnte!" Hiebei überflossen ihre Augen von heißen Thränen.

Da sie fürchtete, daß die Königin sie verfolgen lassen möchte, oder daß einer der aus dem Gefängniß befreiten Affen sie wider ihren Willen dem König Magot zuführen würde, so ging sie immer querfeldein, ohne Weg oder Fußpfad zu folgen, und kam endlich in eine große Wüste, wo es weder Häuser noch Bäume, weder Gras noch Wasser gab. Unbedachtsam ging sie immer weiter, bis sie nagenden Hunger fühlte und allzuspät ihre Unvorsichtigkeit einsah.

Zwei Tage und zwei Nächte vergingen, ohne daß sie Speise und Trank zu sich nahm. Sie fühlte sich so schwach, daß sie sich auf den Boden niederlegte, um den

Tod zu erwarten. Da erinnerte sie sich der Olive und der Nuß, welche sich in ihrem kleinen gläsernen Kistchen befanden. Alsbald nahm sie einen Stein, zerschlug das Kistchen und fing an in die Olive zu beißen. Kaum hatte sie dieselbe mit den Zähnen berührt, so strömte eine große Menge wohlriechenden Oels daraus hervor. Als einige Tropfen desselben auf ihre Pfoten gefallen waren, verwandelten sie sich in die schönsten Hände von der Welt. Nachdem sie von ihrem ersten Erstaunen zurückgekommen war, nahm sie das Oel und rieb damit ihren ganzen Körper ein. Wunder über Wunder! Sie wurde plötzlich die schönste Jungfrau, die es jemals gegeben hat. Sie befühlte sich und fand große Augen, einen kleinen Mund und eine wohlgeformte Nase. Jezt wünschte sie nichts so sehnlich, als einen Spiegel zu haben. Endlich fiel es ihr ein, sich dazu des größten Stücks ihres gläsernen Kistchens zu bedienen. Der Anblick ihrer selbst versezte sie in das angenehmste Erstaunen. Ihre Kleider waren mit ihr gewachsen, ihre Haare fielen in Locken herab und ihr Gesicht war so frisch, wie die Blumen des Frühlings.

Nachdem aber das erste Entzücken vorüber war, stellte sich der nagende Wurm des Hungers doppelt schreckhaft wieder ein. „Ach!“ rief sie aus, so jung und so

chön, eine Prinzessin von Geblüt, soll ich in dieser Wüste elendiglich umkommen! Was kann es mir jezt helfen, daß ich die schönste Prinzessin von der Welt geworden bin!"

In der Verzweiflung biß sie in die Nuß und zerknackte sie. Alsbald gingen aus derselben eine unzählbare

Menge von Menſchen hervor: Baumeiſter, Maler, Steinhauer, Bildhauer und andere Arten von Handwerkern. Sie erbauten urplötzlich einen Palaſt, verſahen ihn mit den koſtbarſten Geräthſchaften, legten prächtige Gärten an, und alles glänzte von Gold und Silber. Sechszig Prinzeſſinnen, wie Königinnen gekleidet, mit einem zahlreichen Gefolge von Stallmeiſtern und Pagen, führten ſie mit großer Ehrerbietung zur Tafel. Sie ließ ſich nicht lange bitten, und mit dem Air einer Königin aß ſie wie ein Wolf.

Nachdem ſie von der Tafel aufgeſtanden war, ließen ihr ihre Schatzmeiſter fünfzehntauſend große mit Gold und Diamanten gefüllte Kiſten vortragen. Sie fragten ſie, ob es ihr nunmehr genehm ſey, daß die Handwerksleute bezahlt würden, welche ihren Palaſt gebaut hatten. Sie fand dies nicht anders als billig, unter der Bedingung jedoch, daß ſie ihr auch eine Stadt bauen, ſich verheirathen und in derſelben niederlaſſen ſollten. Dazu verſtanden ſie ſich gerne, und in einer Zeit von drei Viertelſtunden hatten ſie die Stadt gebaut, obwohl ſie fünfmal größer war, als die Stadt Rom. Man kann wohl ſagen, daß niemals größere Dinge aus einer Nuß hervorgegangen ſind.

Die Prinzessin ging immer in Gedanken damit um, eine prächtige Gesandtschaft an die Königin, ihre Mutter, abzuschicken, und dem Prinzen, ihrem Vetter, einige Vorwürfe zu machen. Sie bekam aber keine Zeit dazu, denn sie mußte im Ringelrennen den Preiß austheilen, und in die Komödie, auf die Jagd und auf den Fischfang gehen, weil man, wohl zu merken, auch einen großen Fluß in diese Wüste geleitet hatte. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von ihrer Schönheit durch die ganze Welt, und aus allen vier Ecken derselben kamen an ihren Hof die größten und kleinsten Könige, Riesen, so groß als die höchsten Berge, und Zwerge, so klein wie eine Maus.

Eines Tages geriethen mehrere Ritter beim Lanzenbrechen in ernstlichen Streit und stachen und hieben wie besessen auf einander los. Die Prinzessin wurde zornig und stieg von ihrem Balkon herab, um zu sehen, wer diese Ruhestörer seyen. Mit größtem Erstaunen erkannte sie unter ihnen den Prinzen, ihren Vetter, allein zu ihrem Leidwesen fand sie ihn mehr todt, als lebendig. Sie wäre fast in Ohnmacht gefallen und ließ ihn in das schönste Gemach ihres Palastes tragen. Hier wurde allem aufgeboten, was zu seiner Rettung dienen konnte: Aerzte,

Chirurgen, Balsam und Aderlasse. Die Prinzessin zupfte selbst Charpie und machte Bandagen, welche sie mit ihren Thränen befeuchtete, und diese Thränen waren der heilsamste Balsam für den Verwundeten. Er bedurfte dessen aber auch, denn ohne ein Dutzend Säbelhiebe und eben so viele Lanzenstiche zu rechnen, wovon er halb in Stücken zerhackt und von einem Ende zum andern durchbohrt war, litt er noch mehr an den Herzenswunden, welche ihm die schönen Augen der Prinzessin geschlagen

hatten. Ach, wie fühlte er sich so glücklich, zu sehen, mit welcher Angst sein Zustand die Prinzessin erfüllte! Er wollte ihr seine Dankbarkeit in Worten ausdrücken, als er plötzlich in einen Todeskrampf verfiel. Jezt gerieth die Prinzessin in Verzweiflung und raufte sich die Haare aus, zur großen Verwunderung ihres Hofstaats, welcher nicht wenig erstaunte, daß sie in so kurzer Zeit eine so zärtliche Neigung für einen Fremden gefaßt hatte, denn man wußte in Babiole (diesen Namen hatte sie ihrem Königreiche gegeben) nicht, daß der Prinz ihr Vetter war und daß sie ihn von Kindesbeinen an geliebt hatte.

Der Prinz war auf einer Reise an diesen Hof gekommen, und da er Niemand kannte, so glaubte er sich bei der Prinzessin nicht besser einführen zu können, als, indem er vor ihren Augen ein Dutzend Heldenstücke spielte, d. h. den andern Turnierrittern Arme und Beine abhieb. Da dieselben aber nicht geneigt waren, sich solches gefallen zu lassen, so gab es einen harten Strauß, in welchem, wie wir gesehen haben, der Prinz den kürzern zog.

Die Prinzessin lief in ihrer Verzweiflung aus dem Schlosse und ließ Hofstaat und Garden hinter sich. Sie kam in einen Wald und fiel unter einem Baume in Ohnmacht. Die böse Fee Fanferluche, welche nur auf eine

Gelegenheit lauerte, ihr zu ſchaden, nahm die Zeit wahr und entführte ſie in einer Wolke, welche ſo ſchwarz war wie Tinte, und ſo ſchnell davon flog wie der Wind.

Die Prinzeſſin lag eine geraume Zeit in Ohnmacht, bis ſie endlich wieder zu ſich kam. Sie war ſehr verwundert, ſich ſo weit von der Erde weg, und ſo nahe am Pol zu finden. Da der Boden der Wolke nicht feſt iſt, ſo ſchwankte ſie hin und her und es war ihr, als ob ſie auf Federn ginge. Je und je, wann die Wolke ſich öffnete, mußte ſie ſich ſehr in Acht nehmen, daß ſie nicht herunterfiel. Sie hatte Niemand, dem ſie ihr Elend klagen konnte, denn die böſe Fanferluche hatte ſich unſichtbar gemacht. Es fehlte ihr nun nicht an Zeit, an ihren geliebten Vetter, den Prinzen, zu denken, und ſie vergoß reichliche Thränen, als ſie an den troſtloſen Zuſtand dachte, worin ſie ihn zurückgelaſſen. „Ach!“ rief ſie aus, „ſo lebe ich denn noch, nachdem mein geliebter Prinz geſtorben iſt! Möchten mich doch die Strahlen der Sonne zu Aſche brennen, könnte ich mich doch in dieſen Regenbogen ſtürzen und erſäufen! Ach! der ganze Thierkreis iſt taub für meine Stimme, der Schütze hat keine Pfeile, der Stier keine Hörner, der Löwe keine Zähne für mich. Vielleicht wird ſich die Erde meiner erbarmen und

mir irgend einen Felsen darbieten, auf dem ich mich zerschmettern kann. O Prinz, mein geliebter Vetter, warum bist du nicht hier, um mich den tragischen Sprung einer verzweifelnden Geliebten machen zu sehen!"

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, rannte sie an das äußerste Ende der Wolke und stürzte sich aus ihr

herab. Sie flog wie ein Pfeil von der Sehne und wer sie so fallen sah, glaubte, daß der Mond gegen die Erde stürze. Die Völker, welche den Mond anbeten, legten deßhalb große Trauer an und beschuldigten die Sonne, sie habe ihm aus bloßem Neid diesen Streich gespielt.

Wie sehr auch die Prinzessin zu sterben wünschte, so gelang es ihr damit doch nicht. Sie fiel nämlich in den gläsernen Kolben, worin die Feen ihren Katafia an der Sonne zu destilliren pflegen. Aber welche Bouteille! Sie war größer, als der größte Kreis, den man um die Welt ziehen kann. Zum Glück befand sie sich gerade leer, sonst wäre die Prinzessin darin ertrunken wie eine Fliege.

In dem großen Destillirleiben der Feen hielten sechs Riesen Wache; sie erkannten alsbald die Prinzessin, da sie einige Zeit an ihrem Hofe zugebracht und sich um ihre Hand beworben hatten. Die besorgte Fauferluche, die Alles wohl berechnete, hatte sie, jeden auf einem fliegenden Drachen, höher versezt, und diese Drachen hüteten den Kolben, wann die Riesen schliefen. Während die Prinzessin sich in diesem Kolben befand, wünschte sie sich manchmal ihre Affenhaut zurück; sie lebte, wie das Kamäleon, von der Luft und vom Thau.

Niemand wußte, wo die Prinzessin hingekommen war. Der Prinz, welcher nicht an seinen Wunden gestorben war, fragte immer nach der Prinzessin Babiole. Er merkte an der traurigen Stimmung der Personen, welche ihn bedienten, daß etwas vorgegangen seyn müsse, welches den ganzen Hof in Trauer versetze. Nachdem er wieder

genesen war, erfuhr er mit Leidwesen das plötzliche Verschwinden der Dame seines Herzens. Man hatte sie in den Wald gehen sehen, und nun sagten einige, sie sey von Löwen zerrissen worden, andere behaupteten, sie habe sich aus Verzweiflung selbst das Leben genommen, wieder andere meinten, sie sey wahnsinnig geworden und laufe als eine Tolle in der Welt herum.

Dieſer lezten Meinung, als der am wenigſten ſchrecklichen und die ihm noch einige Hoffnung gewährte, ſchloß ſich der verliebte Prinz an. Er ſezte ſich demnach auf ſein gutes Roß Criquetin, welches der älteſte Sohn des berühmten Bucephalus und das edelſte Pferd ſeines Jahrhunderts war, und ließ ihm, wie fahrende Ritter pflegen, den Zaum, um ſelbſt den Weg zu ſeiner geliebten Prinzeſſin zu ſuchen. Unterwegs ſeufzte er unaufhörlich und ließ die Lüfte von dem Namen ſeiner Dulcinea ertönen, aber nur das Echo antwortete ihm.

Endlich kam er an das Ufer eines großen Fluſſes. Sein Roß Criquetin hatte Durſt und ging an das Waſſer, um zu trinken. Der Prinz ſchrie, wie er pflegte, aus Leibeskräften: „Babiole, ſchöne Babiole, wo biſt du?“

Plözlich vernahm er eine Stimme, ſo ſanft wie Flötenton, die ſprach: „Reite zu, ſo wirſt du es erfahren.“ Alsbald gab der Prinz, der ſo verwegen als verliebt war, dem guten Roſſe Criquetin beide Sporen. Es bäumte ſich und ſchwamm mitten in den Strom. Hier faßte Roß und Reiter ein Wirbel und zog ſie in die Tiefe. Der Prinz machte ſich gar nichts daraus, denn fahrende Ritter ſind an ſolche und andere Abenteuer längſt gewöhnt.

Er kam auch glücklich bei dem guten alten Biroqua an, der eben die Hochzeit seiner Tochter mit einem großen und reichen Flusse der Nachbarschaft feierte. Seine Grotte wimmelte von Meergöttern aller Art. Die Tritonen und Sirenen machten eine herrliche Musik, nach welcher der alte Fluß Biroqua, leicht gekleidet, mit der Seine, der Themse, dem Euphrat und Ganges walzte. Alle diese Flüsse hatten einen weiten Weg gemacht, um der Hochzeit der Tochter des alten Biroqua anzuwohnen. Das Roß Criquetin, das viele Lebensart besaß, war respektvoll am Eingang der Grotte stehen geblieben und der Prinz, welcher noch viel artiger war, als sein Leibroß, machte eine tiefe Verbeugung und fragte, ob es wohl erlaubt sey, daß ein Sterblicher in die Mitte der hier versammelten Gottheiten trete.

Der alte Biroqua versezte hierauf, daß es ihnen zur größten Ehre gereiche, einen so weltberühmten Prinzen bei sich zu sehen. „Ich erwarte Sie," fuhr er fort, „schon seit einigen Tagen. Sie müssen wissen, daß ich mich für Sie und die Prinzessin sehr interessire. Die rachsüchtige Fanferluche hat diese unglückliche Fürstin in einen gläsernen Kolben gesperrt, aus welchem Ihr tapferer Arm, durchlauchtigster Prinz, sie befreien soll." —

„Was Sie mir da nicht sagen," versezte verwundert der Prinz, „die Prinzessin in einem Glaskolben!" — „Ja," erwiderte der weise Flußgott, „es gefällt ihr auch gar nicht darin, und sie schmachtet sehr nach einem Erlöser. Ihre Befreiung ist jedoch keine so leichte Sache, denn zuvor müssen sechs Riesen und sechs Drachen überwunden werden, welche den Kolben bewachen. Inzwischen habe ich bereits für Alles Sorge getragen, wenn es Ihnen gefällig ist, gutem Rathe zu folgen. Sie müssen Ihr gutes Roß Criquetin hier lassen und einen geflügelten Delphin besteigen, den ich für Sie dressirt habe." Der alte Biroquoi ließ nun den geflügelten Delphin, der wohl gesattelt und gezäumt war, vorreiten und er machte seine Volten und Courbetten so gut, daß das Roß Criquetin ganz neidig darüber wurde.

Hierauf waffneten Biroquoi und die übrigen Flußgötter den Prinzen nach ihrer Art. Man legte ihm einen glänzenden Harnisch an, der aus Schuppen von Goldkarpfen künstlich zusammengesezt und undurchdringlich war, auf den Kopf sezte man ihm eine große Muschel, über welcher sich als Helmbusch der Schwanz eines Stockfisches erhob; eine Najade umgürtete ihn mit der Haut eines Aals, an welcher ein großer Degen von Fischgrat hing; die

Schaale einer großen Schildkröte diente ihm als Schild. Nachdem er alſo gewaffnet war, konnte man ihn füglich für einen Flußgott halten, denn, um die Wahrheit zu ſagen, dieſer Prinz hatte ein höchſt erhabenes und mehr als menſchliches Weſen.

Er verging faſt vor Freude, ſeine geliebte Babiole wieder zu ſehen, aß, wie die Chronik dieſer wahrhaftigen Geſchichte erzählt, mit gutem Appetit, hielt eine zierliche Abſchiedsrede an die anweſenden Flußgötter, empfahl ihrer Fürſorge ſein treues Roß Criquetin, beſtieg den geflügelten Delphin und ritt davon, um ſeine geliebte Prinzeſſin aus dem gläſernen Kolben zu befreien, worin ſie, von ſechs Rieſen und ſechs Drachen bewacht, Tag und Nacht ſeufzte und weinte.

Als die Nacht anbrach, hatte ſich der Prinz bereits ſo hoch in die Lüfte erhoben, daß er im Mond abſtieg, um ein wenig auszuruhen. Er ſah hier ſo viel Wunderbares, daß er ſicherlich längere Zeit daſelbſt verweilt haben würde, wenn er im Stande geweſen wäre, einen andern Gedanken zu faſſen, als den, ſeine geliebte Prinzeſſin aus dem Glaskolben zu befreien.

Mit der anbrechenden Morgenröthe erblickte er endlich den gläſernen Kolben nebſt den ſechs Rieſen und den

sechs Drachen, welche ihn bewachten. Die böse Fee Fanferluche, welche diese furchtbaren Wächter mittelst ihres Zauberstabs an den Kolben gebannt hatte, glaubte nicht, daß irgend ein Sterblicher im Stande sey, sie zu besiegen und die Prinzessin zu befreien, allein die Liebe überwindet alles. Dieses wußte die alte böse Fee nicht, denn sie liebte Niemand.

Die schöne Prinzessin sah eben traurig gen Himmel und verwünschte ihr Schicksal, als sie den geflügelten Delphin und den Ritter erblickte, der zu ihrer Befreiung kam. Sie hätte dies kaum für möglich gehalten, wenn sie nicht aus eigener Erfahrung gewußt hätte, daß in dem Reiche der Feen und Geister alltäglich ganz außerordentliche Dinge zu geschehen pflegen.

Inzwischen hatten auch die Riesen den über ihren Häuptern schwebenden Prinzen erblickt. Sie hielten ihn für einen Hornschröter und suchten ihn zu fangen, um sich einen Spaß mit ihm zu machen. Plötzlich aber stürzte sich dieser tapfere Prinz mit solchem Ungestüm auf sie herab, daß er sie in weniger als einer Sekunde sämmtlich in die Pfanne hieb. Als die Prinzessin das Geräusch dieses furchtbaren Kampfes vernahm, wendete sie das Haupt und erkannte den Prinzen, ihren Vetter. Sie hatte keine Zeit

für ſein Leben zu zittern, denn bereits lagen die ſechs Rieſen und die ſechs Drachen, in zehntauſend Stücke gehauen, auf dem Boden. Solches geſchah durch die Kraft des bezauberten Schwerts, welches der gute Biroquoi dem Prinzen gegeben hatte, und durch die Behendigkeit des geflügelten Delphin.

Der ungeduldige Prinz, welcher die Prinzeſſin durch das Glas erblickte, hätte den Kolben beinahe in Stücke gehauen. Da er jedoch befürchtete, ſie zu beſchädigen, ſo ſtieg er ſachte durch den Hals der Bouteille hinab, und als er unten angekommen war, warf er ſich mit vielem

Anſtand zu Babiolens Füßen und küßte ihr reſpektvoll die Hand. „Gnädigſter Herr!“ ſagte die Prinzeſſin, „um Ihre Achtung nicht zu verſcherzen, muß ich Ihnen vor allen Dingen berichten, warum ich ſo zärtlichen Antheil an der Erhaltung Ihres Lebens genommen habe. Wiſſen Sie demnach, daß wir nahe Verwandte ſind. Ich bin nämlich die Tochter der Königin, Ihrer Tante, und daſſelbe Aeffchen, das Sie unter dem Namen Babiole gekannt, und deſſen Liebe Sie verſchmäht haben.“

„Ach, gnädigſte Prinzeſſin,“ rief der Prinz aus, „iſt es möglich, daß Sie dieſes Aeffchen geweſen wären? Und ich Unglücklichſter der Prinzen habe damals Ihre Liebe verſchmäht!“

„Ich würde jezt eine ſehr ſchlechte Meinung von Ihrem guten Geſchmack haben,“ erwiderte die Prinzeſſin lächelnd, „wenn Sie damals an meiner Affengeſtalt Gefallen gefunden hätten. Jezt aber, gnädigſter Herr, wollen wir dieſen gläſernen Kolben verlaſſen, und uns zur Königin, meiner Mutter, begeben, um ihr alle die unglaublichen Dinge zu erzählen, welche uns begegnet ſind.“ — Somit beſtiegen beide den geflügelten Delphin und ritten durch die Lüfte davon.

In weniger als zwei Minuten waren ſie in der Hauptſtadt, in welcher die Königin Mutter ihr trauriges Daſeyn verlebte. Sie dachte unaufhörlich an ihre Tochter Babiole, und hätte die Hälfte ihres Königreichs darum gegeben, ſie, wenn auch in Affengeſtalt, wieder zu beſitzen. Der Prinz verkleidete ſich alsbald in einen Greis mit weißem Bart, und ließ um eine Audienz bei der

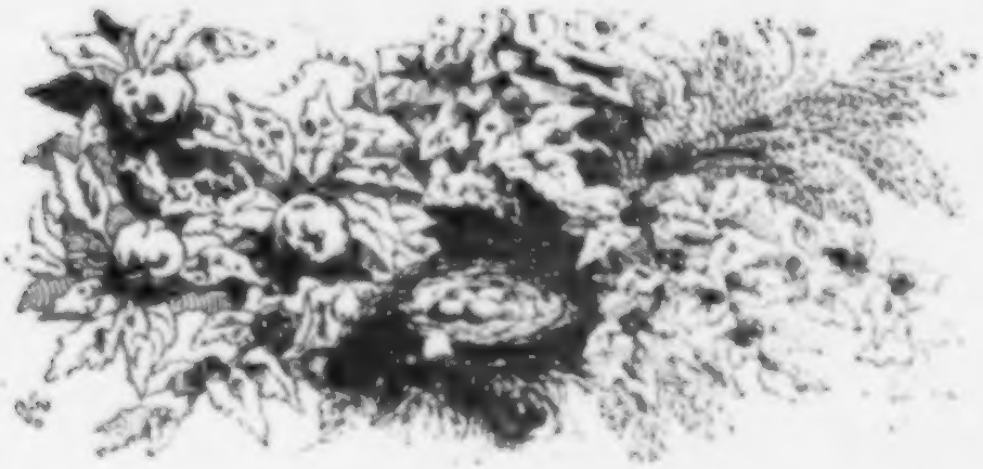
Königin bitten. „Gnädigste Frau," sagte er, „ich habe mich von Jugend an auf Zauberei gelegt. Sie werden sich deshalb nicht wundern, wenn ich den Haß der bösen Zauberfluche gegen Sie, und alle die üblen Folgen kenne, welche daraus entstanden sind. Beruhigen Sie sich jedoch, denn diese Babiole, welche Sie als Meerkätzchen gesehen haben, ist nunmehr die schönste Prinzessin von der Welt. Sie soll sogleich vor Ihnen erscheinen, wenn Sie der Königin, Ihrer Schwester, den grausamen Krieg, den sie gegen Sie führte, verzeihen und den Frieden durch eine Heirath Ihrer Prinzessin Tochter mit dem Prinzen, Ihrem Neffen, besiegeln wollen." — „Ach," seufzte die Königin, „ich kann gar nicht glauben, was Sie mir da sagen, weiser Zauberer. Sie wollen mir nur Trost gewähren, aber ich bin schon zum Leiden bestimmt; ich habe meine Lieblingstochter und den König, meinen Gatten, verloren; meine Schwester behauptet, daß ihr mein Königreich von Rechtswegen gehöre, ihr Sohn ist eben so ungerecht gegen mich und ich werde nie in eine Verbindung meiner Tochter mit ihm willigen." — „Im Rathe der Götter ist es anders beschlossen," sprach in prophetischem Tone der verkappte Zauberer. — „Wozu würde es auch nützen," rief die Königin aus, „daß ich

meine Zustimmung zu dieser Heirath gebe. Die gottlose Fee Fanferluche besizt zu viele Macht und Bosheit, und wird sich ihr immer widersetzen." — „Darüber können Sie ganz ruhig seyn," versicherte der Zauberer, „versprechen Sie mir nur ihre Einwilligung zu der Heirath zu geben." — „Ich will ja alles versprechen," sagte die Königin, „wenn ich nur meine geliebte Tochter wieder sehe."

Alsbald entfernte sich der Zauberer und kam als Prinz wieder zurück. Als er die schöne Prinzessin an seiner Hand durch die Gemächer des Palastes führte, sagten sogleich alle Hofleute einstimmig, daß sie ihrer königlichen Mutter gleiche, wie ein Ei dem andern. Die Prinzessin warf sich der Königin, ihrer Mutter, zu Füßen, welche sie in ihre Arme nahm und ihre sprachlose Freude durch tausend Küsse zu erkennen gab. Hierauf wiederholte die Königin dem Prinzen, ihrem Neffen, das Versprechen, das sie dem Zauberer gegeben hatte.

In diesem Augenblick kündigte ein großes Geräusch im Schloßhofe die Ankunft der Königin, ihrer Schwester, an. Der weise Biroquoi und das gute Roß Criquetin befanden sich in ihrem Gefolge, so daß nichts

zur allgemeinen Freude fehlte. Die Hochzeit wurde am nämlichen Tage, der böſen Fanferluche zum Trotz, mit großer Pracht gefeiert.



Der Lieblingsprinz.

Es war einmal ein König, der war ein so braver Mann, daß ihn seine Unterthanen nur den guten König nannten. Als er eines Tages auf der Jagd war, flüchtete sich ein kleines weißes Kaninchen, das die Hunde verfolgten, unter seine Füße. Der König liebkoſete dem Häschen und ſprach: „Weil du dich in meinen Schutz begeben haſt, ſo ſoll dir nichts Leids geſchehen.“ Er nahm dieſes Kaninchen mit in ſeinen Palaſt, gab ihm ein niedliches kleines Häuschen zur Wohnung und grüne Kräuter zur Speiſe. Als er in der Nacht allein in ſeinem Zimmer war, erſchien ihm eine ſchöne Frau; ſie trug kein

Gewand von Gold oder Silber, aber ihr Kleid war weiß wie der frischgefallene Schnee, und ihr Haupt zierte eine Krone weißer Rosen. Der gute König war sehr erstaunt, diese Frau vor sich zu sehen, denn seine Thüre war verschlossen, und er wußte nicht, wie sie hereinkommen konnte. Sie sprach zu ihm: „Ich bin die Fee Candide; ich schwebte durch das Gehölz, als du auf der Jagd warst, und ich wollte sehen, ob du so gut seyst, wie alle Welt sagt. Deßwegen nahm ich die Gestalt eines Kaninchen

an und flüchtete mich in deine Arme, denn ich weiß, daß diejenigen, welche Mitleid mit dem unvernünftigen Thier haben, noch mehr die Menschen lieben. Hättest du mir deinen Schutz versagt, so würde ich dich nimmermehr für gut gehalten haben. Jezt danke ich dir für dein Mitleid und sichere dir meine ewige Freundschaft zu. Fordere von mir, was du willst, und es ist dir gewährt.“

„Da du eine Fee bist," erwiderte der gute König, „so mußt du schon alles wissen, was mein Herz sich wünscht. Ich habe nur einen einzigen Sohn, den ich sehr liebe, und den man daher den Prinz Liebling genannt hat. Wenn du einige Freundschaft für mich fühlst, so werde die Freundin meines Sohnes." — „Recht gerne," versezte die Fee, „ich kann deinen Sohn zum schönsten, zum reichsten, oder zum mächtigsten Fürsten der Erde machen; wähle für ihn." — „Ich verlange nichts von allem diesem für meinen Sohn," antwortete der gute König, „aber ich werde dir dankbar seyn, wenn du ihn zum besten Fürsten machst. Was nüzen ihm Schönheit, Reichthum und Macht, besäße er auch alle Kronen der Erde, wenn er nicht tugendhaft ist. Du weißt, daß Tugend allein glücklich und zufrieden macht." — „Du hast Recht," sprach die Fee, „aber es liegt außer der Sphäre meiner Macht, den Prinzen Liebling wider seinen Willen tugendhaft zu machen. Alles, was ich dir versprechen kann, ist, ihm guten Rath zu ertheilen, seine Fehler zu tadeln und ihn zu strafen, wenn er sich nicht selbst bessern und seinen bösen Neigungen Gewalt anthun will."

Der gute König freute sich sehr über dieses Versprechen, und bald darauf starb er. Der Prinz Liebling

weinte sehr um seinen Vater, denn er liebte ihn von ganzem Herzen, und er hätte alle seine Länder, all sein Gold und Silber hingegeben, um ihn von dem allgemeinen Loose der Menschheit zu retten. Zwei Tage nach dem Tode des guten Königs, als der Prinz Liebling Nachts im Bette lag, erschien ihm die Fee Candide. „Ich habe deinem Vater versprochen," sagte sie, „deine

Freundin zu seyn; ich will Wort halten, und komme, dir ein Geschenk zu machen." Mit diesen Worten steckte sie dem Prinzen einen kleinen goldenen Ring an den Finger. „Bewahre diesen Ring wohl, er ist kostbarer als alle Edelsteine der Erde. So oft du eine böse Handlung begehen willst, wird er dich in den Finger stechen. Beharrst du aber trotz dieses Stichs in bösem Thun, so wirst du meine Freundschaft verlieren, und ich werde deine Feindin seyn." Nachdem die Fee diese Worte gesprochen hatte, verschwand sie plötzlich und ließ den Prinzen Liebling sehr erstaunt zurück. Er war eine Zeitlang so tugendhaft und weise, daß der Ring ihn ganz und gar nicht stach, und dies machte ihn so zufrieden mit sich selbst, daß man ihn, außer Prinz Liebling, auch Prinz Glücklich nannte. Einige Zeit darauf war er auf der Jagd, und da er kein Wild erlegte, so wurde er übler Laune; es schien ihm nun, daß sein Ring den Finger ein wenig drücke; da er ihn aber nicht stach, so hatte er nur wenig Acht darauf. Als er in sein Zimmer kam, sprang sein Lieblingshündchen Bibi an ihm hinauf. „Packe dich," sagte er mißmuthig, „ich bin nicht in der Laune, deine Liebkosungen anzunehmen." Der arme kleine Hund, der ihn nicht verstand, zog ihn am Kleide, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu

lenken. Hierüber wurde der Prinz Liebling so ungeduldig, daß er ihm einen heftigen Fußtritt gab. Alsbald stach ihn der Ring wie eine Nadel; er war sehr erstaunt und sezte sich ganz beschämt in einen Winkel des Zimmers. „Ich glaube," dachte er, „die Fee macht sich lustig über mich, welches große Verbrechen ist denn das, einem Thiere, das einem lästig wird, einen Fußtritt zu geben? Wozu bin ich Herr eines großen Reichs, wenn ich nicht einmal meinen Hund schlagen darf?"

„Ich mache mich nicht lustig über dich," sprach eine Stimme, die auf die Gedanken des Prinzen antwortete, „du hast, statt eines einzigen, drei Fehler begangen; du warst übler Laune, weil du keinen Widerspruch leiden kannst, und weil du glaubst, daß Menschen und Thiere geschaffen sind, dir zu gehorchen. Du bist in Zorn gerathen, und das ist ein großer Fehler, und dann warst du grausam gegen ein armes Thier, daß keine Mißhandlung verdiente. Ich weiß wohl, daß du weit über einem Hunde stehst, aber wenn es eine vernunftgemäße und erlaubte Sache wäre, daß die Hohen und Mächtigen Alles mißhandeln dürften, was unter ihnen steht, so könnte ich alsogleich dich schlagen, oder gar tödten, denn eine Fee steht über dem Menschen. Der Ruhm und das Glück

des Beherrschers eines großen Reichs besteht nicht darin, das Böse zu thun, das er will, sondern so viel Gutes, als er kann." Prinz Liebling gestand seinen Fehler und versprach sich zu bessern, allein er hielt nicht Wort. Er war von einer einfältigen Amme erzogen worden, die ihn von Kindesbeinen an verwöhnt hatte. Wenn er etwas wollte, durfte er nur weinen, schreien, mit dem Fuße stampfen, dann gab ihm dieses Weib Alles, was er verlangte, und das machte ihn halsstarrig. Auch sagte sie ihm, vom Morgen bis zum Abend, daß er eines Tages König seyn werde und daß die Könige sehr glücklich seyen, weil alle Menschen ihnen gehorchen und sie verehren müßten, und die Könige dürften thun, was sie wollten. Als Prinz Liebling älter und vernünftiger wurde, sah er wohl ein, daß es nichts Erbärmlicheres gibt, als hochmüthig und eigensinnig zu seyn. Er that sich Gewalt an, sich zu bessern, aber alle diese Fehler waren bereits bei ihm eingewurzelt, und nichts läßt sich schwerer ablegen, als böse Gewohnheiten. Nicht als ob er von Natur ein böses Herz gehabt hätte, er weinte vor Unmuth, wann er einen Fehler begangen hatte. „Wie unglücklich bin ich doch," sprach er, „daß ich täglich gegen meinen Zorn und Hochmuth kämpfen muß;

hatte man mich in meiner Jugend besser gezogen, so würde ich nicht so viele Anfechtung haben." Sein Ring stach ihn sehr oft; für einen leichten Fehler stach er ihn nur ein wenig, wenn er aber eine böse Handlung beging, so stach er ihn bis aufs Blut. Endlich wurde er ungeduldig, und da er ungehindert böse seyn wollte, warf er seinen Ring weg. Nachdem er sich von diesen Stichen befreit sah, hielt er sich für den glücklichsten Menschen. Er gab sich allen Thorheiten hin, die ihm durch den Kopf fuhren, so daß er sehr böse wurde und daß ihm Jedermann gram war.

Eines Tages, als Prinz Liebling spazieren ging, sah er ein Mädchen, die so schön war, daß er sie zu heirathen beschloß. Sie hieß Zelie, und war so vernünftig als schön. Prinz Liebling meinte, Zelie würde sich sehr glücklich schätzen, eine große Königin zu werden, sie aber erklärte ihm frei und furchtlos: „Ich bin nur ein armes Hirtenmädchen, aber trotz dem werde ich dich niemals heirathen." — „Mißfalle ich dir denn so sehr?" fragte Prinz Liebling etwas aufgeregt. — „Nein, Prinz," erwiederte Zelie, „du bist schön von Gestalt, aber was würde mir deine Schönheit nützen, was alle deine Reichthümer, was die Prachtgewänder,

die du mir gäbest, wenn ich dich um der bösen Handlungen willen, die ich dich täglich begehen sähe, verachten und hassen müßte?“ Prinz Liebling ward sehr zornig über Zelie und befahl seinen Leibwächtern, sie mit Ge

walt in sein Schloß zu führen. Den ganzen Tag ging ihm die Verachtung, welche dieses junge Mädchen gegen ihn an den Tag gelegt hatte, im Kopfe herum; aber da

er sie liebte, konnte er sich nicht entschließen, sie zu mißhandeln. Unter den Günstlingen des Prinzen Liebling befand sich sein Milchbruder, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Dieser Mensch, dessen Gesinnungen eben so niedrig waren, als seine Geburt, schmeichelte der Leidenschaft seines Herrn und gab ihm sehr böse Rathschläge. Da er den Prinzen so traurig sah, fragte er ihn um die Ursache seines Kummers. Prinz Liebling erwiderte ihm, daß er Zeliens Verachtung nicht ertragen könne, und mithin entschlossen sey, seine Fehler abzulegen, weil man tugendhaft seyn müsse, um ihr zu gefallen. Hierauf sprach sein verworfener Günstling: „Ihr seyd allzu gütig, Euch wegen eines solchen Püppchens Zwang anthun zu wollen. Wenn ich an Eurer Stelle wäre, so wollte ich sie bald Gehorsam lehren. Bedenkt, daß Ihr König seyd, und daß es eine Schmach für Euch wäre, Euch unter den Willen eines Hirtenmädchens zu beugen, die sich noch allzu glücklich schätzen darf, wenn sie nur unter Eure Sklavinnen aufgenommen wird. Sperrt sie bei Wasser und Brod ein, und wenn sie Euch dann noch nicht heirathen will, so laßt sie eines qualvollen Todes sterben, damit andere lernen, daß Eurem Willen Nichts widerstehen darf. Ihr wäret entehrt, wenn man erführe,

daß ein so geringes Geschöpf Euch zu trotzen wagte, und alle Eure Unterthanen würden vergessen, daß sie nur darum auf der Welt sind, um Euch dienstbar zu seyn." — „Aber," versezte der Prinz, „wäre es nicht eine Schmach für mich, wenn ich eine Unschuldige tödten ließe, denn Zelie hat kein Verbrechen begangen?" — „Niemand ist unschuldig," entgegnete der Vertraute, „der sich weigert, Euren Willen zu thun. Gesezt aber auch, Ihr beginget eine Ungerechtigkeit, so ist es besser, daß man Euch ungerecht nenne, als wenn das Volk erführe, daß man Euch bisweilen ungestraft trotzen darf." — Der Höfling kannte die schwache Seite des Prinzen Liebling, und die Furcht, sein Ansehen verlezt zu sehen, machte so tiefen Eindruck auf diesen jungen König, daß er sein besseres Gefühl erstickte, welches ihn angetrieben hatte, sein Leben zu bessern. Er beschloß, noch diesen Abend in das Zimmer der schönen Schäferin zu gehen und sie zu mißhandeln, wenn sie sich länger weigere, ihn zu heirathen. Der Milchbruder des Prinzen Liebling, fürchtend, daß noch irgend eine gute Regung in dem Herzen des Königs aufkeimen möchte, brachte noch drei Junge von Adel zusammen, die eben so schlecht waren, als er, um mit dem Könige ein Gelage zu halten; sie speisten

zuſammen und gaben ſich Mühe, die Vernunft des Königs in Wein zu erſäuſen. Während des Eſſens reizten

ſie ihn zum Zorn gegen Zelien, und ſpotteten ſo ſehr über ſeine Schwachheit gegen ſie, daß er wie raſend aufſtand und hoch gelobte, daß er ſie zum Gehorſam zwingen, und wenn ſie ſich nicht füge, morgen als Sklavin verkaufen laſſen werde.

Als der Prinz in das Zimmer der Schäferin kam, war er ſehr erſtaunt, ſie nicht daſelbſt zu finden, denn er

hatte den Schlüssel in der Tasche. Er gerieth in furchtbaren Zorn und schwur, sich an allen denen zu rächen, die ihre Flucht befördert hätten. Als seine Vertrauten ihn so reden hörten, beschlossen sie, seinen Zorn zu benützen, um einen Edelmann, welcher der Erzieher des Prinzen gewesen war, ins Verderben zu stürzen. Dieser brave Mann hatte sich bisweilen erlaubt, dem König seine Fehler vorzuhalten, denn er liebte ihn wie seinen eigenen Sohn. Im Anfang dankte ihm Prinz Liebling dafür, dann aber machte ihn der Widerspruch ungeduldig und er überredete sich, daß sein Erzieher nur aus Rechthaberei Fehler an ihm finde, da doch Jedermann sonst ihm nur Lobsprüche ertheile. Er verwies ihn demnach vom Hofe, aber trotz dessen sagte er je und je, daß er ein rechtschaffener Mann sey, den er zwar nicht mehr liebe, aber nothgedrungen achten müsse. Die Höflinge fürchteten immer, es möchte dem Könige einfallen, seinen alten Gouverneur zurückzurufen, und sie glaubten nun eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, sich seiner für immer zu entledigen. Sie erzählten dem König, daß Suliman (so hieß der würdige Mann) sich gerühmt habe, Zelien die Freiheit zu verschaffen. Drei bestochene Zeugen sagten aus, daß sie diese Aeußerung aus

Sulimans eigenem Munde vernommen. Jezt gerieth der König in den heftigsten Zorn und befahl seinem Milchbruder, seinen Erzieher in Ketten vor ihn führen zu lassen. Nachdem er diesen Befehl ertheilt hatte, zog sich Prinz Liebling in seine Zimmer zurück. Kaum hatte er sie betreten, so erbebte die Erde unter seinen Füßen und unter Donner und Blitz erschien ihm die Fee Candide. „Ich habe deinem Vater versprochen," sprach sie streng und ernst, „dir Rath zu ertheilen und dich zu strafen, so du ihn verachtest; du hast ihn verachtet und bist bis zum Thier herabgesunken; von allem Menschlichen ist dir nur noch die Gestalt geblieben, deine Verbrechen haben ein Unthier, den Schrecken des Himmels und der Erde, aus dir gemacht. Die Zeit der Strafe ist gekommen. Du sollst den Thieren ähnlich werden, deren wilde Leidenschaften du dir angeeignet hast. Du gleichst dem Löwen an Zorneswuth, dem Wolf an Gefräßigkeit, der Schlange an Giftigkeit, denn du hast deinen Lehrer, deinen zweiten Vater, gestochen, dem Stier an Stumpfsinn. Werde ein Thier und trage alle Zeichen dieser vier Gattungen an dir."

Die Fee verschwand, und er sah sich plözlich in einem finstern Walde, am Rand einer Quelle, in deren

klarem Spiegel er seine scheußliche Gestalt erblickte. Da ertönte eine Stimme und sprach: „Das haben deine Verbrechen aus dir gemacht. Deine Seele aber ist noch tausendmal scheußlicher, als dein Körper.“ Prinz Liebling erkannte die Stimme der Fee Candide, und in seiner Wuth wandte er sich um, um sich auf sie zu stürzen und sie zu zerreißen. Er sah aber Niemand und dieselbe Stimme sprach: „Ich lache deiner ohnmächtigen Wuth. Ich will deinen Stolz demüthigen und dich in die Hände deiner eigenen Unterthanen liefern.“

Prinz Liebling wollte die Quelle verlassen, um dem Anblick seiner scheußlichen Mißgestalt zu entgehen. Kaum aber hatte er einige Schritte im Gehölze gemacht, so fiel er in eine Grube, welche man für wilde Thiere gegraben hatte. Die Jäger, welche auf Bäumen versteckt waren, stiegen herab, banden ihn und führten ihn in die Hauptstadt seines Reichs. Unterwegs, statt die Gerechtigkeit seiner Bestrafung zu erkennen, verwünschte er die Fee, biß in seine Ketten und gab sich ganz seiner Wuth hin.

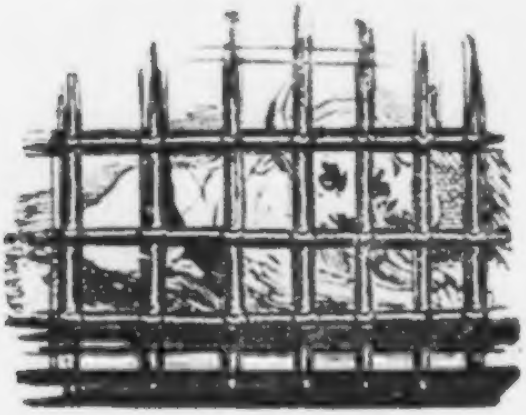
Als sie die Stadt betraten, rüstete man sich zu großen Festlichkeiten. Die Jäger fragten nach deren Ursache und man antwortete: „Der Prinz Liebling, der an Nichts Freude fand, als sein Volk zu quälen, ist in seinem

Zimmer vom Blitz erschlagen worden (denn so glaubte man). Die Götter konnten das Uebermaß seiner Bosheit nicht länger mit ansehen, und haben die Erde von ihm befreit, auf der er ein Gräuel war. Vier Herren von Adel, die Mitschuldigen seiner Verbrechen, wollten das Reich unter sich theilen, aber das Volk, welches wußte, daß allein ihre bösen Rathschläge das Herz des Königs verdorben hatten, hat sie in Stücke zerrissen, und die Krone auf Sulimans Haupt gesezt, welchen der König tödten lassen wollte. Dieser würdige Mann ist gekrönt worden, und wir feiern diesen Tag als den Tag unserer Befreiung, denn der König ist tugendhaft und wird Frieden und Ueberfluß in unsere Mitte zurückführen."

Prinz Liebling schäumte vor Wuth, als er diese Rede vernahm. Als er auf den großen Schloßplatz kam, erblickte er Suliman auf einem prächtigen Throne, um den das Volk herstand und dem Könige langes Leben wünschte, damit er die Wunden heilen möge, die sein Vorgänger dem Lande geschlagen hatte. Suliman winkte mit der Hand, damit Stille zu gebieten, und sprach also zum Volke: „Ich habe die mir dargebotene Krone angenommen, aber bloß um sie für den Prinzen Liebling aufzubehalten. Er ist nicht todt, wie ihr glaubt. Ich weiß es

von einer Fee, und vielleicht werdet ihr ihn eines Tages so tugendhaft wieder sehen, als er in den ersten Jahren seiner Regierung war. Leider," fuhr er mit Thränen fort, , ließ er sich von Schmeichlern verführen. Ich aber kannte sein Herz, es war für die Tugend geschaffen, und ohne die giftigen Rathschläge seiner Umgebungen würde er der Vater seines Volks gewesen seyn. Verabscheut seine Laster, aber beklagt ihn, und laßt uns Alle zu den Göttern beten, daß sie ihn uns zurückgeben mögen. Was mich betrifft, so will ich gerne mein Blut auf den Stufen dieses Thrones fließen sehen, wenn er ihn nur als ein guter König wieder besteigt."

Diese Worte des würdigen Suliman durchbohrten das Herz des Prinzen Liebling. Er sah jezt ein, wie aufrichtig dieser würdige Mann ihm ergeben war, und zum erstenmal warf er sich seine Laster vor. Kaum hatte er dieser guten Gemüthsrührung Gehör gegeben, so legte sich die Wuth, die ihn verzehrte; er dachte an alle Verbrechen, die er in seinem Leben begangen hatte, und fand sich dafür noch nicht genugsam bestraft. Er hörte jezt auf zu toben, legte sich ruhig nieder in dem eisernen Käfig, worin man ihn angekettet hatte, und wurde sanft wie ein Lamm. Man führte ihn in ein großes Haus,



worin alle Ungeheuer und wilden Thiere aufbewahrt waren, und kettete ihn neben den andern an.

Prinz Liebling faßte jezt den Entschluß, seine Fehler zu büßen, indem er sich seinem Wärter ganz unterwürfig zeigte. Dieser Mensch war sehr roh, und obgleich das Ungeheuer sich ganz zahm erwies, schlug er es doch ohne Maß und Ziel, so oft er übler Laune war. Eines Tages, als der Warter eingeschlafen war, stürzte sich ein Tieger, der seine Kette zerrissen hatte, auf ihn, um ihn zu zerfleischen. Im Anfang fühlte Prinz Liebling eine Freude darüber, sich auf solche Weise von seinem Peiniger befreit zu sehen. Plözlich aber schalt er sich selbst darüber und wünschte frei zu seyn. „Ich würde," sagte er, „Boses mit Gutem vergelten, indem ich das Leben dieses Unglücklichen rettete." Kaum hatte er dies

gewünscht, als sein eisernes Käfig von selbst aufsprang; er stürzte auf den Wärter zu, der inzwischen erwacht war und sich gegen den Tieger wehrte. Er glaubte sich schon verloren, als er jezt auch das Ungeheuer frei erblickte, aber dieses warf sich, zu des Wärters Staunen und Freude, auf den Tieger, erwürgte ihn und legte sich dann zu den Füßen des Menschen nieder, den es gerettet hatte. Der Wärter, von Dankbarkeit durchdrungen, wollte sich bücken, um dem Ungeheuer zu liebkosen, das ihm einen so großen Dienst erwiesen hatte, da hörte er eine Stimme, welche sprach: „Eine gute Handlung bleibt niemals unbelohnt," und zugleich erblickte er, statt des Unthiers, einen niedlichen Hund zu seinen Füßen.

Prinz Liebling, über seine Verwandlung erfreut, liebkoste seinem Wärter, der ihn auf den Arm nahm und zum Könige trug, dem er dieses Wunder erzählte. Die Königin wollte den Hund haben, und Prinz Liebling würde sich in seiner neuen Lage glücklich gefühlt haben, wenn er hätte vergessen können, daß er ein Mensch und König sey. Die Königin überhäufte ihn mit Liebkosungen, aber aus Furcht, daß er größer werden möchte, als er war, befragte sie die Aerzte darüber, welche ihr riethen, ihm nichts als Brod, und von diesem nur eine mäßige

Quantität, zu fressen zu geben. Auf solche Weise starb der arme verzauberte Prinz fast Hungers, allein er faßte sich in Geduld.

Als man ihm eines Tags ein Stückchen Brod zum Frühstück reichte, kam ihn die Lust an, es im Schloßgarten zu verzehren; er nahm es in das Maul und nahm seinen Weg gegen einen Kanal, der ihm bekannt und etwas entfernt war, aber er fand diesen Kanal nicht mehr, aber an dessen Stelle ein großes Haus, das von Gold und Edelsteinen glänzte. Er sah eine große Menge Männer und Weiber hineingehen, die prachtvoll gekleidet waren. Man sang, tanzte und schwelgte in diesem Hause; aber alle diejenigen, welche herauskamen, waren bleich, mager, mit Beulen bedeckt und fast ganz nackend, denn ihre Kleider waren in Lumpen zerfezt. Einige fielen gleich beim Heraustreten todt nieder, ohne so viele Kraft zu haben, sich noch weiter zu schleppen, andere schleppten sich mühsam weiter, andere lagen, vor Hunger sterbend, auf dem Boden und baten diejenigen, welche in das Haus hineingingen, um ein Stückchen Brod, wurden aber von denselben keines Blickes gewürdigt. Prinz Liebling näherte sich einem jungen Mädchen, welches Gras auszurupfen versuchte, um es zu essen. Von Mitleid ergriffen, dachte er: „Ich

habe zwar Hunger, aber ich werde bis Mittag nicht Hungers sterben. Wenn ich mein Frühstück dieser Unglücklichen gebe, so rette ich ihr vielleicht damit das Leben.“ Hiermit gab er sein Stückchen Brod dem jungen Mädchen, die es heißhungrig verschlang. Sie schien bald gänzlich gestärkt, und Prinz Liebling, darüber erfreut, wollte eben in das Schloß zurückkehren, als er ein großes Geschrei vernahm. Es war Zelie, welche vier Männer mit Gewalt in diesen Palast führten. Der Prinz bedauerte jezt, daß er nicht mehr die Gestalt und Stärke des Ungeheuers hatte, um ihr zu Hilfe eilen zu können. Jezt aber, ein schwaches Hündchen, vermochte er nichts, als die Räuber anzubellen. Man jagte ihn mit Tritten weg und er beschloß, nicht von der Stelle zu weichen, um zu sehen, was aus Zelien werden würde. Er legte sich das Unglück des armen Mädchens zur Last. „Mein Gott!“ dachte er, „ich zürne ihren Räubern, und habe ich nicht das nämliche Verbrechen gegen sie begangen? Und wenn die Gerechtigkeit des Himmels mir nicht Einhalt gethan hätte, würde ich sie nicht eben so unwürdig behandelt haben?“

In diesen Betrachtungen wurde er durch ein Geräusch aus der Höhe gestört. Man öffnete ein Fenster und er

erblickte Zelien, welche eine Platte mit köstlichen Speisen, deren bloßer Anblick schon lockend war, herunter warf. Sogleich schloß sich das Fenster wieder, und Prinz Liebling, der sehr hungrig war, traf Anstalt, diese gute Gelegenheit zu benützen. Als er eben von diesen Speisen genießen wollte, stieß das junge Mädchen, welchem er sein Brod gegeben hatte, einen Schrei aus, nahm ihn auf den Arm und sagte: „Armes kleines Thier, berühre diese Speisen nicht; dieses Haus ist der Palast der Wollust, und Alles, was aus ihm kommt, ist vergiftet.“ Zu gleicher Zeit hörte Prinz Liebling eine Stimme, welche sprach: „eine gute Handlung bleibt niemals unbelohnt“ und alsbald fand er sich in eine niedliche weiße Taube verwandelt. Er erinnerte sich, daß Weiß die Farbe der Fee Candide sey, und begann zu hoffen, daß sie ihm endlich seine wahre Gestalt zurückgeben werde. Er versuchte jezt, Zelien aufzufinden, erhob sich in die Lüfte und flog rund um das Haus herum. Er fand ein

Fenſter offen ſtehen und durchflog das ganze Gebaude, ohne jedoch Zelien zu finden. In der Verzweiflung darüber beſchloß er, nicht zu ruhen noch zu raſten, bis er an eine Höhle kam, vor welcher Zelie an der Seite eines ehrwürdigen Einſiedlers ſaß und ein ſpärliches Mahl einnahm. Prinz Liebling flog auf die Schulter der

ſchönen Schäferin und gab durch tauſend Liebkoſungen ſeine Freude zu erkennen. Zelie, über die Zahmheit des Thierchens entzückt, ſtreichelte die Taube mit zarter Hand, und ſagte zu ihr, obwohl ſie nicht glaube, von ihr

verstanden zu werden, daß sie das Geschenk, das sie ihr mit sich selbst gemacht, annehme und sie immer lieben werde. „Was hast du gethan, Zelie?“ sprach der Eremit. „Du hast dein Wort gegeben.“

„Ja, schöne Schäferin,“ sagte Prinz Liebling, der in diesem Augenblicke seine natürliche Gestalt wieder erhielt, „das Ende meiner Verwandlung hing von deiner Einwilligung ab, meine Hand anzunehmen. Du hast mir versprochen, mich immer zu lieben, bestätige mein Glück, oder ich will die Fee Candide beschwören, mich wieder in eine Taube zu verwandeln, als welche ich dir gefallen habe.“

„Du hast keineswegs ihre Unbeständigkeit zu fürchten,“ sagte die Fee Candide, welche die Gestalt des Einsiedlers ablegte, unter welcher sie sich versteckt hatte, „Zelie liebte dich vom ersten Augenblicke an, aber deine Laster bewogen sie, dir ihre Neigung zu verbergen. Da du nun gebessert bist, so kann sie sich ungescheut ihrer Liebe zu dir hingeben. Ihr werdet glücklich seyn, weil eure Einigung auf dem Grunde der Tugend ruht.“

Prinz Liebling und Zelie warfen sich der Fee zu Füßen. Der Prinz dankte ihr für ihr Wohlwollen, und Zelie, erfreut über seine Besserung, bestätigte ihm das

Geständniß ihrer Liebe. „Steht auf, meine Kinder,“ sprach die Fee, „ich will euch in euern Palast bringen, um dem Prinzen Liebling eine Krone zurückzugeben, der er sich durch seine Laster unwürdig gemacht hatte.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so standen sie in Sulimans Zimmer, der, hocherfreut, seinen Herrn wieder tugendhaft zu sehen, ihm den Thron abtrat und der getreuste seiner Unterthanen blieb. Prinz Liebling, mit Zelien vereint, regierte lange Jahre und erfüllte, wie die Sage erzählt, so gewissenhaft seine Pflichten, daß der Ring, den er wieder angesteckt hatte, ihn nicht ein einzigesmal bis aufs Blut stach.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein König, der hatte drei wohlgestaltete und tapfere Söhne; er fürchtete, daß sie die Lust anwandeln möchte, noch vor seinem Tode zu regieren; es liefen sogar Gerüchte um, daß sie sich Anhänger zu werben suchten, um ihm die Krone zu rauben. Obwohl der König alt war, so hatten doch die Fähigkeiten seines Geistes nicht abgenommen, und er fühlte demnach keinen Beruf, einen Platz zu räumen, den er so würdig ausfüllte. Um nun in Ruhe leben zu können, hielt er es für das Beste, seine Söhne durch leere Versprechungen hinzuhalten.

Er ließ sie in sein Kabinet berufen und sprach: „Ich werde nunmehr zu alt, um mich mit dem nämlichen Eifer, wie sonst, den Staatsgeschäften zu widmen; ich fürchte, daß meine Unterthanen hierunter leiden möchten, und will Einem von euch die Krone abtreten; ihr werdet es aber billig finden, daß ich sie nur dem übergebe, der mir am meisten zu gefallen weiß. Da ich mich auf das Land zurückziehen will, so möchte ich einen kleinen, niedlichen und getreuen Hund zum Gesellschafter haben; wer von euch mir nun den schönsten kleinen Hund bringt, der soll meine Krone erben." Die Prinzen wunderten sich sehr darüber, daß ihr Vater ein solches Verlangen nach einem kleinen Hunde habe; da aber die beiden Jüngern ihre Rechnung dabei fanden, so nahmen sie den Auftrag mit Vergnügen an; der Aelteste war zu schüchtern oder zu ehrerbietig, um sein Erstgeburtsrecht geltend zu machen. Sie nahmen demnach Abschied von dem König, er gab ihnen Gold und Edelsteine auf den Weg mit und sagte: „Daß sie sich von heute über ein Jahr mit ihren kleinen Hunden wieder einfinden sollten."

Ehe die Prinzen abreisten, begaben sie sich in ein Schloß, das nur eine Stunde von der Stadt entfernt

war. Sie feierten dort mit ihren Vertrauten ein großes Fest, schwuren sich ewige Freundschaft und versprachen sich gegenseitig, daß der glückliche Erbe der Krone seine Brüder reichlich begaben solle. Sofort machten sie sich ohne alle Begleitung auf den Weg und legten sich andere Namen bei, damit sie Niemand kennen solle.

Jeder der drei Brüder schlug einen andern Weg ein; die beiden älteren bestanden viele Abenteuer, aber hier ist nur von dem die Rede, was dem jüngeren begegnete. Er war ein schöner und geistreicher Prinz und Meister in allen ritterlichen Uebungen; er sang äußerst angenehm und spielte die Guitarre mit vieler Fertigkeit, und was seinen Muth anbelangt, so ging er bis zur Verwegenheit.

schloß Thüren und Fenster, damit Niemand etwas hören sollte, und faßte den Beschluß, bei der Geburt des Kindes alle Feen auf tausend Meilen in der Runde zu Gevatter zu bitten. Es gingen Couriere in alle Welt aus, welche den Feen sehr höfliche und wohlgesetzte Briefe brachten, worin sie zu Gevatter gebeten und ersucht wurden, die Sache geheim zu halten, damit die Fee Bösbuckel nichts davon erfahren und irgendeinen Spuck machen möchte. Für ihre Mühe versprach man den Feen ein blaues Sammtkleid, einen wollenen Unterrock, ein paar grüne Pantoffeln und einen Brief englischer Nadeln.

Sobald die Couriere abgereist waren, so machte sich die Königin mit ihren Hofdamen und Kammerfrauen an die Arbeit, um den Feen die versprochenen Kleider und Unterröcke zu fertigen. Sie hatte an viele Feen geschrieben, aber es kamen ihrer nur fünf. Sie trafen in dem nämlichen Augenblick ein, als die Königin ein Kind bekam: denn sie hatten es auf die Minute berechnet. Sie schlossen sich in's Zimmer ein, um die Prinzessin zu begaben: die erste verlieh ihr vollkommene Schönheit, die zweite unendlichen Verstand, die dritte eine himmlische Stimme, die vierte Schriftstellertalent, um in Prosa und Versen zu schreiben.

Als aber die fünfte Fee ihren Mund öffnete, hörte man im Kamin ein Geräusch, als ob ein großer Stein von einem Kirchthurm herabfiele, und die Fee Bösbuckel erschien ganz in Schweiß gebadet. „Ich wünsche," rief sie aus vollem Halse, „diesem kleinen Geschöpf

Bald Mißgeschick und Unglück bald,
Bis es ist zwanzig Jahre alt."

Als die Königin, welche im Bette lag, dies hörte, fing sie an zu weinen und bat die Fee Bösbuckel, doch mit der kleinen Prinzessin Mitleid zu haben.

Alle Feen sagten zu ihr: „Was hat sie Ihnen denn gethan, meine Schwester?" Diese garstige Fee aber gab

gar keine Antwort darauf, worauf die fünfte Fee, welche noch nicht gesprochen hatte, der Sache abzuhelfen suchte, und die Prinzessin mit einem langen glücklichen Leben

Er konnte nicht glauben, daß man ihn so gemüthlich einlade, um ihm nachher Böses zu thun; er fühlte sich von den in der Luft schwebenden Händen gegen eine Thüre von Korallen gestoßen, die sich bei seiner Annäherung von selbst öffnete; er trat in einen Saal von Perlenmutter und ging dann durch eine Reihe prächtiger und reichverzierter Zimmer, in welchen von goldenen Leuchtern tausend und aber tausend Lichter strahlten. Nachdem er durch sechzig Zimmer gegangen war, hielten ihn die schwebenden Hände; er sah einen großen Lehnsessel, der sich von selbst an das Kamin rückte. Zu gleicher Zeit fing das Feuer an zu brennen, und die Hände, welche er schön, weiß und klein fand, fingen ihn an auszukleiden, denn er war bis auf die Haut naß und sie mochten fürchten, daß er den Schnupfen bekommen könnte. Die Hände reichten ihm ein schönes weißes Hemd und einen prächtigen Schlafrock dar, der mit Gold und Edelsteinen besetzt war, und rückten einen Putztisch vor ihn hin; hierauf frisirten sie ihn mit vieler Geschicklichkeit und zogen ihm prächtige Kleider an. Er ließ alles dieses nicht ohne einige Anwandlung von Furcht geschehen.

Nachdem er angekleidet, frisirt, gepudert und parfumirt, kurz wie ein Adonis herausgeputzt war, führten

ihn die Hände in einen goldnen Saal, an dessen Wänden ringsum die Geschichte der berühmtesten Katzen gemalt war, wie z. B. die des gestiefelten Katers, der schreibenden Katze, der zur Frau gewordenen Katze, der zu Katzen gewordenen Zauberer und vieler andern.

Es war eine Tafel für zwei Personen gedeckt, die von Gold und Krystall strahlte. Der Prinz sann eben darüber nach, für wen wohl das zweite Couvert seyn möge, als viele Katzen eintraten, die auf einem kleinen Orchester Platz nahmen; die eine hielt ein Notenbuch in der Hand, die andere ein aufgerolltes Papier, womit sie den Takt schlug, und die andern hatten kleine Guitarren. Sie griffen in die Saiten und sangen durch die ganze Tonleiter durch an zu mianen, wobei sie verschiedene Stellungen annahmen und die seltsamsten Grimassen

machten. Es war eine so abscheuliche Musik, daß sich der Prinz mit beiden Händen die Ohren zuhielt.

Er dachte eben über die Abenteuer nach, die ihm in diesem Schlosse begegnet waren, als er eine kleine Figur eintreten sah, die keine Spanne hoch und mit einem langen schwarzen Schleier bedeckt war. Zwei in Trauer gekleidete Katzen, den Degen an der Seite, führten sie, und hinter ihr kam ein langes Gefolge von Katzen, welche Ratten- und Mäusefallen trugen, worin sich Ratten und Mäuse befanden.

Der Prinz wußte nicht, was er von diesem Auftritt denken sollte. Die schwarze Figur trat auf ihn zu, hob ihren Schleier und er erblickte die schönste kleine weiße Katze, die es jemals gegeben hat und jemals geben wird. Sie schien ganz jung, war sehr traurig und fing auf eine so sanfte und anmuthige Art an zu miauen, daß es dem Prinzen zu Herzen ging. Hierauf sprach sie zu ihm: „Königssohn, sey willkommen, meine miauische Majestät nimmt Dich mit Vergnügen auf.“ Der Prinz erwiderte ihr mit vielem Anstand: „Gnädigste Frau Katze, ich bin Ihnen sehr verbunden für die ausgezeichnete Art, womit Sie mich empfangen haben. Aus dem Umstand, daß Sie

sprechen können und dieses prachtige Schloß besitzen, schließe ich, daß Sie keine alltägliche Katze sind." Die weiße Katze antwortete ihm: „Königssohn, ich liebe die Komplimente nicht, habe ein gutes Herz und bin einfach in meinem Benehmen und in meinen Reden. Man soll jezt auftragen," fuhr sie fort, „und die Musik soll schweigen, denn der Prinz versteht doch nicht, was sie sagen." — „Sagen sie denn wirklich etwas," fragte der Prinz. — „Allerdings," versezte die weiße Katze, „wir haben hier sehr geistreiche Dichter und Sie werden sich selbst davon überzeugen, wenn Sie längere Zeit bei uns verweilen." — „Man darf nur Sie hören, um es zu glauben," sagte der Prinz galant, „aber freilich sind Sie auch eine Katze, wie es keine mehr gibt."

Man trug das Essen auf und die schwebenden Hände servirten. Man sezte zuerst zwei Schüsseln auf die Tafel, die eine mit jungen Tauben, die andere mit sehr fetten Mäusen. Bei diesem Anblick verging dem Prinzen der Appetit, denn er dachte, der nämliche Koch werde beide Speisen bereitet haben; aber die weiße Katze, welche seine Gedanken auf seinem Gesichte las, versicherte ihn, daß für sie eine eigene Küche geführt werde, und daß er unbedenklich von allem essen könne, da durchaus nichts von

Ratten oder Mausen dabei sey. Nun langte der Prinz tapfer zu und ließ sichs trefflich schmecken.

Nachdem er satt war, bemerkte er an der Pfote der Katze einen Ring mit einem Portrait. Er wunderte sich darüber und bat sie, es ihm zu zeigen, da er nicht anders glaubte, als daß es das Bildniß Meister Murners seyn werde. Er verwunderte sich nicht wenig, das Portrait eines schönen jungen Mannes zu sehen, der ihm selbst auf ein Haar glich; die weiße Katze seufzte, wurde noch trauriger und beobachtete ein tiefes Schweigen. Der Prinz merkte wohl, daß etwas Ungewöhnliches dahinter stecke, aber er wollte die weiße Katze durch weitere Fragen nicht beleidigen oder betrüben. Er ließ sich daher auf ein allgemeines Gespräch ein und fand, daß die weiße Katze in der Politik sehr bewandert und von allen Angelegenheiten der Könige und Fursten wohl unterrichtet sey.

Nach dem Essen führte die weiße Katze ihren Gast in einen Saal, wo ein Theater aufgeschlagen war, auf welchem zwölf Katzen und zwölf Affen, als Mohren und Chineser verkleidet, ein Ballet tanzten. Man kann sich denken, welche Sprunge sie dabei machten. Hiemit wurde

der Abend beschlossen. Die weiße Katze wünschte ihrem Gast eine gute Nacht und die schwebenden Hände führten ihn in sein Schlafzimmer, das mit Schmetterlingsflügeln und bunten Federn tapezirt war. Das Bett war von Gaze und die Wandspiegel reichten vom Boden bis an die Decke.

Der Prinz legte sich schweigend nieder, denn mit den schwebenden Händen ließ sich nichts reden; er schlief wenig und wurde durch ein verwirrtes Geschrei aufgeweckt. Alsbald zogen ihn die schwebenden Hände aus dem Bett und legten ihm ein Jagdkleid an. Er sah in den Schloßhof hinab und erblickte darin mehr als fünfhundert Katzen, wovon die einen die Jagdhunde an der Koppel führten, die andern Jagdhörner bliesen. Es war großer Lärm, denn die weiße Katze wollte dem Prinzen zu Ehren eine Jagd anstellen.

Die dienstbaren Hände führten ihm ein hölzernes Roß vor, das sich in prachtiger Parade bäumte; er machte einige Schwierigkeit, es zu besteigen, und sagte, er sey kein Don Quixote, aber sein Widerstand half nichts, denn die schwebenden Hände heben ihn hinauf. Sattel und Zaum des hölzernen Pferds waren in Gold

gestickt und mit Edelsteinen besezt. Die weiße Katze ritt auf einem sehr schönen Affen; sie hatte ihren schwarzen Schleier abgelegt und trug eine Jagdmütze, die ihr ein so entschlossenes Ansehen gab, daß alle Mäuse umher vor ihr zitterten. Die Jagd fiel sehr gut aus, denn die Katzen liefen so schnell, daß sie alle Hasen und Kaninchen einholten; selbst die Vögel waren vor ihnen nicht sicher, denn sie kletterten auf die höchsten Bäume und nahmen die Vogelnester aus.

Nachdem die Jagd vorüber war, nahm die weiße Katze ein Jagdhorn, das nur einen Finger lang war, aber einen so hellen und lauten Ton von sich gab, daß man es zehn Meilen weit hörte. Nachdem sie zwei bis

dreimal hineingestoßen hatte, kamen alle Katzen aus dem ganzen Lande herbei, die einen in der Luft auffliegenden Wagen, die andern auf Barken zu Wasser, so daß kein Mensch in seinem Leben noch so viele Katzen gesehen hat. Sie waren fast alle auf verschiedene Weise gekleidet; sie kehrte mit diesem prächtigen Gefolge in das Schloß zurück und bat den Prinzen, ihr dahin zu folgen. Er willigte darein, obwohl ihm dieses viele Katzenwesen etwas nach Hexerei und Blocksberg zu riechen schien.

Nach ihrer Rückkehr zog man der weißen Katze ihren schwarzen Schleier an; sie speiste mit dem Prinzen, der Hunger hatte und mit gutem Appetit aß. Man tischte ihm süße Weine auf und nachdem er davon getrunken hatte, dachte er gar nicht mehr an den König, seinen Vater, und an den kleinen Hund, den er ihm bringen sollte. Er dachte überhaupt an gar nichts mehr, als wie er mit der weißen Katze miauen, d. h. ihr getreulich Gesellschaft leisten wollte. So verbrachte er seine Tage in angenehmer Abwechslung; bald geigte, bald fischte, bald tanzte, bald turnirte man. Oft machte die weiße Katze so leidenschaftliche Verse, daß man sie fast für ein verliebtes Mädchen halten konnte.

Der Prinz hatte Alles vergessen, und wußte kaum noch, wer und woher er war. Die schwebenden Hände fuhren fort ihn gut zu bedienen. Er bedauerte manchmal, daß er nicht selbst ein Kater sey, um sein Leben mit der weißen Katze zuzubringen. „Ach!“ sprach er zu ihr, „wie würde es mich schmerzen, Sie zu verlassen! Sie sind mir so theuer. Werden Sie entweder ein Frauenzimmer oder machen Sie mich zum Kater.“ Sie fand seinen Wunsch höchst drollig und gab ihm blos dunkle Antworten darauf, wovon er beinahe nichts verstand.

Ein Jahr ist bald vorüber, wenn man weder Kummer noch Sorge hat, sich lustig macht und wohl befindet. Die weiße Katze wußte, um welche Zeit er heimkehren mußte, und da er selbst nicht mehr daran dachte, so erinnerte sie ihn daran. „Weißt du auch," sagte sie zu ihm, „daß dir nur noch drei Tage übrig sind, um den kleinen Hund zu suchen, den der König, dein Vater, zu haben wünscht, und daß deine beiden Brüder bereits sehr schöne gefunden haben?" Dies brachte den Prinzen wieder zur Besinnung, er wunderte sich über seine Nachlässigkeit und rief aus: „Durch welchen Zauber habe ich denn das vergessen, was mir auf der Welt das Wichtigste ist? Es handelt sich um meinen Ruhm und um mein Glück. Wo soll ich nun einen Hund hernehmen, wie er seyn muß, um ein Königreich damit zu gewinnen, und woher ein Pferd, das in so kurzer Zeit diesen weiten Weg zurückzulegen vermag?" Bei diesen Worten machte der Prinz ein höchst betrübtes Gesicht.

Die weiße Katze erwiderte ihm: „Königssohn, kümmere dich nicht, ich bin deine Freundin; du kannst noch einen Tag hier bleiben, und obwohl es von hier fünfhundert Meilen bis in deine Heimath ist, so wird dich doch das gute hölzerne Pferd in weniger als zwölf Stunden

dahin tragen." Der Prinz antwortete hierauf: „Ich danke Ihnen, schöne Katze, aber damit ist es noch nicht gethan, ich muß meinem Vater auch einen kleinen Hund bringen." — „Hier," sagte die weiße Katze, „ist eine Eichel, worin sich ein Hund befindet, der schöner ist, als der Hundsstern." — „Oho!" sprach der Prinz, „Frau Katze, Eure Majestät halten mich zum Besten." — „Halte die Eichel an dein Ohr, so wirst du ihn bellen hören." Der Prinz that es und hörte in der Eichel bellen, worüber er vor Freude außer sich war, denn ein Hund, der in einer Eichel Platz hat, muß sehr klein seyn, er wollte die Eichel öffnen, denn es verlangte ihn sehr, das Hündchen zu sehen; aber die weiße Katze meinte, daß es ihn unterwegs frieren könnte, und daß es besser wäre, zu warten, bis er bei dem König, seinem Vater, wäre. Der Prinz dankte ihr tausendmal und nahm zärtlichen Abschied von ihr: „Ich versichere Sie," sagte er, „daß mir die Zeit bei Ihnen so kurz geworden ist, daß ich Sie sehr ungerne hier zurücklasse, und obwohl Sie hier Königin und Souveränin der geistreichsten und wohlgezogensten Katzen sind, so bitte ich Sie doch mit mir zu kommen." Die weiße Katze antwortete auf diesen Vorschlag blos mit einem leisen Seufzer.

Der Prinz reiste ab und kam zuerst in dem Schlosse an, worin er nach geschehener Verabredung mit seinen Brüdern zusammentreffen sollte. Bald darauf trafen sie auch ein und wunderten sich, in dem Schloßhofe ein hölzernes Pferd zu finden, das besser zugeritten war, als je eines aus einer Reitschule hervorgegangen ist.

Der Prinz ging seinen Brüdern entgegen; sie umarmten sich und erzählten von ihren Reiseabenteuern, aber unser Prinz verschwieg seinen Brüdern die Wahrheit und zeigte ihnen einen garstigen Hund, der zum Bratenwenden gebraucht wurde, und sagte, er habe ihn so niedlich gefunden, daß er ihn dem König bringen wolle. Die beiden älteren Brüder fühlten eine heimliche Freude über seine schlechte Wahl; sie saßen zu Tische und stießen sich mit den Füßen an, um sich zu erkennen zu geben, daß von dieser Seite nichts zu fürchten sey.

Am andern Morgen fuhren sie miteinander in einem Wagen ab. Die beiden ältern Brüder hatten kleine Hunde in Körbchen, die so schön und zart waren, daß man sie kaum zu berühren wagte. Der jüngste trug seinen armen Bratenwender, der so beschmuzt war, daß ihn Niemand um sich sehen mochte. Als sie vor dem König erschienen,

wußte er nicht, für welchen der beiden älteren Prinzen er sich entscheiden sollte, denn ihre kleinen Hunde waren von beinahe gleicher Schönheit, und sie stritten sich bereits um die Erbschaft, als der jüngste Bruder die Eichel aus der Tasche zog, welche ihm die weiße Katze gegeben hatte. Er öffnete sie, und man erblickte darin ein Hündchen auf einem Lager von Baumwolle, das so klein war, daß es durch einen Fingerring schlüpfen konnte, ohne anzustreifen. Der Prinz sezte es auf den Boden, wo es sogleich auf die anmuthigste Weise zu tanzen begann. Der König gerieth in Verlegenheit, denn es war unmöglich, an diesem Hündchen etwas auszusetzen. Er hatte jedoch keine Lust, seine Krone fahren zu lassen, weil sie ihm lieber war, als alle Hunde der Welt. Er sagte demnach zu seinen Söhnen: „Ich bin sehr zufrieden mit der Mühe, die ihr euch gegeben habt; da es euch aber das erstemal so wohl gelungen ist, so will ich eure Geschicklichkeit noch einmal auf die Probe setzen. Ich gebe euch ein Jahr Zeit, um zu Land und See ein Stück Leinwand zu suchen, das so fein ist, daß es durch das Oehr einer kleinen englischen Nähnadel geht.“ Die beiden älteren Prinzen, deren Hunde keine Vergleichung mit dem ihres Bruders aushielten, willigten gerne darein. Sie reisten ab, der

eine nach dieser, der andere nach jener Seite, ohne so herzlichen Abschied zu nehmen, wie das erstemal.

Unser Prinz bestieg sein hölzernes Pferd und kehrte in aller Eile in das Schloß der weißen Katze zurück, auf deren Beistand er mit Gewißheit rechnete. Er fand alle Thüren offen und das ganze Schloß, von oben bis unten, mit vielen tausend Lampen beleuchtet. Die schwebenden Hände kamen ihm entgegen, hielten den Zügel seines trefflichen hölzernen Pferdes und führten es in den Stall, während der Prinz in das Zimmer der weißen Katze eilte.

Sie lag in einem Körbchen auf einer sehr reinlichen Matratze von weißem Sammt und schien sehr verstimmt.

Kaum aber hatte sie den Prinzen erblickt, so sprang sie auf und machte tausend Luftsprünge, um ihre Freude über

seine Rückkehr an den Tag zu legen. „Königssohn," sagte sie zu ihm, „kaum wagte ich auf deine Rückkehr zu hoffen, denn ich bin so unglücklich in meinen Wünschen, daß ich mich wundere, diesen meinen liebsten Wunsch erfüllt zu sehen." Der dankbare Prinz machte ihr tausend Liebkosungen, erzählte ihr den Erfolg seiner Reise und fuhr hinzu, daß nun der König ein Stück Tuch verlange, das durch das Oehr einer englischen Nähnadel gehe. Er halte zwar dies für unmöglich, aber er habe doch den Versuch machen wollen und rechne hiebei auf ihren freundschaftlichen Beistand. Die weiße Katze nahm eine etwas nachdenkliche Miene an und sagte: „Das ist eine Sache, die man nicht über das Knie abbrechen kann, doch habe ich in diesem Schlosse Katzen, die sehr gut spinnen, und ich selbst will auch Hand anlegen, damit die Sache vorwärts geht. Du kannst also ruhig hier bleiben und brauchst nicht durch die Welt zu rennen, um etwas zu suchen, das du hier leichter finden wirst, als irgendwo anders."

Die schwebenden Hände erschienen mit Wachskerzen und führten den Prinzen und die weiße Katze in eine prachtige Gallerie, von der man den Fluß überblickte, auf welchem ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde. Hierauf sollten vier Katzen verbrannt werden, denen in aller Form

Rechtens der Prozeß gemacht worden war. Sie waren des Verbrechens schuldig, den Braten gefressen zu haben, den man der weißen Katze zum Nachtessen bereitet hatte. Der Prinz erbat und erlangte ihre Begnadigung, worauf sie sich sehr gerührt bei ihm bedankten.

Hierauf begab man sich zur Tafel, was dem Prinzen mehr Vergnügen machte, als das ganze Feuerwerk, denn er war so eilig geritten, daß er unterwegs nirgends angehalten hatte. Ein Tag verging nun nach dem andern in Saus und Braus, und die erfinderische Katze wußte ihren Gast durch immer neue und verschiedenartige Feste zu ergötzen. Der Prinz ist vielleicht der einzige Sterbliche, der sich mit Katzen so gut unterhalten hat, ohne einen Menschen um sich zu haben. Man muß jedoch gestehen, daß die weiße Katze höchst geistreich und beinahe ein Universalgenie war. Sie war gelehrter, als es eigentlich einer Katze zukommt. Der Prinz gerieth hierüber oft in höchstes Erstaunen und sagte: „Sie sind in der That ein wahres Wunder, und ich möchte nur wissen, wo Sie so gelehrt worden sind, daß sie jede Akademie in den Wissenschaften zieren würden.“ Die weiße Katze antwortete ihm: „Dringe nicht in mich, Königssohn, denn ich darf dir nicht darauf antworten; denke und vermuthe, was du

willst, und begnüge dich inzwischen damit, daß ich für dich keine Klauen habe und dir von Herzen wohl will.“

Das zweite Jahr verging unvermerkt gleich dem ersten. Der Prinz durfte nur wünschen, und gleich brachten es ihm die schwebenden Hände; er durfte nur denken, ich will dieses Buch, dieses Gemälde, ich will einen Edelstein aus der Schatzkammer des Großmoguls, ich will eine Bildsäule aus Griechenland und sogleich lag es vor ihm, ohne daß er sah, wer es brachte, noch woher es kam. Es ist kein geringes Vergnügen für einen Menschen, auf solche Weise über alle Schätze der Welt gebieten zu können.

Die weiße Katze, die immer für den Prinzen besorgt war, erinnerte ihn endlich, daß die Zeit zur Abreise herannahe. Was das Stück Leinwand betreffe, so könne er darüber ruhig seyn, denn sie habe ihm eines weben lassen, das gewiß die Probe bestehen werde. Diesmal, fügte sie hinzu, wolle sie ihm ein seiner königlichen Geburt würdiges Gefolge mitgeben. Mit diesen Worten öffnete sie ein Fenster und ließ ihn in den Schloßhof blicken. Hier stand ein goldner Wagen mit zwölf schneeweißen Pferden bespannt, deren Geschirre von Gold und Edelsteinen glänzten; hinter diesen waren hundert achtspännige Wagen aufgefahren, in welchen die Hofleute

ſaßen, die zum Hofſtaat und der Dienerſchaft des Prinzen gehörten. Tauſend Leibwächter zu Pferd, deren Uniformen ſo reich geſtickt waren, daß man das Tuch davor nicht ſah, dienten als Ehrenwache und Bedeckung. Sonderbar war es, daß man überall, an den Wagen und auf den Uniformen, das Bildniß der weißen Katze erblickte.

„Gehe hin,“ ſagte die weiße Katze zu dem Prinzen,

„und erſcheine mit ſolcher Pracht an dem Hofe des Königs, deines Vaters, daß er dir die Krone nicht länger verweigern kann. Hier haſt du eine Nuß, breche ſie nicht

bälder auf, als in seiner Gegenwart, du wirst das verlangte Stück Tuch darin finden.“ Der Prinz erwiderte ihr: „Liebenswürdigste der Katzen, Ihre vielfache Güte rührt mich so sehr, daß ich lieber mein Leben bei Ihnen zubringen, als die erste Krone der Erde tragen würde.“ — „Königssohn,“ versezte sie, „ich kenne dein gutes Herz, und das ist ein seltenes Ding bei Prinzen, denn sie wollen von Jedermann geliebt seyn und Niemand lieben; du aber zeigst, daß keine Regel ohne Ausnahme ist. Ich bin dir sehr verbunden für die Anhänglichkeit, welche du für eine kleine weiße Katze an den Tag legst, die im Grunde zu nichts gut ist, als Mäuse zu fangen.“ — Der Prinz küßte ihr die Pfote und reiste ab.

Er legte den Weg von fünfhundert Meilen so schnell zurück, daß er innerhalb vier und zwanzig Stunden an Ort und Stelle war. Seine beiden Brüder waren vor ihm angekommen und hatten sich ungesäumt zu dem König, ihrem Vater, begeben. Hier packten sie sogleich ihre Leinwand aus, die wirklich so fein war, daß sie durch das Oehr einer Packnadel ging, aber durch eine englische Nähnadel konnte man sie nicht bringen, worüber der König sehr erfreut war, weil er nun einen Vorwand hatte, die Krone zu behalten.

Es entstand hierüber ein heftiger Streit, denn die Anhänger des ältesten Prinzen sagten, das sey eine blose Chikane, während die Freunde des Königs behaupteten, daß das Versprechen Null und nichtig sey, weil die daran geknüpfte Bedingung nicht erfüllt worden. Da vernahm man plözlich Pauken und Trompeten, es war unser Prinz, der ankam. Der König und seine Söhne blickten zum Fenster hinaus und wunderten sich sehr über den prächtigen Aufzug, in welchem er erschien.

Nachdem der Prinz seinen Vater ehrerbietig begrüßt und seine Brüder umarmt hatte, zog er aus einem mit Rubinen besezten Kistchen die Nuß und brach sie auf. Er glaubte das so gerühmte Stück Leinwand darin zu finden, fand aber statt dessen eine Haselnuß; er zerbrach sie und fand einen Kirschkern. Man sah sich an, und der König lachte ins Fäustchen, daß sein Sohn so leichtgläubig gewesen sey, um sich aufbinden zu lassen, daß ein Stück Leinwand in eine Nuß gehe. Der Prinz zerbrach den Kirschkern und fand darin seine Mandel. Jezt machte sich alles lustig über ihn. Er fuhr aber getrost fort, öffnete die Mandel und fand darin ein Waizenkorn. Jezt fing er selbst an mißtrauisch zu werden und murmelte zwischen den Zähnen: „Weiße Katze, weiße Katze, du hast mich

zum Besten gehabt!“ In diesem Augenblicke fuhr eine Katzenkralle über seine Hand, daß sie blutete. Er wußte nicht, ob dies ein Wink sey, Herz zu fassen, oder ob es ihm vollends den Muth nehmen solle. Er öffnete den Kern und alle erstaunten, als er daraus ein Stück Leinwand von vierhundert Ellen zog, in das alle Dinge künstlich gewoben waren, die sich auf der Erde, in der Luft und im Wasser befinden: die vierfüßigen Thiere, die Fische und die Vögel, alle Bäume und Pflanzen auf der Welt, Berge, Hügel und Felsen, alle Muscheln im Meere. Sonne, Mond und Sterne, die Bildnisse sämmtlicher Könige und Fürsten, die damals auf der Welt regierten, nebst den Portraits ihrer Frauen, Kinder und sämmtlicher Unterthanen, so daß der kleinste Gassenjunge und das Kind in der Wiege nicht vergessen waren. Alle waren nach Stand und Würden gekleidet und betrieben die Arbeit, die jedem zukam. Als der König dieses Stück Leinwand erblickte, wurde er blaß wie die Wand. Man brachte die Nähnadel, und es ging durch und wieder durch, ohne anzustoßen. Der König und die beiden Prinzen schwiegen bestürzt, obwohl die Schönheit und Seltenheit dieser Leinwand sie zu dem Geständniß zwang, daß auf der ganzen Welt nichts damit zu vergleichen sey.

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach: „Es ist ein rechter Trost für mich in meinen alten Tagen, daß ich so wohlgerathene Kinder habe, die alle meine Wünsche zu erfüllen suchen. Deßhalb will ich euern Gehorsam noch einmal auf die Probe setzen. Reist nochmals ab, und wer mir nach einem Jahre die schönste Jungfrau bringt, der soll sie heirathen und König werden, das verspreche ich euch bei meiner Krone und meinem Scepter.“

Die ganze Ungerechtigkeit dieses Verfahrens traf allein unsern Prinzen. Der kleine Hund und das Stück Leinwand hätten zehn Königreiche verdient für eines, aber er war ein so gehorsamer Sohn, daß er sich dem Willen seines Vaters fügte, ungesäumt in den Wagen stieg und mit seinem ganzen Gefolge in das Schloß der weißen Katze zurückkehrte. Sie wußte Tag und Stunde seiner Ankunft, er fand den Weg mit Blumen bestreut und alle Scharnsteine rauchten. Die weiße Katze saß auf einem persischen Teppich unter einem goldenen Zelte, das auf einer Gallerie aufgeschlagen war, von wo aus sie den Weg überblicken konnte, den er kam. Die schwebenden Winde empfingen ihn, und von den Dächern herab begrüßten ihn sämmtliche Katzen durch ein allgemeines Miau, das ihm die Ohren zerriß.

„Königssohn," sprach die weiße Katze zu ihm, „du kommst abermals ohne Krone zurück?" Der Prinz erwiderte: „Durch Ihre Güte war ich in den Stand gesezt, sie zu gewinnen, aber es hätte meinem Vater mehr Kummer gemacht, sie abzugeben, als mir Freude, sie zu besitzen." — „Gleichviel," sagte sie, „du darfst nichts versäumen, diese Krone zu gewinnen, ich will dir dazu behilflich seyn, und da du eine schöne Jungfrau an den Hof deines Vaters bringen sollst, so will ich dir eine aussuchen, die dir den Preis gewinnen wird. Inzwischen wollen wir uns vergnügen, ich habe befohlen, daß zwischen meinen Katzen und den großen Ratten der Umgegend ein Seetreffen gehalten werde. Meine Katzen werden vielleicht in die Klemme kommen, denn sie fürchten das Wasser, aber das gleicht die Sache wieder aus, denn sonst würden sie zu vielen Vortheil haben." Der Prinz bewunderte und lobte dieses billige Verfahren, worauf er sich mit der weißen Katze auf eine Terrasse begab, von der man auf das Meer hinaus sah.

Die Schiffe der Katzen bestanden aus großen Stücken Korkholz, auf welchen sie ziemlich bequem einhersschifften. Die Ratten hatten mehrere Eierschalen zusammengefügt, und das waren ihre Fahrzeuge. Das Treffen war sehr

hartnäckig und blieb lange unentschieden, denn die Ratten warfen sich ins Wasser und schwammen viel besser, als die Katzen, bis endlich Meister Murner, der Admiral der Katzenflotte, das Rattenvolk zur Verzweiflung brachte, indem er den Anführer ihrer Flotte, eine alte erfahrene Seeratte, welche in einem Kriegsschiffe dreimal die Reise um die Welt gemacht hatte, mit Haut und Haaren auffraß.

Die weiße Katze wollte diese Unglücklichen nicht ganz vertilgen lassen, denn sie bedachte, daß, wenn es weder Ratten noch Mäuse mehr im Lande gäbe, ihre Unterthanen in einen ihrer Macht gefährlichen Müßiggang verfallen möchten. Der Prinz brachte dieses Jahr auf die nämliche Weise hin, wie die andern, d. h. mit Jagen, Fischen und Spielen, denn die weiße Katze spielte sehr

gut Schach. Er fragte sie von Zeit zu Zeit, durch welches Wunder sie denn reden könne, und ob sie eine Fee, oder durch irgend eine Verzauberung in eine Katze verwandelt worden sey; aber sie gab ihm hierüber nur ausweichende Antworten.

Nichts vergeht schneller, als die Tage, die man, ohne Kummer und Sorge, im Vergnügen verlebt, und der Prinz würde die Zeit seiner Abreise vergessen haben, wenn ihn nicht die weiße Katze daran erinnert hätte. Am Tage zuvor sagte sie ihm, daß es blos von ihm abhänge, eine der schönsten Prinzessinnen der Welt mit sich heimzubringen; die Stunde der Entzauberung sey gekommen, und er habe weiter nichts zu thun, als ihr den Kopf und den Schwanz abzuhauen und ins Feuer zu werfen. „Ich," rief der Prinz bestürzt aus, „mein theuerstes Weißkätzchen, ich sollte so grausam seyn, Dich umzubringen? Du willst mich gewiß nur auf die Probe stellen, aber sey versichert, daß ich nie vergessen werde, welche Dankbarkeit ich Dir schuldig bin." — „Nicht doch, Königssohn," fuhr die weiße Katze fort, „ich halte Dich keiner Undankbarkeit fähig, aber des Schicksals Rathschluß muß erfüllt werden. Thue daher, was ich wünsche, dann wird unser beider Glück erst beginnen, und

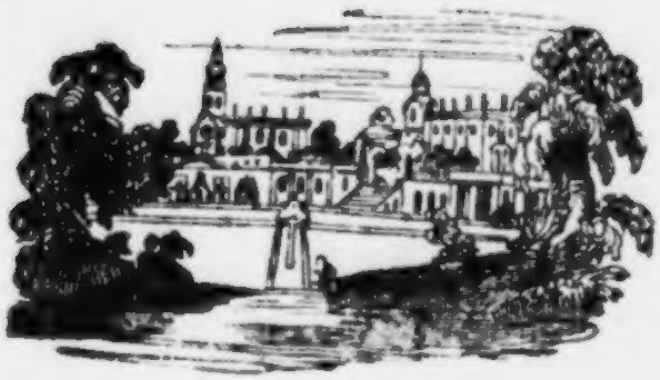
Du wirſt, auf Katzenehre, einſehen, daß ich Deine wahre Freundin bin.“

Die Augen gingen dem guten Prinzen über bei dem Gedanken, daß er ſeiner kleinen niedlichen Katze den Kopf abhauen ſollte. Er brachte alle möglichen Gründe dagegen vor, aber ſie beſtand hartnäckig darauf, von ſeiner Hand zu ſterben, weil dies das einzige Mittel ſey, ihm die Krone ſeines Vaters zu verſchaffen. Sie ſezte ihm ſo zu, daß er endlich mit Zagen den Degen zog und ihr mit zitternder Hand Kopf und Schwanz abhieb. In demſelben

Augenblicke vergrößerte sich der Körper der weißen Katze und verwandelte sich in die schönste Prinzessin, die man je gesehen hatte.

Der Prinz war bei ihrem Anblicke wie verzaubert. Er verstummte und sperrte die Augen weit auf, um sie zu betrachten. Noch mehr aber erstaunte er, als plötzlich eine Menge Edelherren und Edeldamen eintraten, die sämmtlich ihre abgelegte Katzenhaut auf der Schulter trugen und sich ihrer Gebieterin zu Füßen warfen, um ihre Freude über ihre glückliche Umwandlung an den Tag zu legen. Sie empfing ihren Hofstaat mit fürstlicher Würde und Herablassung, und nachdem sie eine kurze Zeit Cercle gehalten hatte, äußerte sie den Wunsch, mit dem Prinzen allein zu seyn.

„Glauben Sie ja nicht," sagte sie zu ihm, „daß ich immer eine Katze gewesen sey, sondern ich bin vielmehr eine Prinzessin. Mein Vater war König von sechs Königreichen, und liebte meine Mutter so zärtlich, daß er sie thun ließ, was sie wollte. Sie liebte vor Allem das Reisen, und als sie mit mir schwanger war, wandelte sie die Lust an, einen gewissen Berg zu besuchen, von dem sie Wunderdinge vernommen hatte. Sie kam unterwegs an einem alten Feenschlosse vorbei, welches, wie die Sage



ging, denn es war nie Jemand hineingekommen, das schönste Schloß von der Welt war; das aber wußte man gewiß, daß in dem Schloßgarten die schönsten und schmackhaftesten Früchte wuchsen, die je irgend Jemand gegessen hat.

„Die Königin, meine Mutter, bekam auf der Stelle eine so heftige Begierde, von diesen Früchten zu speisen, daß sie sich augenblicklich dem Schlosse zuwandte. Sie kam an das goldene Thor dieses prächtigen Gebäudes, aber vergebens klopfte sie an. Niemand erschien, und es herrschte eine Stille des Todes. Durch die Schwierigkeit

wuchs ihre Luſt, und ſie ließ Leitern bringen, um über die Mauern in den Garten zu ſteigen. Man band Leiter an Leiter, aber je höher man hinaufſtieg, um ſo höher wurden auch die Mauern, ſo daß man ſie niemals überſteigen konnte.

„Die Königin gerieth in Verzweiflung. Sie erblickte in dem Garten große, mit den ſchönſten Früchten prangende Bäume, und wollte davon eſſen oder ſterben. Sie ließ demnach ihre reichen Gezelte vor dem Schloſſe aufſchlagen und verweilte daſelbſt ſechs Wochen lang mit ihrem ganzen Gefolge. Sie ſchlief nicht und aß nicht, ſondern ſeufzte unaufhörlich nach den Früchten des unzugänglichen Gartens. Zulezt fiel ſie in eine gefährliche Krankheit, gegen welche Niemand ein Mittel wußte, denn die unerbittlichen Feen waren hartnäckig unſichtbar geblieben, ſeit ſie ſich vor ihrem Schloſſe feſtgeſezt hatte. Die Königin verlangte in ihrer Fieberhitze immer nach den Früchten des Gartens, und da man ihr hierin nicht zu willfahren vermochte, zerfloß der ganze Hof in Thränen.

„Eine Nacht, als ſie ein wenig geſchlummert hatte, ſah ſie bei ihrem Erwachen ein kleines, häßliches, hinfälliges altes Weib in einem Lehnſeſſel am Fuße ihres Bettes ſitzen. Sie wollte eben ihr Erſtaunen zu erkennen

geben, daß ihre Kammerfrauen eine unbekannte Person eingelassen hätten, als die Alte das Wort nahm und sprach: „Wir finden es sehr anmaßend von Deiner Majestät, daß Du durchaus von unsern Früchten essen willst, weil aber Dein kostbares Leben auf dem Spiele steht, so wollen wir, ich und meine Schwestern, Dir so viel davon geben, als Du nur fortbringen kannst, und so lange Du hier bleibst, magst Du nach Belieben davon essen, wenn Du anders uns ein Geschenk machen willst.“ — „Ach, meine gute Mutter!“ rief die Königin aus, „ich gebe Ihnen mein Herz, meine Seele und alle meine Königreiche, wenn ich nur von den Früchten bekomme.“ —

„Wir wollen," antwortete die Alte, „weiter nichts, als Deine Tochter; sobald sie geboren ist, werden wir sie abholen; sie wird unter uns aufwachsen und mit allen Tugenden, Schönheiten und Kenntnissen begabt werden; sie soll unser Kind seyn und glücklich werden, aber Deine Majestät wird sie nicht eher wieder sehen, als bis sie geheirathet ist. Wenn Du unsern Vorschlag annimmst, so sollst Du auf der Stelle gesund werden, und ich will Dich in unsere Gärten führen, wo Du trotz der Nacht hell genug sehen wirst, um die Früchte auszulesen, nach denen Du Belieben trägst. Willst Du nicht, so wünsche ich Dir gute Nacht, Frau Königin, und lege mich schlafen." — „Ihre Forderung ist zwar hart, aber ich will mich ihr lieber fügen, als sterben. Machen Sie mich demnach gesund, weise Fee, und lassen Sie es keinen Augenblick länger anstehen, damit ich bald von den Früchten in Ihrem Garten essen kann."

„Die Fee berührte sie mit ihrem Stabe, und im Augenblicke war die Königin frisch und gesund, als ob ihr nie ein Zahn weh gethan hätte. Sie ließ ihre Hofdamen rufen und sagte ihnen mit strahlendem Gesichte, daß sie sich vollkommen wohl befinde und aufstehen wolle, denn endlich hätten sich die Thore des Feenschlosses für sie

geöffnet, und sie könne von den schönen Früchten nach Belieben essen und davon mitnehmen, so viel sie wolle.

„Sämmtliche Hofdamen glaubten nicht anders, als daß die Königin in der Fieberhitze spreche, fingen an zu weinen und ließen alle ihre Leibärzte wecken. Ueber diese Verzögerung gerieth die Königin in Verzweiflung; sie verlangte ihre Kleider, man verweigerte sie; sie gerieth in so heftigen Zorn, daß ihr Gesicht ganz kirschbraun wurde; man hielt dies für die Wirkung des Fiebers. Inzwischen waren die Aerzte gekommen, und nachdem sie ihr mit allen Umständlichkeiten den Puls gefühlt hatten, konnten sie nicht in Abrede ziehen, daß sie vollkommen gesund sey. Jezt sahen die Hofdamen ihren aus Diensteifer begangenen Fehler ein und kleideten die Königin schnell an. Sie baten sie tausendmal um Verzeihung, und nachdem ihnen die Königin vergeben hatte, folgten sie in aller Eile der alten Fee, die inzwischen da geblieben war.

„Sie kamen in einen Palast, mit dem nichts auf der Welt verglichen werden kann. Sie werden das gerne glauben, gnädigster Herr," fügte die entzauberte weiße Katze hinzu, „wenn ich Ihnen sage, daß es das nämliche Schloß ist, in welchem wir uns jezt befinden. Zwei andere, etwas jüngere Feen empfingen meine Mutter an

der Thüre und nahmen sie sehr gütig auf. Sie ersuchte sie, daß sie sie schnell in den Garten führen und ihr die besten Früchte zeigen möchten. Die Feen erwiderten, daß alle gleich gut seyen, und sie dürfe sich nicht einmal in den Garten bemühen, wenn sie nicht anders sich das Vergnügen machen wolle, sie mit eigener Hand zu pflücken, denn auf ihren bloßen Wunsch würden die Früchte von selbst kommen, um sich von ihr essen zu lassen. „Das ist ja etwas ganz Außerordentliches," sagte die Königin vergnügt, „und ich wünschte es wohl mit eigenen Augen zu sehen." Hierauf steckte die alte Fee zwei Finger in den Mund, pfiff dreimal und rief: „Trauben, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Melonen, Feigen, Pomeranzen, Zitronen, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, eilt herbei auf meinen Ruf!" — „Aber," sagte die Königin, „die Früchte, denen Sie da rufen, wachsen ja zu verschiedenen Jahrszeiten." — „In unsern Gärten," erwiderten die Feen, „blühen und reifen das ganze Jahr hindurch alle Früchte, die es auf dem Erdboden gibt, und zudem kann man sie aufbewahren, so lange man will, weil sie niemals faul werden."

„Jezt kamen die Früchte an, rollend, kriechend, Alles übereinander, ohne sich zu beschmutzen oder zu verderben.

Die Königin warf sich in ihrer Ungeduld darüber her, nahm die ersten besten weg und verschlang sie gierig.

„Nachdem sie etwas ersättigt war, bat sie die Feen, sie zu den Bäumen zu führen, damit sie das Vergnügen haben könne, mit den Augen auszuwählen, ehe sie gepflückt. „Recht gerne," sagten die Feen, „aber sey deines Versprechens eingedenk." Die Königin erwiderte: „Dieser Palast ist so schön und hier unter Euch zu wohnen muß so angenehm seyn, daß ich selbst bleiben würde, wenn ich nicht den König, meinen Gemahl, so sehr liebte.

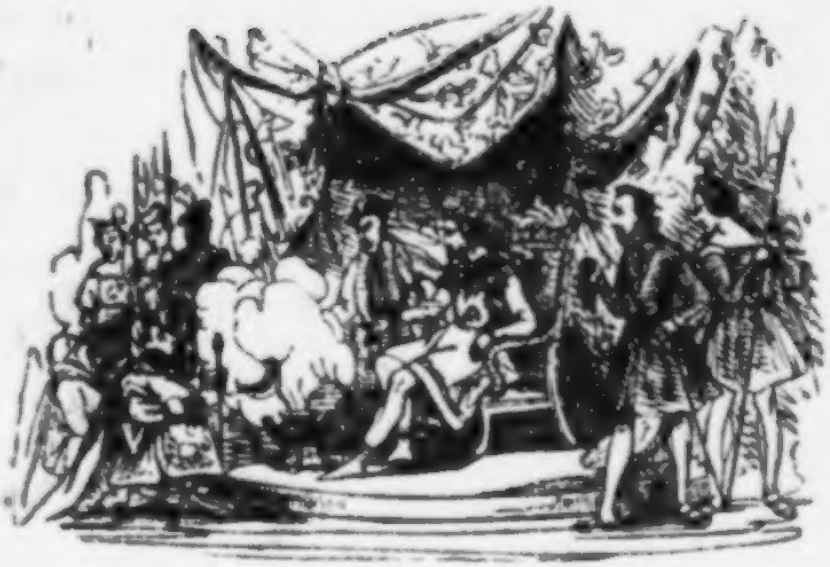
Ihr dürft daher nicht fürchten, daß ich mein Wort zurücknehmen werde.“ Hierüber waren die Feen so vergnügt, daß sie ihr alle ihre Gärten öffneten; sie blieb drei Tage und drei Nächte darin, ohne sie einen Augenblick zu verlassen, so sehr gefiel es ihr. Da diese Früchte niemals faul werden, so ließ sie einen so großen Vorrath davon pflücken, daß man viertausend Maulthiere damit beladen

konnte. Die Feen gaben ihr goldene Körbe, worein sie die Früchte that, versprachen, mich gut zu erziehen, mir einen Gemahl zu wählen und sie zur Hochzeit zu laden.

„Der König war ſehr erfreut über die Rückkehr der Königin, und der ganze Hof ſchwamm in Wonne; da gab es Bälle, Maskeraden, Ringelrennen und Feſte aller Art, bei welchen die Früchte der Königin aufgetragen und köſtlich gefunden wurden. Der König aß ſie lieber als alles Andere. Die Königin hatte ihm nichts von ihrem Vertrage mit den Feen geſagt, und er fragte ſie oft, aus welchem Lande ſie ſo gute Sachen mitgebracht hätte. Sie blieb ſich nicht gleich in ihren Antworten, bald ſagte ſie, dieſe Früchte wachſen auf einem faſt unzugänglichen Berge, bald in einem tiefen Thale, bald in einem ſchönen Garten, bald im wilden Walde. Dem König fielen dieſe Widerſprüche auf. Er forſchte das Gefolge der Königin aus, aber Niemand wagte, die Wahrheit zu ſagen, weil ſie es ſtrenge verboten hatte. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft herankam, wurde die Königin ſehr betrübt und verfiel in eine tiefe Schwermuth; ſie ſeufzte und weinte den ganzen Tag, und ſchwand dahin wie ein Schatten. Der König war ſehr beſorgt darüber, und ließ ihr keine Ruhe, bis ſie ihm die Urſache ihrer Traurigkeit mittheilte. Der König gerieth über das Verſprechen, das die Königin den Feen gethan, in großen Zorn und rief: „Wie! wir haben keine Kinder und Sie wiſſen,

wie sehr ich mir Kinder wünsche, und doch konnten Sie für ein paar Aepfel Ihr Kind dem Moloch opfern! Sie müssen kein Herz im Leibe haben.“ Er überhäufte sie mit Vorwürfen, ließ sie alsbald in einen Thurm einsperren und ihn ringsum mit Wachen umgeben, so daß sie mit Niemand verkehren konnte, als mit ihrer Dienerschaft, die man gewechselt hatte.

„Das üble Einvernehmen des Königs und der Königin sezte den ganzen Hof in große Bestürzung. Man legte die Prachtanzüge ab und kleidete sich so bescheiden, wie es dem allgemeinen Schmerze angemessen war. Der König blieb unerbittlich, er sah seine Gattin nie, und sobald ich geboren war, ließ er mich in seinen Palast bringen, während meine Mutter eine unglückliche Gefangene blieb. Die Feen wußten Alles, was vorging; sie waren böse und wollten mich durchaus haben, denn sie betrachteten mich als ihr Eigenthum. Ehe sie jedoch zu den äußersten Mitteln schritten, forderten sie durch eine Gesandtschaft den König auf, mich ihnen zu überliefern und die Königin auf freien Fuß zu setzen. Die Gesandten waren kleine häßliche Zwerge, und nicht die Leute, die den König auf andere Gesinnungen zu bringen



vermochten. Er fuhr sie hart an und wenn sie sich nicht schnell davon gemacht hätten, so wäre es ihnen vielleicht noch schlimmer gegangen. Ueber dieses Verfahren ergrimmten die Feen, und nachdem sie über die sechs Königreiche meines Vaters alle Plagen losgelassen hatten, schickten sie zulezt noch einen furchtbaren Drachen ab, der Alles um sich her vergiftete, Männer und Weiber fraß, und von dessen Hauch Bäume und Pflanzen abstarben. Der König wußte nicht, was er anfangen solle, um diesem Elende abzuhelfen. Er ließ alle Weisen

seines Königreichs zusammenkommen und fragte sie um Rath. Sie waren der Meinung, daß man die besten Aerzte und die besten Arzneien, die es auf der Welt gibt, verschreiben und den zum Tode verurtheilten Verbrechern Begnadigung zusichern sollte, wenn sie den Kampf mit dem Drachen bestehen wollten. Der König fand diesen Rath so weise, daß er ihn auf der Stelle befolgte; aber es half nichts, denn trotz Arzt und Arznei hörte die Sterblichkeit nicht auf, und wer den Kampf mit dem Drachen wagte, wurde von ihm gefressen. Der König wußte sich nun nicht anders zu helfen, als daß er sich an eine Fee wandte, die von Jugend auf seine Beschützerin gewesen war. Sie war sehr alt und lag fast immer im Bette. Der König machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn in dieser Noth nicht beschützt habe. Die alte Fee erwiderte ihm: „Was kann ich da thun, Sie haben meine Schwestern beleidigt; sie sind Feen wie ich und haben eben so viele Macht, und überdies handeln wir nicht leicht gegen einander. Geben Sie ihnen Ihre Tochter und setzen die Königin in Freiheit, denn anders vermögen Sie die Feen nicht zu besänftigen. Die kleine Prinzessin wird sich gut bei ihnen befinden und mit Gaben überhäuft werden."

„Obwohl der König, mein Vater, mich zärtlich liebte, ſo ſah er doch kein anderes Mittel vor ſich, ſeine Königreiche von den Drangſalen zu befreien, welche ihnen die Feen anthaten. Er verſprach demnach der Fee, innerhalb acht Tagen mich in meiner Wiege auf dem Blumenbeet ausſetzen zu laſſen, und bat ſie, ihre Schweſtern davon zu benachrichtigen.

„Sobald er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, ließ er die Königin mit großem Pomp aus dem Thurme holen und empfing ſie aufs zärtlichſte. Der Kummer hatte ſie ſo ſehr gebeugt, daß ſie der König faſt nicht wieder erkannte; er bat ſie mit Thränen in den Augen um Verzeihung, daß er ſie ſo hart behandelt habe. Die Königin erwiderte ihm, daß ſie es wegen ihres unklugen Verſprechens nicht beſſer verdient hätte, und als ihr der König ſeinen Entſchluß mittheilte, mich jezt den Feen zu überliefern, ſezte ſie ſich aufs heftigſte dagegen und fing bitterlich an zu weinen. Nur mit Mühe konnte ſie der König überzeugen, daß es kein anderes Mittel gebe, ſeine Unterthanen vom Verderben zu retten.

„Man legte mich demnach in eine Wiege von Perlenmutter, die mit Edelſteinen beſezt und mit den ſchönſten Blumenkränzen behängt war. Mein Anzug war, wo

möglich, noch kostbarer als meine Wiege, und vierundzwanzig Prinzessinnen von Geblüt trugen mich auf einem leichten Tragsessel, hinter welchem der ganze Hofstaat meines Vaters in feierlichem Zuge einherschritt.

„Während man den Blumenhügel hinaufstieg, ertönte eine melodische Symphonie, die immer näher kam; endlich erschienen die Feen, sechsunddreißig an der Zahl, sie hatten ihre guten Freundinnen gebeten, mit ihnen zu kommen; jede saß in einer Perlenmuschel, die größer war, als diejenige, aus welcher Venus aus dem Meere stieg; diese Muscheln wurden von Wallrossen gezogen, und die Feen saßen wie Königinnen in ihren Wagen, waren aber alle alt und häßlich. Sie trugen einen

Oelzweig in ihrer Hand, zum Zeichen, daß sie ihren Frieden mit dem König, meinem Vater, geschlossen hatten, und überhäuften mich mit solchen Liebkosungen, als ob ich ihr eigenes Kind gewesen wäre. Hinter ihnen kam der Drache, der meines Vaters Königreiche verheert hatte, mit diamantenen Ketten gefesselt. Sie verliehen mir verschiedene Gaben und begannen dann den Feentanz; man hätte nicht glauben sollen, daß diese alten Weiber solche Sprünge machen könnten. Der Drache, der so viele Menschen gefressen hatte, kroch wie ein Hund zu ihren Füßen. Die drei Feen, welchen mich meine Mutter versprochen hatte, setzten sich auf ihn, nahmen meine Wiege in die Mitte

und berührten ihn mit ihrem Zauberstabe, worauf er seine tausendfarbigen Flügel entfaltete und durch die Lüfte

davon flog, um uns nach dem Feenschlosse zu bringen. Bei diesem Anblick stieß meine Mutter ein großes Klaggeschrei aus. Der König tröstete sie damit, daß mir kein Leids geschehen und daß ich es in dem Schlosse der Feen so gut haben würde, als ob ich in seinem eigenen Palast wäre.

„Die Feen hatten für mich ausdrücklich einen großen Thurm erbaut, in welchem viele tausend prächtige Zimmer waren, der aber kein Thor und sehr hohe Fenster hatte, durch welche die Feen aus- und einflogen. In dem Thurm war ein schöner Garten, in welchem Jahr aus, Jahr ein die schönsten Früchte und Blumen prangten, und dessen Springbrunnen und Lauben selbst in den Hundstagen vor der Hitze schüzten. An diesem Orte wurde ich von den Feen mit großer Pracht und Sorgfalt erzogen; sie lehrten mich alles, was meiner Geburt und meinem Alter angemessen war, und ich lernte mit großer Leichtigkeit. Sie sagten mir kein Wort weder von dem König, meinem Vater, noch von der Königin, meiner Mutter, und ich glaubte nicht anders, als daß ich ihre Tochter sey, wie sie mich auch nannten. Es war Niemand bei mir im Schlosse, als ein Papagei und ein kleiner Hund, welche sie mir zur Unterhaltung gegeben hatten. Beide konnten sprechen und waren sehr verständig.

„Eine der Seiten des Thurmes ſtand auf einem Hohlwege, der mit Geſträuch und Bäumen bewachſen war, ſo daß ich in meinem Leben nie ein menſchliches Weſen geſehen hatte. Eines Tages aber, als ich mich mit meinem Papagei und meinem Hunde unter dem Fenſter aufhielt, hörte ich ein Geräuſch. Ich ſah mich nach allen Seiten um und erblickte einen jungen Ritter, der angehalten hatte, um unſerem Geſpräche zuzuhören; ich hatte nie andere als gemalte Ritter geſehen. Ich betrachtete ihn, und je mehr ich ihn betrachtete, um ſo mehr Vergnügen fand ich daran. Er ſah mich ſtarr an und machte mir eine tiefe Verbeugung. Er ſchien in Verlegenheit, wie er mit mir ſprechen ſollte, denn mein Fenſter war ſehr hoch, und er fürchtete, von den Feen gehört zu werden, weil er wohl wußte, daß ich in einem Feenſchloſſe war.

„Inzwiſchen brach die Nacht ein, er ſpielte einige Stückchen auf ſeinem Jagdhorn und ritt fort, ohne daß ich unterſcheiden konnte, nach welcher Seite er ſich wandte, ſo dunkel war es ſchon. Ich blieb in Gedanken verloren zurück und fühlte nicht mehr das nämliche Vergnügen, das mir ſonſt die Unterhaltung mit meinem Papagei und meinem Hunde gewährt hatte. Der Papagei, welcher ſehr verſchmizt war, merkte es, ließ ſich aber nichts merken.

„Mit Tagesanbruch rannte ich an das Fenſter und war ſehr angenehm überraſcht, als ich am Fuß des Thurms den jungen Ritter erblickte. Er war prächtig gekleidet und unterhielt ſich mit mir mit Hilfe eines Sprachrohrs. Mittelſt deſſelben ſagte er mir die angenehmſten Dinge von der Welt und unter andern, daß er bisher für alle Schönheiten unempfindlich geweſen ſey, aber die meinige habe ihn ſo ſehr ergriffen, daß er nicht ohne mich leben könne. Ich war darüber ſehr vergnügt, wußte aber nicht, was ich ihm darauf antworten ſollte. Da ich nichts beſſeres zu thun wußte, warf ich ihm einen Blumenſtrauß zu, den

ich gerade in der Hand hielt; er nahm ihn ehrerbietig vom Boden auf, küßte ihn und bat mich, ihm noch etwas herunter zu werfen. Ich warf ihm ſchnell einen Diamantring hinab und gab ihm ein Zeichen, ſich eiligſt zu entfernen, weil ich die Fee Heftig auf ihrem Drachen ankommen hörte.

„Als ſie in mein Zimmer kam, ſagte ſie: „Ich rieche hier die Stimme eines Mannes, ſuch' Drache.“ Ich verging vor Furcht, daß der Drache den Ritter einholen und ihn freſſen möchte. „In der That,“ ſagte ich in meiner Angſt, „liebe Mutter (ſo mußte ich die Fee immer nennen) Sie ſcherzen, wenn Sie ſagen, daß Sie die Stimme eines Mannes riechen. Riecht denn die Stimme nach etwas?

Und wäre es auch, welcher Sterbliche würde so verwegen seyn, in diesen Thurm zu steigen?“ — „Du hast recht, meine Tochter,“ antwortete sie, „mein Haß gegen die Männer läßt mich überall ihre Gegenwart ahnen.“ Hierauf gab sie mir mein Frühstück und meine Kunkel. „Wann du gegessen hast,“ sprach sie, „so spinne fein fleißig, denn du hast gestern nichts gesponnen, und meine Schwestern könnten böse werden.“ In der That hatte ich so sehr an den Unbekannten gedacht, daß ich unmöglich an das Spinnen denken konnte.

„Sobald die Fee fort war, warf ich die Kunkel weg und stieg auf die Terrasse, um in das Land hinaus zu sehen. Mein Fernglas war so vortrefflich, daß ihm auf hundert Meilen weit keine Mücke entging. Ich sah mich nach allen Seiten um und entdeckte meinen Ritter auf der Spitze eines Bergs. Er ruhte unter einem goldnen Zelt und war von einem glänzenden Hofstaat umgeben. Ich zweifelte nun nicht, daß er der Sohn irgend eines Königs der Nachbarschaft sey.

„Da ich fürchtete, daß ihn eines Tages der schreckliche Drache fressen möchte, schickte ich meinen Papagei

ansah ab und ließ ihm sagen, daß er sich ja nimmer dem Thurme nahen solle, so lieb ihm sein Leben sey.

„Der Papagei richtete seinen Auftrag als geistreicher Schwätzer aus; er sezte sich auf die Schultern des Prinzen und sagte ihm ins Ohr, was er auszurichten hatte. Der Prinz war erfreut und betrübt zugleich über diese Botschaft. Die Sorge, die ich um ihn hatte, schmeichelte ihm, während die Schwierigkeiten, welche sich ihm entgegenstellten, ihn mit Kummer erfüllten. Gleichwohl wurde er nicht wankend in dem Vorsatz, mich zu sehen und zu sprechen. Er that hundert Fragen an den Papagei, der es von seiner Seite auch nicht an Fragen fehlen ließ, denn er war von Natur sehr neugierig. Der König gab ihm einen Diamantring für mich mit, der die Form eines Herzes hatte und noch schöner war, als derjenige, den ich ihm gegeben hatte. Zugleich stellte er ihm sein Portrait zu, das er ihm unter einem seiner Flügel befestigte, während er den Ring im Schnabel trug.

„Ich erwartete die Rückkehr meines kleinen grünen Couriers mit einer Ungeduld, wie ich sie bis dahin noch nie gefühlt hatte. Er richtete mir aus, daß jener Ritter ein

großer König sey, der ihn sehr höflich empfangen habe, daß er ohne mich nicht leben könne und auf jede Gefahr hin wieder an den Fuß des Thurms kommen werde; ich wurde darüber so betrübt, daß ich zu weinen begann. Der grüne Papagei und das Hündlein Bimper trösteten mich nach bestem Vermögen, denn sie liebten mich zärtlich. Der Papagei überreichte mir den Ring und das Bildniß des Prinzen. Es machte mir großes Vergnügen, denjenigen, den ich nur von Ferne gesehen hatte, nun auch in der Nähe zu betrachten; dabei kamen mir allerlei, theils angenehme, theils traurige Gedanken, so daß ich

ganz unruhig und nachdenklich wurde. Die Feen wurden es gewahr, besprachen sich unter einander, schrieben es der langen Weile zu und meinten, daß es nun Zeit wäre, mir einen Gemal aus dem Feengeschlecht zu geben. Sie ließen mehrere die Musterung passiren und entschieden sich zuletzt für den kleinen König Migonnet, dessen Königreich fünfmalhunderttausend Meilen von meinem Thurme entfernt war, was aber im Feenlande nur eine kurze Strecke ist. Der Papagei belauschte sie und hinterbrachte es mir mit den Worten: „Ach! wie dauern Sie mich, meine liebe Gebieterin, daß Sie den König Migonnet heirathen sollen. Das ist ein abscheulicher Affe, und wenn ich ein König wäre, so möchte ich ihn nicht zum Schuhputzer haben.“ — „Hast du ihn denn gesehen, Papagei?“ fragte ich. — „Das will ich meinen,“ erwiderte er, „ich bin mehr als einmal mit ihm auf einem Zweige gesessen.“ — „Wie doch! auf einem Zweige?“ rief ich erstaunt aus. — „Allerdings, er hat ja statt der Füße Adlerskrallen.“

„Diese Nachricht betrübte mich sehr und ich beschloß, lieber zu sterben, als den König Migonnet zu heirathen. Ich hatte eine schlaflose Nacht. Der Papagei und das

Hündlein Bimper plauderten mit mir und erst gegen Morgen schlief ich ein wenig ein. Da mein Hund eine gute Nase hatte, so roch er, daß der König am Fuße des Thurms war. Er weckte den Papagei auf und sagte: „Ich wette Kopf und Schwanz, daß der König da unten ist.“ Der Papagei erwiderte unwillig: „Halts Maul, Plaudertasche, du gönnst andern Leuten die Ruhe nicht, weil du selbst nur mit halbgeschlossenen Augen und offenen Ohren schläfst.“ — „Willst du wetten; ich wette, was du willst,“ fuhr das Hündlein fort. — „Wie kann er denn da seyn, da ihm doch unsre Gebieterin verboten hat, zu kommen!“ rief der Papagei aus. — „Du Eitelfaltspinsel du, als ob sich ein verliebter König um ein solches Verbot kümmerte!“ sagte das Hündlein und packte den Papagei so kräftig am Flügel, daß er laut aufschrie. Ich erwachte und als ich erfahren hatte, wovon die Rede sey, flog ich ans Fenster und erblickte den König, der die Arme nach mir ausstreckte und mir durch sein Sprachrohr zurief, daß er nicht länger ohne mich leben könne; er beschwor mich zugleich, auf ein Mittel zu sinnen, wie ich aus dem Thurm kommen oder ihm hineinhelfen könne und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er mich heirathen und zu einer großen Königin machen wolle.

„Ich befahl dem Papagei, ihm zu ſagen, daß ich es faſt für unmöglich halte, ſeine Wünſche zu erfüllen; inzwiſchen wolle ich ſeinen Betheuerungen Glauben ſchenken und ſeine Hoffnungen zu verwirklichen ſuchen; ich beſchwöre ihn jedoch, nicht alle Tage zu kommen, damit man ihn nicht ſehe, denn die Feen würden ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit umbringen laſſen.

„Der Prinz entfernte ſich voll Vergnügen über die Ausſichten, welche ich ihm eröffnet hatte, ich aber befand mich in der größten Verlegenheit, als ich über die Mittel nachdachte, meine Verſprechungen zu erfüllen. Wie aus dieſem Thurme kommen, der keine Thüren hatte? So jung, ſo unerfahren, ſo furchtſam ſeyn und zu Gehülfen nur einen Papagei und ein Hündchen haben! Ich entſchloß mich demnach, etwas Unmögliches nicht zu wagen und ließ dieſen Entſchluß durch den Papagei dem Prinzen zu wiſſen thun. Er wurde darüber ſo betrübt, daß er ſich vor den Augen des Papagei umbringen wollte; endlich aber gab er ihm den Auftrag, mir zu ſagen, daß er ohne mich nicht leben könne.

„Als mir der Papagei dieſes erzählte, wurde ich noch betrübter, als ich ſchon war. Als die Fee Heftig kam, fand ſie meine Augen vom Weinen roth und geſchwollen.

Sie wollte wissen, warum ich geweint habe, und wenn ich ihr nicht die Wahrheit sage, so lasse sie mich auf der Stelle verbrennen. So schrecklich waren immer ihre Drohungen. Ich erwiderte zitternd, daß mir das Spinnen entleidet sey und daß ich Vogelnetze haben möchte, um im Garten kleine Vögel zu fangen. Sie tröstete mich und versprach mir Schnüre zu bringen, so viele ich nur verlange. Sie brachte sie mir in der That auch denselben Abend noch, ermahnte mich aber dabei, eher an meinen Putz als an Arbeit zu denken, um dem König Migonnet, der bald ankommen würde, besser zu gefallen. Ich schauderte bei dieser betrübten Nachricht und erwiderte nichts.

„So bald sie fort war, fieng ich an, eine Strickleiter zu machen, die ganz trefflich gerieth, obwohl ich in meinem Leben nie eine gesehen hatte. Die Fee wunderte sich über die vielen Schnüre, die ich brauchte und sagte zu mir: „Aber, meine Tochter, deine Arbeit gleicht der der Penelope, sie schreitet nicht vorwärts und doch verlangst du immer neue Schnüre.“ — „Ei, Mamachen,“ sagte ich unbefangen, „sehen Sie denn nicht, wie ungeschickt ich bin und daß ich Alles unter der Hand verderbe? Ich glaube gar, die paar Schnüre gehen Ihnen vom Herzen.“ Mein unbefangenes Wesen freute sie, obwohl sie sonst finsterer und grausamer Gemüthsart war.

„Ich schickte nun den Papagei ab und ließ dem Prinzen sagen, daß er sich Abends am Fuße des Thurmes einfinden solle und daß er dort die Strickleiter finden werde; das übrige wolle ich ihm mündlich sagen. Ich band die Strickleiter fest an, in der Absicht, hinabzusteigen und mit ihm zu entfliehen; er aber stieg voll Ungeduld herauf und trat in mein Zimmer, als ich mich eben zur Flucht rüstete.

„Sein Anblick erfreute mich so sehr, daß ich die Gefahr, worin wir schwebten, darüber vergaß. Er erneuerte seine Schwüre und bat mich, unsere Heirath nicht zu

verzögern. Der Papagei und das Hündlein Bimper waren die einzigen Zeugen unſrer Vermählung. Niemals iſt eine ſo vornehme Hochzeit einfacher begangen worden. Vor Tagesanbruch verließ mich der Prinz; ich erzählte ihm die Abſicht der Feen, mich mit dem kleinen König Migonnet zu vermälen, und beſchrieb ihm deſſen Geſtalt mit ſo abſchreckenden Farben, daß er darüber ſchauderte.

„Kaum war der Prinz fort, so erblickte ich in der Luft einen feurigen Wagen, von geflügelten Salamandern gezogen, der so schnell einherflog, daß man ihm kaum mit den Augen folgen konnte. Der Wagen war von mehreren Garden umgeben, die auf Straußen ritten. Ich konnte nicht genau sehen, wer darinnen saß, aber ich zweifelte nicht daran, daß es irgend eine Fee oder ein Zauberer sey.

„Bald darauf trat die Fee Heftig in mein Zimmer und sagte: „Gute Nachrichten, dein Bräutigam ist angekommen! Kleide dich schön an und vergiß deinen Schmuck nicht!“ — „Wer hat Ihnen denn gesagt,“ rief ich aus, „daß ich heirathen wolle? Ich denke nicht daran, und schicken Sie den König Migonnet nur wieder heim, denn ich werde wegen ihm keine Nadel mehr oder weniger anheften, und es ist mir ganz einerlei, ob er mich schön oder häßlich findet.“ — „Ei da,“ sagte die Fee, „seht doch den kleinen Trotzkopf! Aber du weißt, daß ich keinen Spaß verstehe, und....“ — „Und was wollen Sie mir thun?“ rief ich mit entschlossenem Trotz aus. „Kann man noch übler behandelt werden, als ich es bin, mit einem Papagei und einem Hund in diesen Thurm gesperrt und täglich diesen scheußlichen Drachen vor Augen!“

— „Seht doch!“ erwiderte die Fee, „wie undankbar für alle die Mühe und Sorgen, die man mit ihr gehabt hat! Ich sagte es ja meinen Schwestern voraus, daß wir solchen Dank haben würden.“ — Sie gieng fort und erzählte unsern Streit den andern Feen, die sich über meine Widerspenstigkeit sehr wunderten.

„Der Papagei und das Hündlein machten mir Vorstellungen, denn von dem Zorne der Fee sey alles für mich zu fürchten; ich fühlte mich aber so stolz im Besitze des Herzens eines großen Königs, daß ich mich weder um die Feen kümmerte, noch auf die Rathschläge meiner treuen Diener achtete. Ich kleidete mich mit Absicht nachläßig, um dem König Migonnet zu mißfallen. Unsere Zusammenkunft fand auf der Terrasse statt, wohin er in seinem feurigen Wagen kam. Es war der kleinste Zwerg, den es je gegeben hat; er gieng auf seinen Adlerskrallen und auf den Knieen zugleich, denn er hatte keine Knochen in den Beinen, so daß er sich auf zwei diamantenen Krücken halten mußte. Sein königlicher Mantel war eine halbe Elle lang, und schleifte

doch um mehr als ein Drittheil nach. Sein Kopf war dick wie ein Simri und seine Nase so groß, daß ein Dutzend Vögel darauf saßen, deren Gesang ihn ergözte; er hatte einen so gräulichen Bart, daß die Kanarienvögel ihre Nester darin bauten, und seine Ohren standen eine Spanne hoch über seinen Kopf hinauf, aber man gewahrte sie nur wenig, weil er eine hohe spitzige Krone trug, um größer zu erscheinen. Die Flamme seines Wagens vertrocknete die Früchte, Blumen und Brunnen seines Gartens. Er kam mit offenen Armen auf mich zu; ich blieb aufrecht stehen, und sein Oberstallmeister mußte ihn in die Höhe heben, damit er mich umarmen könne; wie er sich mir aber näherte, floh ich in mein Zimmer und schloß es hinter mir zu. Hierüber entrüstet, begab sich der König Migonnet zu den Feen.

„Sie baten ihn tausendmal um Verzeihung wegen seines barschen Benehmens und um ihn zu besänftigen, weil er ein sehr mächtiger Zauberer war, beschlossen sie, mich in der Nacht an Händen und Füßen zu knebeln und zu ihm in seinen Wagen zu setzen, daß er mich mit sich nehmen könne. Sie zankten mich daher nur ein wenig über mein einfältiges Betragen, wie sie es nannten, und

ermahnten mich anders zu werden. Der Papagei und das Hündlein wunderten sich sehr über diese ungewöhnliche Sanftmuth. „Wissen Sie auch, meine Gebieterin," sagte das Hündlein, „daß mir nichts Gutes ahnt, denn mit Feen ist nicht zu spassen." Ich lachte über seine Besorgniß und ließ ganz vergnügt dem Prinzen die Strickleiter hinab, als er sich Abends am Fuße des Thurms einfand, denn in dieser Nacht wollte ich mit ihm entfliehen.

„Wir sprachen so ruhig und unbefangen, als ob wir in größter Sicherheit in seinem Palast gewesen wären. Da klirrten plötzlich die Fenster und die Feen erschienen auf ihrem furchtbaren Drachen. Der König Migonnet folgte ihnen in seinem feurigen Wagen und hinter ihm kamen seine Leibwächter auf ihren Straußen. Der Prinz griff furchtlos nach seinem Schwerte, um mich ritterlich zu beschützen, aber in einem Nu hatte ihn der Drache vor meinen Augen verschlungen. Voll Verzweiflung warf ich mich selbst in den Rachen des Ungeheuers. Er wäre bald mit mir fertig gewesen, wenn ihm nicht die Feen Einhalt gethan hätten. Sie waren grausamer als er und hielten den Tod für eine zu gelinde Strafe für mich. Sie berührten mich mit ihren Zauberstäben und alsbald wur-

ich in eine weiße Katze verwandelt. Hierauf führten sie mich in diesen schönen Palast, der meinem Vater gehörte, und verwandelten den ganzen Hofstaat in Kater und Katzen; einigen ließen sie von ihrer Gestalt nichts übrig, als die Hände.

„So kam ich in den bedauernswerthen Zustand, worin Sie mich gefunden haben. Die Feen sagten mir, daß ich eine Königstochter sey, daß sich mein Vater und meine Mutter nimmer am Leben befänden und daß ich nur durch einen Prinzen erlöst werden könne, der meinem Gemal, welchen der Drache gefressen hatte, auf ein Haar gliche. Sie, gnädigster Herr, sind dieser Prinz und gleichen ihm in allen Theilen aufs vollkommenste; ich sah es gleich bei Ihrem ersten Anblick und wußte im Voraus, wie alles kommen würde. Gottlob, daß nun meine Leiden zu Ende sind!“

Nachdem diese Erzählung zu Ende war, schickten sich der Prinz und die Prinzessin zur Abreise an; sie bestiegen einen prächtigen Wagen, der von Gold und Edelsteinen glänzte. Die Pracht des Gefolges übertraf alles, was man je gesehen hat, die Hufeisen der Pferde waren von Smaragd und die Nägel von Diamant. Unterwegs

unterhielten sie sich sehr gut, denn die Prinzessin war so geistreich als schön.

Als sie sich dem Schlosse näherten, wo die drei Brüder zusammentreffen sollten, schlüpfte die Königin in einen kleinen Felsen von Krystall, dessen Spitzen mit Gold und Rubinen besezt waren. Ringsum waren Vorhänge, daß man sie nicht sehen konnte, und den Felsen trugen prächtig gekleidete Jünglinge wie eine Sänfte. Der Prinz traf seine beiden Brüder in dem Schlosse an, wie sie eben mit Prinzessinnen von ausnehmender Schönheit spazieren gingen. Sie liefen ihm entgegen und fragten ihn, wo er denn seine Prinzessin habe. Er erwiderte ihnen, daß er auf seiner ganzen Reise nur häßliche Prinzessinnen angetroffen habe, und daß er blos eine kleine weiße Katze mitbringe. Sie lachten und ergözten sich an seiner Einfalt. „Eine Katze," spotteten sie, „fürchtest Du denn, daß die Mäuse unser Königreich auffressen möchten?"

Die beiden älteren Prinzen stiegen mit ihren Prinzessinnen in goldene Wagen, die von prächtig aufgeschirrten Pferden gezogen wurden. Der jüngste Prinz ging bescheiden zu Fuß und hinter ihm trug man den Krystallfelsen, den Jedermann mit Verwunderung betrachtete.

Die Kammerherren benachrichtigten den König, daß die Prinzen im Anzuge seyen. „Bringen sie schöne Damen mit?“ fragte der König. „Man kann nichts Schöneres sehen,“ war die Antwort. Hierüber wurde der König sehr böse. Gleichwohl empfing er die Prinzen aufs höflichste, als sie mit ihren schönen Prinzessinnen eintraten. Er wußte nicht, welcher von beiden er den Preis zuerkennen sollte, sah seinen jüngsten Sohn an und fragte ihn: „Diesmal kommst Du also allein?“ — „Eure Majestät werden in diesem Felsen,“ erwiderte der Prinz, „eine kleine weiße Katze finden, die himmlisch miaut und nicht krazt; ich hoffe, daß sie Ihren Beifall erhalten wird.“ — Der König schickte sich an, den Felsen zu öffnen, aber im nämlichen Augenblick drückte die Prinzessin an einer Feder, der Felsen fiel in Stücke und sie trat strahlend aus ihm hervor, wie Venus aus dem Schooße der Wellen; ihre langen blonden Haare fielen in reichen Locken bis auf den Boden herab; sie trug ein schneeweißes Kleid und ihr Haupt war mit Blumen bekränzt. Als sie dem König eine tiefe Verbeugung machte, konnte er seine Bewunderung nicht verbergen und rief unwillkürlich aus: „Das ist die unvergleichlichste Schönheit und ihr gebührt die Krone.“

„Sire," erwiderte die Prinzessin, „ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Krone zu rauben, welche Sie so würdig tragen; ich besitze selbst sechs Königreiche, und biete Ihnen und jedem Ihrer beiden ältesten Prinzen eines davon an. Ich verlange dafür nichts, als Ihren väterlichen Segen und diesen jungen Prinzen zum Gemal. Wir werden an drei Königreichen noch mehr als genug haben." Hierüber brach der König mit seinem ganzen Hof in ein lautes Freudengeschrei aus. Man

frierte die dreifache Hochzeit und ſchwamm Monate lang in Luſt und Freude. Hierauf begab ſich jeder der Könige in ſeine Staaten, um dieſelben zu regieren. Die Prinzeſſin machte ſich bei ihren Unterthanen ſo beliebt, daß man in jenen drei Königreichen noch heutzutage mit großer Achtung von der weißen Katze ſpricht.

Inhalt.

	Seite
Meiſter Murner oder der geſtiefelte Kater	9
Babiole	21
Der Lieblingsring	73
Die weiße Katze	101

Feen-Mährchen.

Zweite Abtheilung.

Feen, Zauberer und Kobolde.

Prinzessin Rosette.

Es war einmal ein König und eine Königin, welche zwei schöne Prinzen hatten. Sie wurden dick und stark, weil man ihnen wohl zu essen gab. So oft die Königin ein Kind bekam, ließ sie die Feen zur Taufe bitten, um von ihnen das künftige Schicksal des Neugebornen zu erfahren.

Nun bekam sie auch eine Prinzessin, die so schön war, daß man sie nicht ohne Erstaunen ansehen konnte. Die

Königin gab den Feen ein großes Gastmahl, und als sie satt waren, sagte sie zu denselben: „Wir wollen unsere alte Gewohnheit nicht vergessen; sagt mir, wie es Rosetten (so hatte man die Prinzessin getauft) gehen wird?“ Die Feen antworteten, sie hätten ihr Zauberbuch vergessen, und sie wollten ein andermal wiederkommen. „Ach!“ sprach die Königin, „das bedeutet nichts Gutes, Sie wollen mich nur nicht durch eine schlimme Prophezeiung betrüben; aber ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, was sie wissen.

Je mehr sich die Feen entschuldigten, um so begieriger wurde die Königin, das Geheimniß zu erfahren. Endlich ergaben sie sich ihren Bitten, und die Oberste der Feen sprach: „Wir fürchten, Frau Königin, Rosette möchte ihre Brüder in großes Unglück bringen, oder gar ihren Tod verursachen. Das ist Alles, was wir wissen, und es ist uns leid, daß wir Ihnen nichts Besseres verkünden können.“

Hierauf setzten sich die Feen in ihren Wagen und flogen durch die Lüfte davon, die Königin aber blieb traurig und innigst betrübt zurück. Der König merkte es und fragte: „Was fehlt Ihnen, Frau Königin?“ Die Königin antwortete: „Ich bin zu nahe am Feuer gestanden und habe meinen leinenen Unterrock verbrannt.“ — „Wenn es weiter nichts ist!“ sprach der König, stieg auf seinen

Speicher und brachte der Königin mehr Flachs, als sie in hundert Jahren spinnen konnte.

Die Königin blieb aber traurig, wie zuvor. Der König fragte sie: „Was fehlt Ihnen, Frau Königin?“ Die Königin antwortete: „Mein grünsammtener Pantoffel ist mir in's Wasser gefallen.“ — „Wenn es weiter nichts ist!“ sprach der König, ließ alle Schuster seines Königreiche kommen und brachte der Königin zehntausend grünsammtene Pantoffel.

Die Königin blieb aber traurig, wie zuvor. Der König fragte sie: „Was fehlt Ihnen, Frau Königin?“ Die Königin antwortete: „Ich habe in der Hast des Essens meinen goldenen Brautring verschluckt, den ich am Finger hatte.“ Da merkte der König, daß sie ihm die Wahrheit nicht sagte, denn er hatte diesen Ring aufgehoben, und sprach zu ihr: „Um Verzeihung, Frau Königin, das heißt gelogen, denn ich habe Ihren Ring in meiner Chatulle.“ Jetzt hatte man die Königin auf der Lüge ertappt, worüber sie sich sehr schämte, denn es ist etwas sehr Häßliches um das Lügen. Nun sagte sie die Wahrheit und theilte dem König mit, was die Feen von der kleinen Rosette prophezeit hatten. Der König wurde darüber sehr betrübt, ging mit sich zu Rathe und sprach:

„Ich weiß mir nicht anders zu helfen, um unsere beiden Prinzen zu retten, als daß wir die kleine Rosette umbringen lassen.“ Da schrie die Königin laut und drohte dem König, sich eher selbst ein Leids anzuthun, als daß sie dies geschehen ließe. Sie berathschlagten mit einander, was in der Sache zu thun, aber sie kamen nicht zum Ziele, wie zu helfen seyn möchte.

Eines Tages erfuhr die Königin, daß irgendwo, nicht weit von der Hauptstadt, ein alter Einsiedler mitten im Walde wohne und seinen Aufenthalt in einem hohlen Baume habe. An diesen Eremiten glaube alles Volk umher und frage ihn um Rath. Die Königin sprach: „Den will ich auch fragen; die Feen haben mir das Schlimme gesagt, aber das Hülfsmittel dagegen haben sie vergessen.“ Sie bestieg darnach am andern Morgen ein schönes weißes Maulthier mit goldenen Hufeisen, und zwei ihrer Hofdamen folgten ihr zu Pferd. Als die Königin und ihre Damen den hohlen Baum gewahr wurden, in welchem der Einsiedler wohnte, stiegen sie aus Respect vom Pferde und traten demuthig näher. Der Eremit sah nicht gerne Weiber bei sich; als er jedoch an der Krone, welche sie auf ihrem Haupte trug, merkte, daß es die Königin selbst sey, sprach er: „Seyen Sie mir bestens willkommen! Was haben

Ihre Majestät zu befehlen? Die Königin erzählte ihm, was die Feen von Rosetten prophezeit hatten, und bat ihn um seinen Rath. Der Einsiedler erwiderte ihr, daß man die kleine Prinzessin in einen Thurm verschließen und ihre ganze Lebenszeit darin lassen müsse. Die Königin dankte ihm für diesen guten Rath, gab ihm ein reichliches Almosen und kehrte in ihren Palast zurück, wo sie dem König mittheilte, was ihr der Einsiedler gesagt hatte.

Nachdem der König dies erfahren hatte, ließ er in aller Eile einen hohen Thurm bauen und sperrte seine Tochter hinein. Damit sie sich aber darin nicht langweilen sollte, besuchten sie der König und die Königin und ihre

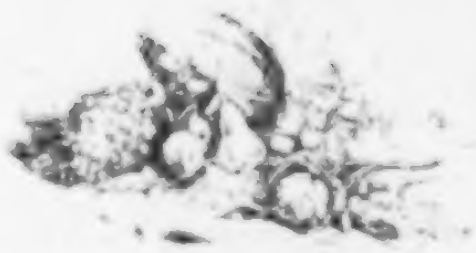
beiden Bruder alle Tage. Ihren ältesten Bruder nannte man den großen und ihren jüngeren den kleinen Prinzen. Sie liebten ihre Schwester über Alles, denn sie war so schön und anmuthig, wie man noch niemals eine Prinzessin gesehen hatte. Nachdem sie fünfzehn Jahre alt war, wurden der König und die Königin sehr krank und starben am nämlichen Tage. Nun war das ganze Land tief betrübt, man kleidete sich schwarz und läutete mit allen Glocken. Rosette war untröstlich über den Verlust ihrer Eltern.

Als der König und die Königin beerdigt waren, ließen die Fürsten und Grafen des Königreichs den großen Prinzen auf einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thron steigen, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt und in Sammt und Seide gekleidet, worauf der ganze Hof dreimal rief: „Es lebe

der König!" Hierauf waren große Festlichkeiten im ganzen Lande.

Der König und sein Bruder sprachen zu einander: Jetzt, da wir Herren sind, wollen wir unsere Schwester aus dem Thurme nehmen, worin sie schon so lange schmachtet." Sie begaben sich demnach in den Schloßgarten, an dessen einem Ende der Thurm auf einer Anhöhe erbaut war. Als die Prinzessin ihre beiden Bruder sah, erhob sie sich vom Stickrahmen, an welchem sie eben saß, machte dem König eine anmuthige Verneigung und sagte: „Guten Morgen, Sire! Sie sind jetzt König und ich Ihre demüthige Dienerin; haben Sie die Güte, mich aus diesem garstigen Thurm zu befreien, in welchem ich vor Langeweile fast sterbe." Die arme Prinzessin fing an zu weinen, der König umarmte sie und sagte, daß er eben jetzt gekommen sey, um sie aus dem Thurme zu holen und in ein schönes Schloß zu führen. Der kleine Prinz hatte seine Taschen voll Confect und gab es seiner Schwester mit den Worten: „Fort aus diesem garstigen Thurme, in welchem du lange genug gesessen bist!"

Als Rosette den schönen Garten mit seinen Blumen, mit seinen Bäumen und Springbrunnen sah, war sie ganz außer sich und sprachlos, denn sie hatte in ihrem Leben



noch nichts gesehen, als die Mauern ihres Thurmes. Sie blickte links und rechts, ging, blieb stehen, pflückte Blumen und Früchte. Ihr kleiner Hund, welcher Fretillon hieß, so zahm war wie ein Papagai und nur ein Ohr hatte, aber zum Entzücken tanzte, lief vor ihr her, machte tausend Sprünge und bellte: „Wau! Wau! Wau!“ Plötzlich verschwand er in ein kleines Gehölze, die Prinzessin folgte ihm und erblickte darin zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen einen prächtigen Pfauen, der eben ein Rad schlug. Es däuchte ihr, daß es nichts Schöneres auf der Welt geben könne, und sie konnte kein Auge von ihm verwenden. Als der König und der Prinz zu ihr kamen, deutete sie auf den Pfauen und fragte, was dies sey. Sie antworteten ihr, es sey ein Vogel, den man bisweilen esse. „Wie?“ sagte sie, „kann man sich unterstehen, einen so schönen Vogel umzubringen und zu essen! Ich sage Euch, daß ich den Pfauenkönig und keinen Andern heirathen will.“ Darüber erstaunten der König und der Prinz nicht wenig, und der König sprach: „Aber, liebe Schwester, wo sollen wir denn den Pfauenkönig finden?“ — „Wo es Ihnen

gefällig ist. Sire, aber ich nehme keinen Andern," erwiderte die Prinzessin.

Nachdem Rosette diesen festen Entschluß erklärt hatte, führten sie ihre beiden Brüder in das Schloß; den Pfauen mußte man dahin tragen und in ihr Zimmer bringen denn sie wollte [illegible] um sich haben. Alle Hofdamen sprangen herbei, um Prinzessin Rosette zu sehen und ihr den Hof zu machen. Die einen brachten ihr Confect, die andern Zuckerwerk, seltene Kleider, schöne Bänder, Puppen, gestickte Schuhe, Perlen und Edelsteine. Sie nahm Alles mit so vielem Anstand an und machte so anmuthige Verbeugungen, daß sie Jedermann wohlgefiel.

Inzwischen sannen der König und der Prinz darauf, den Pfauenkönig aufzufinden, um zu sehen, ob irgendeinen auf der Welt gäbe. Sie ließen, wie es üblich ist, ein Portrait von der Prinzessin malen, welches ihr zum Sprechen ähnlich war. Hierauf sagten sie zu ihr: „Weil Euer Liebden keinen Andern, als den Pfauenkönig zu heirathen

gedenken, so wollen wir uns aufmachen, um ihn auf der ganzen Welt zu suchen. Es wird uns sehr freuen, ihn zu finden. Regieren Sie inzwischen unser Königreich bis wir zurückkommen." Prinzessin Rosette dankte ihnen für die Mühe, welche sie sich geben wollten, versprach, das Königreich wohl zu regieren und sich in ihrer Abwesenheit kein anderes Vergnügen zu machen, als den schönen Pfauen zu betrachten und den kleinen Fretillon tanzen zu lassen. Hierauf weinten sie alle Drei und nahmen zärtlichen Abschied.

Die beiden Prinzen machten sich auf den Weg und fragten alle Leute, welchen sie begegneten: „Kennt ihr den Pfauenkönig nicht?" Die Antwort war immer: „Nein, wir wissen nichts von ihm." Deßwegen zogen sie immer weiter fort, und kamen zuletzt so weit, als noch nie ein Mensch gewesen ist.

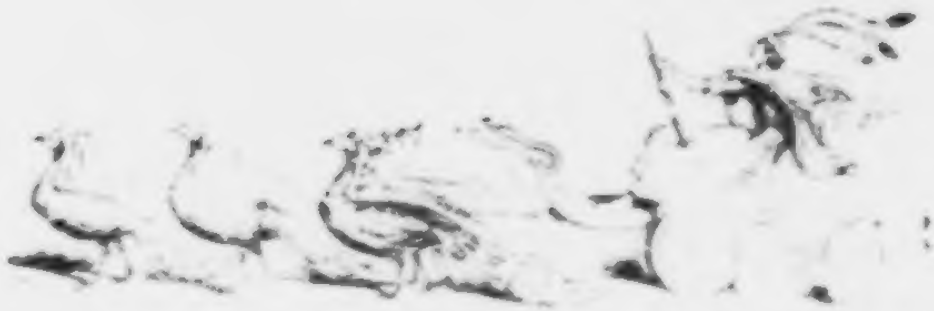
Endlich kamen sie in das Königreich der Maikäfer; es war Alles schwarz voll von ihnen, und sie sumsten so entsetzlich, daß der König fast taub davon geworden wäre. Er fragte einen von ihnen, der ihm der Vernünftigste schien: „Können Sie mir nicht sagen, wo ich den Pfauenkönig finden kann?" — „Sire," erwiderte der Maikäfer, „sein Königreich liegt nicht weiter als dreißigtausend Meilen von hier." „Und woher wissen Sie das?" —

„Weil wir jedes Jahr zwei bis drei Monate in seinem Hofgarten zubringen.“

Der König und sein Bruder waren so freudig gerührt, daß sie den Maikäfer umarmten und zur Tafel einluden. Hierauf besahen sie alle Merkwürdigkeiten des Maikäferlandes, in welchem der kleinste Baumzweig einen Dukaten kostet. Dann setzten sie ihre Reise fort und kamen in wenigen Tagen in das Reich des Pfauenkönigs. Hier fanden sie alle Bäume mit Pfauen bedeckt, die ein so großes Geschrei machten, daß man es zwei Meilen weit hörte.

Der König sprach zu seinem Bruder, dem Prinzen: „Wenn nun der Pfauenkönig selbst ein Pfau ist, so müßten wir ja verrückt seyn, wenn wir ihm unsere Schwester zur Frau geben wollten. Ich wenigstens möchte keine jungen Pfauen zu Neffen und Nichten haben!“ Der Prinz war nicht weniger in Sorgen. „Wie ist ihr nur,“ sagte er, „der verzwickte Einfall gekommen, daß es einen Pfauenkönig gäbe!“

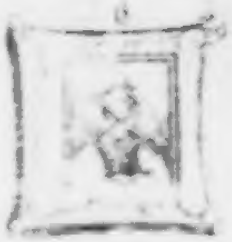
Als sie in die Hauptstadt kamen, fanden sie alle Leute in prächtigen Kleidern von Pfauenfedern und begegneten dem König, der in einem goldenen Wagen fuhr, den zwölf Pfauen zogen. Dieser Pfauenkönig war so



sehen, daß der König und sein Bruder darüber erstaunten; er hatte lange, blonde Haare, ein weißes und rothes Gesicht, und trug eine Krone von Pfauenfedern auf dem Kopfe. Der Pfauenkönig erkannte sie an ihrer Kleidung als Fremde, daß halten und sie an seinen Wagen rufen.

Der König und der Prinz machten eine Verbeugung und sagten: „Sire, wir kommen weit her, um Eurer Majestät ein schönes Portrait zu zeigen." Hiemit zogen sie das Bildniß der Prinzessin Rosette aus ihrem Mantelsack. Der Pfauenkönig betrachtete es lange und sprach: „Ich kann nicht glauben, daß es auf der Welt ein so schönes Mädchen gibt." — „Sie ist noch hundertmal schöner," sagte der König. — „Sie belieben zu spaßen," versetzte der Pfauenkönig. — „Sire," nahm der Prinz das Wort, „Sie sehen hier meinen Bruder vor sich, der auch ein König ist; man nennt ihn den König und mich den Prinzen; unsere Prinzessin Schwester, deren Portrait dies ist, heißt

Rosette, und wir sind hieher gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie sie nicht heirathen wollen; sie ist schön und verständig und bekommt einen Scheffel Dukaten zum Heirathgut." „Freilich will ich Sie heirathen, und lieber heute als morgen," erwiderte der Pfauenkönig, „wenn sie nämlich so schön ist, als ihr Portrait zeigt. Wo aber das Mindeste daran fehlt, so müßt Ihr des Todes sterben!"



„Topp!" sagten die Brüder der schönen Prinzessin. „So begebt Euch denn in's Gefängniß," fuhr der Pfauenkönig fort, „und bleibt darin bis Eure Prinzessin Schwester in unsern Staaten angekommen ist." Das ließen sich die beiden Brüder wohl gefallen, weil sie wußten, daß Rosette viel schöner war, als ihr Bildniß.

Im Gefängniß ließ sie der König wohl bedienen und verpflegen; er besuchte sie oft, und wenn er nicht bei ihnen war, so that er nichts, als Rosettens Portrait betrachten, und vergaffte sich so darein, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Als der König und sein Bruder im Gefängniß waren, schrieben sie durch die Briefpost an die Prinzessin, ihre Schwester, daß sie geschwind ihr Bündel schnüren und kommen sollte, weil der Pfauenkönig sie

mit Ungeduld erwarte. Sie schrieben ihr aber nicht, daß sie gefangen seyen, damit sie sich keine Sorgen um sie mache.

Als sie diesen Brief erhielt, starb sie fast vor Freude; sie sagte zu Jedermann, daß man den Pfauenkönig gefunden habe und daß sie ihn heirathen werde. Deßhalb zündete man im ganzen Lande Freudenfeuer an, schoß mit Kanonen und aß Backwerk aller Art. Alle, welche in die Hauptstadt kamen, um die Prinzessin noch einmal zu sehen, bekamen ein Honigbrod und süßen Wein. Nachdem Prinzessin Rosette auf diese Art ihre Magnificenz an den Tag gelegt hatte, ließ sie ihre schönen Puppen ihren guten Freundinnen, das Königreich ihrer Brüder aber gab sie in die Hände der weisesten Greise der Hauptstadt. Sie empfahl ihnen, für Alles Sorge zu tragen, so wenig als möglich auszugeben, und alles Geld ihrem Bruder, dem König, aufzuheben, vor Allem aber ihren Pfauen wohl zu hüten. Hierauf trat sie mit ihrer Amme, mit ihrer Milchschwester und dem grünen Hunde Fretillon die Reise an. Sie setzten sich auf ein Schiff und fuhren auf dem Meere davon. Sie hatten den Scheffel Dukaten und Kleider auf zehn Jahre bei sich, so daß sie täglich zweimal wechseln konnten; sie lachten und sangen die ganze Zeit über. Die

Amme fragte den Schiffer: „Sind wir bald im Pfauenlande?“ — „Nein! Nein!“ sagte der Schiffer. Zum zweiten Male fragte sie wieder: „Sind wir bald im Pfauenlande?“ — „Bald! Bald!“ sagte der Schiffer. Zum dritten Male fragte sie: „Sind wir bald im Pfauenlande?“

„Ja! Ja!“ sagte der Schiffer. Und als er dieß gesagt hatte, setzte sie sich neben ihn auf die Ruderbank und sprach: „Wenn du willst, will ich dich reich machen für deine Lebenszeit.“ Der Schiffer sprach: „Ich will wohl.“ Sie sagte weiter: „Wenn du willst, sollst du Milliarden Dukaten verdienen.“ Der Schiffer sprach: „Ich will wohl.“ — „Nun denn,“ fuhr die Amme fort, „heute Nacht, wenn die Prinzessin schläft, wollen wir sie mit einander in's Meer werfen, und nachdem sie ertrunken seyn wird, will ich meiner Tochter ihre schönen Kleider anziehen und

sie zum Pfauenkönig bringen, daß er sie heirathe, und dann will ich dir alle Taschen mit Edelsteinen vollstopfen.

Der Schiffer war sehr erstaunt über den Vorschlag der Amme und meinte, es wäre ja Jammerschade, eine so schöne Prinzessin zu ersäufen, als ob sie ein räudiger Hund wäre. Da gab ihm aber die Amme so viel und so lange zu trinken, bis er in ihr Begehren willigte.

Als es Nacht wurde, legte sich die Prinzessin nach ihrer Gewohnheit zu Bette; der kleine Kretillon nahm, wie er pflegte, Platz zu den Füßen ihres Lagers. Prinzessin Rosette lag in tiefem Schlafe, als die böse Amme, welche nicht schlief, den Schiffer in ihr Zimmer führte, um sie in's Wasser zu werfen. Sie hoben ihr Federbett, ihre Matratze, ihre Leintücher und Decken sachte auf, und warfen damit die Prinzessin in's Meer. Sie hatte einen so guten Schlaf, daß sie davon nicht aufwachte.

Zum Glück war ihr Bett von Phönixfedern, welche sehr selten sind und die Eigenschaft besitzen, daß sie im Wasser nicht untergehen. Sie schwamm daher in ihrem Bett wie in einem Schiffe dahin. Inzwischen wurde das Bett und die Matratze nach und nach feucht, Prinzessin Rosette erwachte und wußte nicht, was das zu bedeuten habe.

Da sie sich von einer Seite zur andern umwandte, wachte der grüne Fretillon auch auf. Er hatte eine so

vortreffliche Nase, daß er die Stockfische roch, welche da herumschwammen, und nun fing er so entsetzlich an zu bellen, daß das ganze Reich der Fische aufwachte. Sie schwammen zu Tausenden um das Bett der Prinzessin her, und die Wallfische, die mit dem Kopfe daran stießen, drehten es wie einen Kreisel im Kreise herum. Darüber verwunderte sich Prinzessin Rosette ungemein. „Tanzt denn unser Schiff auf dem Wasser?“ sagte sie. „Ich habe mich noch nie so übel befunden, wie diese Nacht.“

Das Hündchen Fretillon aber bellte immer ärger. Die garstige Amme und der Schiffer hörten es von weitem und sagten: „Jetzt trinkt die Hundeseele mit seiner Herrin auf unsere Gesundheit, wir wollen machen, daß wir an's Land kommen;“ denn sie befanden sich ganz nahe an der Hauptstadt des Pfauenreichs.

Der Pfauenkönig hatte hundert Staatswagen, welche von Löwen, Bären, Hirschen, Wölfen, Pferden, Ochsen, Eseln, Adlern, Pfauen und andern Thieren gezogen wurden, an den Strand des Meeres geschickt. Den goldenen Wagen, welchen Prinzessin Rosette besteigen sollte, zogen sechs blaue Affen in sammtenen mit Goldplatten besetzten Geschirren. Der König hatte ihr auch sechzig junge Hofdamen entgegengeschickt, die in so reichen Kleidern prangten, daß Gold und Silber das Mindeste dabei war

Die böse Amme hatte ihre garstige Tochter mit den kostbaren Kleidern und Edelsteinen der Prinzessin auf's fleißigste herausgeputzt, aber trotz dessen blieb sie häßlicher als eine Meerkatze. Sie hatte grobe schwärzliche Haare, schielende Augen, krumme Beine, einen Höcker

hinten und vornen und war so mürrisch und zänkisch, daß sie den ganzen Tag brummte und zankte.

Als die Hofleute des Pfauenkönigs sie aus dem Schiffe steigen sahen, waren sie so erstaunt, daß ihnen das Wort im Halse stecken blieb. Sogleich fing die Afterprinzessin an zu schelten: „Nun, was steht ihr da und habt Maulaffen feil? Wollt ihr euch regen? Bringt mir zu essen und zu trinken! Ihr seyd lahme Hunde, die ich alle henken lassen werde.“ Als die Hofleute dieses hörten, sagten sie leise unter sich: „Das garstige Thier! Sie ist so böse, als häßlich! Da hat unser König eine saubere Braut, und es war wohl der Mühe werth, sie vom andern Ende der Welt zu verschreiben!“ Die Afterprinzessin kümmerte sich aber nichts darum, sondern spielte die Herrin und theilte links und rechts Ohrfeigen und Püffe aus.

Hierauf setzte sie sich in den goldenen Wagen und spreizte sich aus, als ob sie eine Königin wäre. Die Pfauen aber, welche sich auf die Bäume umher gesetzt hatten, um sie mit dem Rufe zu begrüßen: „Hoch lebe unsere schöne Königin Rosette!“ schrieen bei ihrem scheußlichen Anblick: „Pfui, pfui! die garstige Bettel!“ Darüber wurde sie so wüthend, daß sie zu ihren

Leibwächtern sagte: „Bringt mir diese verfluchten Pfauen um!“ Die Pfauen aber kümmerten sich wenig darum, sondern flogen davon.

Als der Schiffer Alles dieses sah, sagte er leise zur Amme: „Gevatterin, es steht schlimm: Eure Tochter ist gar zu häßlich.“ Die Amme erwiderte ihm: „Halt's Maul, du Lümmel, sonst geht es zu bösen Häusern!“

Man meldete dem Pfauenkönig, daß die Prinzessin im Anzug sey. „Nun,“ fragte er begierig, „ist es wahr, was mir ihre Brüder von ihr gesagt haben? Ist sie schöner als ihr Bildniß?“ — „Sire,“ war die Antwort, „es ist genug, wenn sie eben so schön ist.“ — „Damit bin ich auch zufrieden,“ sprach der Pfauenkönig, und ging seiner Braut entgegen, deren Ankunft ein großes Geräusch von außen ankündigte. Als er in den Schloßhof kam, hörte er, daß man rief: „Pfui! Pfui! wie häßlich ist sie!“ und glaubte, daß von irgendeiner Zwergin oder einer Meerkatze die Rede sey, welche die Prinzessin mitgebracht habe; denn es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß man von ihr selbst spreche.

Man trug das Bildniß der Prinzessin Rosette auf der Spitze einer großen Stange, und hinterdrein ging in feierlichem Zuge der König mit allen seinen Baronen

und allen seinen Pfauen und den sämmtlichen Gesandten. Der König brannte vor Ungeduld, die schöne Rosette zu sehen. Als er sie aber erblickte, hätte ihn beinahe der Schlag gerührt; er gerieth in den heftigsten Zorn, zerriß seine Kleider und ging hinter sich, so sehr ekelte sie ihn an.

„Wie," sprach der Pfauenkönig, „diese beiden Schufte waren sehr keck, daß sie sich unterstanden haben, mir eine solche Meerkatze zur Braut anzubieten! Sie sollen sterben! Und diese garstige Bettel, mit ihrer Amme und ihrem Begleiter, werfet in den höchsten meiner Thürme!"

Als der König und der Prinz erfuhren, daß ihre Schwester angekommen sey, zogen sie ihre schönsten Kleider an, um sie zu empfangen. Sie hofften, daß sich jeden Augenblick das Gefängniß für sie öffnen würde; statt dessen aber kam der Kerkermeister mit Wache, und warf sie in ein finsteres Loch, wo Schlangen und Ottern waren. Sie waren ganz erstaunt und betrübt, und

sagten: „Das ist eine traurige Hochzeit für uns! Wie mag es nur kommen, daß man so mit uns umgeht!“ Sie wußten gar nicht, was sie von der Sache denken sollten, und hielten sich auf Alles gefaßt, selbst auf den Tod.

Drei Tage vergingen, ohne daß sie irgend etwas erfuhren. Am Abend des dritten Tages kam der Pfauenkönig und schimpfte sie durch ein Loch, wie folgt: „Ihr habt euch für Könige und Prinzen ausgegeben, um mir euern Wechselbalg von Schwester zur Frau anzuhängen: aber ihr seyd Lumpen, und das Wasser nicht werth, das ihr trinkt. Ich werde euch den Prozeß machen lassen, und der Strick, an dem ihr baumeln sollt, wird schon gedreht.“ — „Herr Pfauenkönig,“ erwiderte ihm der König zornig, „thut ein wenig gemach und bedenkt, ehe Ihr handelt, denn Reue nach der That kommt zu spat. Ich bin auch ein König, habe ein schönes Königreich, prächtige Kleider und goldne Kronen, und es wurde Euch nicht wohl bekommen, wenn Ihr einen König henken ließet, wie einen Dieb, der gestohlen hat.“

Als der Pfauenkönig diese kräftigen Worte vernahm, wurde er betreten, und bedachte, daß es doch wohl besser seyn möchte, sie sammt ihrer Schwester im Frieden ziehen

zu lassen; aber einer seiner Speichellecker ermuthigte ihn und sagte, alle Welt würde ihn auslachen und einen Bettelkönig nennen, wenn er sich an denen, die ihn so muthwillig getäuscht hatten, keine Rache nähme. Diese Worte entflammten auf's Neue den Zorn des Königs, und er schwur, daß sie sterben sollten. Man machte ihnen also den Prozeß, der gleich beendigt war. Man verglich das Bildniß mit dem Wechselbalg, der sich für die Prinzessin Rosette ausgab, und fällte von Rechtswegen das Urtheil, daß sie mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Man las ihnen dieses Urtheil mit großem Gepränge im Gefängniß vor worauf sie betheuerten, sie seyen keine Lügner und Aufschneider, ihre Schwester sey eine Prinzessin von Geblut und schön wie der junge Tag. Es müsse, fügten sie hinzu, da etwas Unbegreifliches obwalten, und sie bäten um sieben Tage Aufschub, denn in dieser Zeit werde vielleicht ihre Unschuld an den Tag kommen. Der Pfauenkönig, obgleich gegen sie sehr erbittert, bewilligte ihnen dennoch aus Gerechtigkeitsliebe diese Frist.

Während dies Alles in der Hauptstadt vorging, schwamm die arme Prinzessin im Meere. Als es Tag wurde, war sie sehr erstaunt, sich auf einem Bette schwimmend mit dem Hündchen Fretillon in der weiten Wasserwüste zu befinden. Sie fing so heftig an zu weinen, daß die Fische aus Mitleid mit ihr Thränen vergossen. Was sollte nun aus ihr werden? „Ganz gewiß," sagte sie, „hat mich der Pfauenkönig in's Meer werfen lassen, weil ihn sein Versprechen, mich zu heirathen, gereut hat. Ach, der böse Mensch! Wenn er doch gewußt hätte, wie gern ich ihn gehabt haben würde!"

So schwamm Prinzessin Rosette zwei Tage lang im Meere hin und her. Die Nässe hatte ihr einen Katarrh zugezogen, und wenn sie nicht der kleine Fretillon, der sich hart an sie drängte, erwärmt hätte, so wäre sie vor Kälte gestorben. Dazu kam ein grausamer Hunger. Sie fand nur einige Austern zu ihrer Nahrung, und Fretillon mußte sich auch damit begnügen, so wenig ihm diese Nahrung behagte. Als es wieder Nacht wurde, wandelte die Prinzessin eine große Furcht an, und sie sagte zu ihrem Hunde: „Fretillon, höre nicht auf zu bellen, sonst möchten uns die Haifische fressen!"

Fretillon bellte die ganze Nacht, und als es Tag

wurde, waren sie nicht weit vom Ufer. In dieser Gegend wohnte ein guter alter Mann ganz einsam in einer kleinen Hütte; er war arm und wußte nichts von den Schätzen dieser Welt. Als er Fretillon bellen hörte, war er ganz erstaunt, denn selten kam ein Hund in diese Einöde; er glaubte daher, es möchten einige Reisende verirrt seyn, und ging aus seiner Hütte, um ihnen in christlicher Liebe den Weg zu zeigen. Da erblickte er die Prinzessin und Fretillon, die auf dem Wasser schwammen. Als ihn die Prinzessin sah, streckte sie die Arme nach ihm aus, und rief: „Guter Greis, rette mich, daß ich nicht umkomme! Seit zwei Tagen schwimme ich auf dem Wasser!“

Als der gute Alte diese Worte vernahm, holte er schnell aus seiner Hütte einen langen Haken, ging bis an den Hals in's Wasser, so daß er fast ertrunken wäre, und zog das Bett, sammt der Prinzessin und Fretillon, an das Ufer.

Die Prinzessin und der Hund waren sehr vergnügt über ihre Rettung. Sie dankte dem guten Mann auf's beste, wickelte sich in ihre Decke und ging barfuß, wie sie war, in die Hütte, wo ihr der Greis ein Feuer anzündete, um sie zu erwärmen. Hierauf holte er aus seiner Kiste das schönste Kleid seiner seligen Frau, nebst Schuhen und Strümpfen, worein sich Prinzessin Rosette kleidete. So als Bäuerin gekleidet war sie schön wie die Morgenröthe, und Fretillon tanzte vor Freude um sie herum.

Der Greis merkte wohl, daß Rosette irgendeine vornehme Dame oder Prinzessin seyn müsse, denn ihre Bettdecken waren von Gold und Silber, und ihre Matratze von Sammt und Seide. Er bat sie, ihm ihre Geschichte zu erzählen, und gelobte die strengste Verschwiegenheit. Sie erzählte ihm Alles der Länge nach mit vielen Thränen, denn sie glaubte immer noch, der Pfauenkönig habe sie in's Meer werfen lassen. „Was ist nun

zu thun, meine Tochter?“ sagte der gute Alte. „Sie sind eine vornehme Prinzessin, die an lauter gute Bissen gewöhnt ist, und ich habe nichts, als schwarzes Brod und Kartoffeln. Das ist kein Essen für eine Prinzessin, und wenn es Ihnen daher genehm ist, so will ich zum Pfauenkönig gehen und ihm sagen, daß Sie hier sind. Wenn er dann sieht, wie schön Sie sind, heirathet er Sie gewiß.“ — „Ach nein!“ rief Rosette angstvoll aus, „er ist gar zu böse und würde mich umbringen lassen; aber wenn Ihr einen kleinen Korb habt, so bindet ihn an den Hals meines Hundes, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er nicht etwas zu essen brächte.

Der Greis knüpfte sofort einen Korb an des Hundes Hals, und die Prinzessin sprach zu Fretillon: „Gehe in die beste Küche, die es in der Stadt gibt, und bringe mir, was darin ist!“ Fretillon lief in die Stadt, und da es keine bessere Küche gab, als die des Königs, so lief er hinein, deckte die Töpfe auf, nahm sachte heraus, was darin war, und brachte es der Prinzessin. Rosette sprach zu ihm: „Lauf' noch einmal fort und bringe, was gut und theuer ist!“ Fretillon lief geschwind und brachte weißes Brod, Muscatwein und

Eingemachtes aller Art; er war so beladen, daß er fast unter seiner Last erlag.

Als der Pfauenkönig sich zur Tafel setzen wollte, war nichts zu essen da. Alles sah sich bestürzt an, und der König gerieth in unbeschreiblichen Zorn. „In Gottes Namen!“ sagte er endlich, „so will ich denn nicht zu Mittag essen; aber dreht mir fleißig den Spieß, daß ich diesen Abend noch guten Braten bekomme.“ Als der Abend kam, sprach die Prinzessin zu Fretillon: „Fort in die Stadt, und hole mir aus der besten Küche guten Braten!“ Fretillon that, wie ihn seine Herrin geheißen hatte, und da es keine bessere Küche gab, als die des Königs, schlich er sich hinein und nahm hinter dem Rücken der Köche den köstlichen Braten weg, der am Spieße steckte. Er brachte den Braten noch ganz warm und duftend der Prinzessin, die ihn sogleich wieder fortschickte, um alles Eingemachte und alles Confect des Königs zu holen.

Der König, welcher nicht zu Mittag gespeist hatte, spürte großen Hunger und wollte bald zu Nacht essen: es war aber nichts da. Darüber gerieth er in schrecklichen Zorn und legte sich ohne zu essen in's Bett. Am andern Tag ging es ebenso mit dem Mittag- und Nachtessen, so daß der König drei Tage lang nichts zu essen und zu trinken bekam; denn

so oft er sich an die Tafel setzte, war Alles fort. Der Oberstthofmeister, der befurchtete, daß der König zuletzt Hungers sterben möchte, versteckte sich in einem Winkel der Küche und hatte stets Acht auf die Töpfe. Da kam ein kleiner grüner Hund, der nur ein Ohr hatte, hereingeschlichen, deckte den Topf auf und steckte das Fleisch in seinen Korb. Er sprang ihm nach, um zu sehen, wohin er gehe; er folgte ihm immer auf der Ferse und kam so in die Hütte des alten Mannes. Dann kehrte er um und erzählte dem König, was er gesehen hatte, und daß sein Essen täglich zu einem alten Bauersmann wandere.

Der König befahl, daß man ihn alsbald vor ihn führe. Der Oberstthofmeister nahm die Häscher mit sich und fand den Alten, wie er eben mit der Prinzessin die Braten des Königs verzehrte. Er ließ den Alten, die Prinzessin und Fretillon mit Stricken binden und abführen.

Man meldete ihre Ankunft dem König, und er antwortete: „Morgen ist der siebente Tag um, den ich diesen Lügenmäulern bewilligt habe, und dann werde ich sie mit denen hinrichten lassen, die mir mein Mittagessen gestohlen haben.“ Hierauf begab er sich in seinen Gerichtssaal. Der Alte kniete vor ihm nieder und sagte, daß er Alles getreu'lich erzählen wolle. Während er erzählte, betrachtete

der König die schöne Prinzessin und hatte Mitleid mit ihr, da er sie weinen sah. Als nun der Alte weiter erzählte, daß sie die wahre Prinzessin Rosette sey und daß man sie in's Meer geworfen habe, machte der König trotz seiner Schwäche, da er so lange nichts gegessen hatte, drei große Sätze in die Höhe, umarmte die Prinzessin,

schnitt die Stricke entzwei, welche ihre Hände fesselten, und sagte ihr, daß er sie über Alles liebe.

Man ließ sogleich die Prinzen holen, die sehr traurig kamen, weil sie glaubten, man wolle sie hinrichten. Auch die Amme und ihre Tochter führte man herbei. Rosette umarmte voll Entzücken ihre Brüder; die Amme und ihre Tochter aber fielen auf die Knie nieder und baten um Gnade. Die Freude war so groß, daß der König und die Prinzessin ihnen verziehen. Der gute Alte wurde reichlich belohnt, blieb im Schloß und bekam zu essen und zu trinken, soviel er wollte. Die Amme gab der Prinzessin Rosette ihre schönen Kleider und den Scheffel mit Dukaten zurück, und die Hochzeit dauerte vierzehn Tage. Alles war vergnügt und zufrieden, auch das Hündchen Fretillon, das dorten nichts als Rebhühner fraß.

Cadichon.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ein sehr kleines Königreich besaßen. Der König hieß Petaud und war ein guter Mann, etwas auffahrend, von beschränkten Fähigkeiten, sonst aber der beste König von der Welt. Seine Unterthanen galten fast so viel, als er selbst, denn in den geringsten Dingen sagten sie ganz offen ihre Meinung, und Jeder wollte, daß man seine Ansicht befolgen solle.

Die Königin hieß Gillette und war eben so beschränkten Geistes, als ihr Gemahl, aber dabei sanft, schüchtern und stille; sie sprach wenig und öfters in Sentenzen; gegen den König zeigte sie jene Unterwürfigkeit, die man für

einen Gatten zu haben pflegt, dem man sein Glück verdankt. Da der König Petaud das einzige Kind seiner königlichen Eltern war, so hatten sie schon bei seiner Geburt beschlossen, ihn mit einer kleinen Prinzessin, der Nichte der alten Fee Gangan, zu verheirathen, welche damals die vertrauteste Freundin des Königs und der Königin war. Diese kleine Prinzessin war zwar noch nicht auf der Welt, aber man verließ sich auf das Versprechen der Fee Gangan, daß sie eines Tages geboren werde und die Schönste aller Prinzessinnen seyn würde.

Nachdem der Prinz Petaud 25 Jahre alt war, wollte er sich nach eigenem Gefallen verheirathen; er fragte wenig nach den Versprechungen seiner Eltern und heirathete ohne ihre Einwilligung ein schönes junges Mädchen, in das er sich verliebt hatte. Sie war zwar nur die Tochter eines reichen Pächters, aber sie wurde doch nicht hochmuthig, obgleich der Sohn des Königs ihr Mann war.

Der Vater des Prinzen, über diese Heirath erzürnt und die Rache der Fee Gangan fürchtend, enterbte den Prinzen, verbot ihm den Hof und gab ihm zum standesmäßigen Unterhalt bloß die Ländereien, welche sein Schwiegervater in Pacht gehabt hatte, und die ziemlich bedeutend waren. Zugleich wurde ihm das Recht eingeräumt, die

Ländereien zu einem Königreich zu erheben und sich den Titel König und Majestät beizulegen. Bald darauf starb sein Vater, und seiner Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, war es nicht leid, sich von einem Sohne befreit zu sehen, der trotz seiner geringen Geistesfähigkeiten sich in die Regierung hätte mischen und ihrer Herrschsucht in den Weg treten können.

Der König Petaud, der weder ehrgeizig, noch eroberungssüchtig war, gefiel sich ganz gut in seinem kleinen Reiche; er hatte was er brauchte, und man nannte ihn König und Majestät. Da aber selbst die beschränktesten Köpfe ihren Theil Eitelkeit haben, so fiel es ihm bald ein, den König, seinen Vater, nachzuahmen, und er ernannte einen Staatsminister, einen Marschall und einen Oberstbofmeister. Zum ersten Minister ernannte er seinen Schwiegervater, welcher Cabesse hieß und ein freimüthiger, rechtlicher Mann war. Er hatte einen guten natürlichen Verstand, und wenn es auch etwas langsam ging, so traf er doch fast immer den rechten Fleck. Seine Standeserhöhung machte ihn weder eitel noch träge, denn er baute sein Land nach wie vor. Der

König, sein Tochtermann, faßte ein solches Vertrauen zu ihm, daß er nicht ohne ihn seyn konnte.

Jeden Morgen ging er zum König und frühstückte mit ihm. Nach dem Frühstück sprach man von Geschäften, wobei fast immer das Ende vom Lied war, daß der Minister zum König sagte: „Sire, mit Eurer Majestät gnädigster Erlaubniß, davon verstehen Sie nichts, da lassen Sie nur mich machen!“ — „Aber, wozu bin denn ich da, wenn Ihr regiert?“ — „Ei was, Sie haben genug zu regieren, wenn Sie mit Weib und Kindern fertig werden wollen.“ „Ich glaube, Ihr habt Recht,“ sagte der König; „macht meinetwegen was Ihr wollt!“

Um jedoch von seinem königlichen Ansehn nichts zu verlieren, zog er bei festlichen Gelegenheiten einen Mantel von rothem Tuch an, auf dem goldene Sterne glänzten, und nahm einen Scepter von vergoldetem Holz zur Hand, den er von einem herumziehenden Komödianten gekauft hatte.

Seine Zeit brachte er ganz leidlich zu; er hatte sich eine

Bibliothek von Kalendern angeschafft, worin er las, so oft er Langeweile hatte und nichts Besseres zu thun wußte, von Zeit zu Zeit sah er in der Küche nach, wie es mit dem Essen stehe, nach Tische spielte er Piquet mit seinem Staatsminister, Abends hielt er offene Tafel, und um zehn Uhr war Alles im Bette.

Die Königin Gillette besorgte das Hauswesen, spann mit ihren Mägden und machte aus der Milch ihrer Kühe

und Ziegen Butter und Käse. So verging ein Tag nach dem andern; der König und die Königin befanden sich wohl in ihrem kleinen Reiche und hatten keinen andern Wunsch, als den, Kinder zu bekommen. Als die Königin das erste Kind bekam, schenkte der König in der Freude

seines Herzens der Hebamme einen goldnen Ring, ließ alle seine Böller losschießen, hielt große Tafel, sparte dabei den Wein nicht, und sprach dann so wunderliches Zeug, daß ihn sein Staatsminister ermahnen zu müssen glaubte, er möchte seine königliche Würde nicht aus den Augen verlieren. Der König aber nahm ein großes Glas Wein zur Hand, leerte es und sagte zu seinem Minister: „Schönen Dank, Herr Schwiegerpapa, aber man wird nicht alle Tage Vater."

„Es wird sich schon Alles geben, wenn man nur warten kann," sagte die Königin, und sie hatte Recht; denn statt eines Kindes bekam der König Petaud deren sieben, vier Prinzen und drei Prinzessinnen. Der jüngste Prinz hatte die schönsten Augen von der Welt, eine weiße Haut und schwarze Haare; er war der Liebling seiner Eltern und hieß Cadichon.

Die drei älteren Prinzen waren Drillinge, und nachdem sie anderthalb Jahre alt waren, zeigten sie solche Lebhaftigkeit und Muthwillen, daß die Ammen nimmer mit ihnen fertig werden konnten. Wenn sie die Prinzen beim König verklagten, erwiderte er: „Laßt sie machen; wenn

ſie in mein Alter kommen, werden ſie nimmer ſo lebhaft ſeyn. Ich war ebenſo und jetzt ſieht es mir kein Menſch mehr an; das gibt ſich alles.“ Die drei Prinzeſſinnen waren auch Drillinge und in Allem das Gegentheil ihrer Brüder. So wild jene waren, ſo ſanft und ruhig waren dieſe; wo man ſie hinſetzte, da blieben ſie ſitzen und rührten ſich nicht vom Flecke. Deßwegen hatte der König ſeine Prinzen lieber, und die Königin ihre Prinzeſſinnen.

Der kleine Cadichon war der Liebling beider Eltern, weil er keinen der Fehler ſeiner Brüder und Schweſtern hatte und ein wunderſchönes Kind war. Er wäre ſicherlich durch die Affenliebe ſeiner Eltern verdorben worden, wenn ihn nicht bei ſeiner Geburt eine wohlthätige Fee, ohne daß die alte Gangan und die Königin Gillette es wußten, mit einem feſten, unbeugſamen Character begabt hätte.

Als man die königlichen Kinder zu entwöhnen gedachte, wurde groſſer Staatsrath gehalten, und nach der Anſicht des erſten Miniſters beſchloſſen: den drei Prinzen Kuhmilch und den drei Prinzeſſinnen Gaismilch zu trinken zu geben. Hiedurch hoffte man auf die einfachſte Weiſe die Lebhaftigkeit der Prinzen zu zähmen und die Trägheit der Prinzeſſinnen zu beleben.

Als die Prinzen und Prinzessinnen heranwuchsen, wurde ihr Bedarf an Lebensmitteln so groß, daß sie einen

bedeutenden Theil der Einkünfte des Königreichs verzehrten; und da die Prinzen durch die Kuhmilch nur einen Theil ihrer Lebhaftigkeit verloren hatten, die Prinzessinnen hingegen durch den Genuß der Ziegenmilch lebendiger geworden waren, so machten sie den ganzen Tag einen Teufelslärm und lagen sich beständig in den Haaren.

Nur der kleine Cadichon war sanft und gehorsam; seine Geschwister konnten ihn nicht leiden und spielten ihm Possen, wo sie konnten. Der König sprach zur Königin: „Ihre drei Töchter wachsen heran wie Pappeln, und, bei meinem Scepter! ich weiß nicht, was ich mit ihnen machen soll; meinen drei Buben gebe ich jedem einen meiner Höfe in Pacht, und was sie gewinnen, das gehört ihnen; aber wo hinaus mit den Mädchen?“ Die Königin erwiderte: „Man muß eben Geduld haben; es kommt Alles zum Ziel, wenn man nur warten kann.“

Inzwischen waren die Kinder sieben Jahre alt geworden. Als die Königin eines Tags einen Kuchen wollte, erblickte sie auf dem Tisch eine kleine blaue Maus, die an dem Teig nagte. Als sie das Thierchen wegjagen wollte, verwandelte es sich zu ihrem Erstaunen plötzlich in ein altes Weib, das nur einen Fuß hoch war. Die Alte machte allerlei wunderliche Geberden, sprach einige unverständliche Worte, legte die Ofenschaufel und Feuerklammer über's Kreuz, machte darüber mit dem Besen drei Cirkel und drei Triangel, stieß sieben heisere Schreie aus und warf den Besen hinter sich. Die Königin hatte trotz ihres Schreckens gehört, daß die Alte, als sie die Cirkel und Triangel machte, dabei deutlich die Worte aussprach:

„Vertrauen, Bescheidenheit, Glück.“ Sie sann eben darüber nach, was das zu bedeuten habe, als sie im Nebenzimmer ein Geräusch hörte. Da sie die Stimme des kleinen Cadichon zu erkennen glaubte, so lief sie eilig fort; aber kaum hatte sie die Thüre geöffnet, so sah sie drei große Maikäfer, deren jeder eine ihrer Töchter in den Pfoten hatte, und drei Jungfrauen, die ihre drei Söhne auf dem Rücken forttrugen. Alles flog zum Fenster hinaus, wobei ein höchst melodischer Chor ertönte: „Maikäfer fliege, fliege, fliege!“ Zu ihrem noch größeren Entsetzen erblickte sie den kleinen Cadichon zwischen den Pfoten der blauen Maus, die in einem großen Schneckenhäuschen saß, das von zwei wohlaufgeschirrten Distelfinken

gezogen wurde. Die Maus, welche ihr größer schien, als gewöhnliche Mäuse sind, hatte ein schönes seidenes Kleid an, einen schwarz sammtnen Mantel um, eine unter dem Kinn geknüpfte Haube auf und zwei kleine blaue Hörner auf der Stirne. Der Wagen, die Maikäfer und die Jungfrauen flogen so schnell davon, daß die Königin sie bald aus dem Gesichte verlor. Sie schrie laut auf vor Entsetzen, worauf der König mit seinem Premierminister herbeieilte und sie um die Ursache ihres Schreckens fragte. Sie konnte in der Angst nur die Worte hervorbringen: „Die Maikäfer .... die Jungfrauen ... Ach! Sire, man hat uns unsere Kinder entführt!" Der König, der nur auf die letzten Worte achtete, befahl seinem Minister, zwei Flinten aus seinem Zeughause zu holen, worauf Beide durch den königlichen Küchengarten auf das freie Feld eilten, um die Räuber zu verfolgen und umzubringen.

Er war etwa eine Stunde fort, als die Königin, welche in Thränen schwamm, ein Geräusch hörte und ein zusammengelegtes Papier zu ihren Füßen fallen sah. Sie nahm es vom Boden auf, öffnete es und las, wie folgt:

„Beruhige dich, gute Gillette, und bedenke, daß von
„Vertrauen und Besonnenheit dein Glück abhängt.
„Vor Allem halte dich überzeugt, daß Alles endlich

„zum Ziele kommt, wenn man warten kann. Habe „festes Vertrauen auf deine Freundin, die Fee der „Felder.“

Dieser Zettel, nebst dem Vertrauen auf die Macht der Feen, beruhigte sie, und sie sprach zu einem kleinen Hänfling, der auf ihrem Betthimmel saß: „Hänfling, schöner Hänfling, ich will Alles für dich thun, was du wünschest, aber sey doch so gut und gebe mir Nachricht von meinem kleinen Cadichon, wenn du etwas von ihm weißt.“ Der Hänfling schlug mit den Flügeln, pfiff und flog davon. Die Königin, welche überzeugt war, daß dies in seiner Sprache heißen solle: „Ganz wohl, nach Eurer Majestät Befehl!“ dankte ihm durch eine tiefe Verbeugung.

Inzwischen kamen der König und sein Premierminister, die fruchtlos das Feld durchstrichen hatten, zurück, und fanden die Königin so ruhig, daß sich der König fast darüber ärgerte. Er that mehrere Fragen an sie, um den Grund dieser plötzlichen Beruhigung zu erfahren, aber sie antwortete darauf bloß mit den Worten: „Es

kommt endlich Alles zum Ziele, wenn man nur warten kann.“ Der König war darüber so entrüstet, daß er sich beinahe gegen die Königin vergessen hätte, aber sein Premierminister hielt ihm zu rechter Zeit eine angemessene Rede über die Unlust, die Kosten und den Kummer, welchen die Kinder ihren Eltern machen, worauf der König sprach: „Bei meinem Scepter! Schwiegervater, Ihr habt Recht, und diese sieben Murmelthiere hätten mich noch an den Bettelstab gebracht, wenn sie länger da geblieben wären. Großen Dank dem, der sie sich auf den Hals geladen hat! Wie sie kamen, so sind sie wieder gegangen! Wir wollen uns deßhalb keine graue Haare wachsen lassen!“ Nachdem der König diese Rede gehalten hatte, begab er sich mit seinem Minister in sein Cabinet, um dort Piquet mit ihm zu spielen.

Während Alles dieses im Reich des Königs Petaud verging, ward seine Mutter ihrer langen Wittwenschaft überdrüssig, und beschloß wieder zu heirathen. Zu diesem Ende warf sie ihre Augen auf einen jungen Prinzen, der ihr Nachbar und Souverain der grünen Inseln war. Dieser Prinz war so schön als geistreich, und dachte an nichts, als sich zu vergnügen. Der Ruf seiner verliebten Abenteuer war durch die ganze Welt gedrungen, und man

behauptete, daß kein weibliches Herz ihm zu widerstehen vermöge.

Dieser Ruf und das Bildniß des Prinzen verdrehten der alten Königin den Kopf dermaßen, daß sie sich schmeichelte, seine Liebe zu gewinnen und seine Unbeständigkeit zu fesseln. Das war freilich ein schwieriges Ding, weil sie weder jung noch liebenswürdig war; sie war groß und mager, hatte kleine Augen, eine lange spitzige Nase und einen großen Mund mit einem ziemlichen Bärtchen. Eine solche Figur konnte wohl als Königin imponiren, aber Liebe einzuflößen war sie nicht geeignet. Man kann sich nicht ganz über seine Mängel verblenden, wenn sie in so auffallendem Maße verhanden sind, und die Königin bildete in Augenblicken ruhigen Nachdenkens wohl, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt dem jungen Prinzen der grünen Inseln unmöglich gefallen könne, und daß sie, um sein Herz zu gewinnen, schön oder zum mindesten jung sein müsse. Aber wie sollte sie es anfangen, ihre Runzeln abzustreifen und sich wieder zu verjüngen? Die Fee Ganga-

ihre Freundin, hätte ihr hierin allerdings dienlich seyn können; aber sie hatte schon wiederholt vergeblich von ihr verlangt, daß sie ihre Nichte an Kindesstatt annehmen und zur Erbin ihrer Krone erklären sollte; sie mußte demnach fürchten, durch einen solchen Vorschlag den Zorn der mächtigen Fee zu reizen. Die Königin sah das wohl ein, zauderte, bekämpfte ihre Neigung, betrachtete aber das Bildniß des Prinzen so oft und so lange, bis endlich die Liebe siegte. Sie gestand demnach der Fee ihre Neigung und beschwor sie bei allen Göttern, ihr doch in dieser Sache den Beistand ihrer Zauberkunst zu leihen. Die Fee Gangan war durch diesen Antrag unangenehm überrascht, aber sie verhehlte ihren Verdruß. Sie sah ein, daß es unklug wäre, sich offen gegen diese Heirath zu erklären, denn der Prinz der grünen Inseln, der seine Staaten fast völlig zu Grunde gerichtet hatte, um seine Verschwendungen zu betreiben, hätte mit Hulfe eines mächtigen Genius, der sein Reich beschützte, trotz ihr, aus Habsucht diese Verbindung eingehen können. Sie stellte sich demnach, als ob sie die Sache zu befördern geneigt sey, und versprach, nächstens an der Verjüngung der Königin zu arbeiten. Zugleich aber dachte sie darauf, wie sie die Königin täuschen und außer Stand setzen könne, ihre Plane zu vollziehen.

An dem Tage, an welchem die Verjüngung der alten Königin vorgenommen werden ſollte, erſchien die Fee Gangan in einem langen fleiſchfarbenen Kleide mit Silber, deſſen Schleppe ein kleiner amaranthfarbiger Zwerg

trug, der unter dem linken Arme eine ſchwarze Büchſe von chineſiſchem Lack hatte. Die Königin empfing ſie mit Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, und bat ſie, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, nunmehr ihr Glück nicht länger zu verzögern. Die Fee Gangan ließ nun Jedermann abtreten, und befahl ihrem Zwerge, Thüren und Fenſter zu ſchließen. Hierauf zog ſie aus ihrer ſchwarzen Büchſe ein Buch mit großen ſilbernen Schlöſſern, einen

Zauberstab von dreierlei Metall, und eine Flasche, in welcher sich eine grünliche, sehr helle Flüssigkeit befand. Sie ließ die Königin mitten im Zimmer niedersitzen und befahl ihrem Zwerg, ihr gegenüber zu treten; nachdem sie sofort einen magischen Kreis um Beide gezogen hatte, begann sie in ihrem Buche zu lesen, berührte sie dreimal mit ihrem Zauberstabe und besprengte sie mit der grünen Flüssigkeit. Nun verjüngte sich das Gesicht der Königin allmählig, während im nämlichen Verhältniß die Gestalt des Zwergs größer wurde. In drei Minuten war die Verwandlung ohne die geringsten Schmerzen vollbracht. Obgleich die Königin allen ihren Muth zusammengenommen hatte, so konnte sie doch nicht ohne Furcht mit ansehen, wie der Zwerg allmählig größer wurde; als aber vollends bläuliche Flammen in dem Zauberkreise aufschlugen, fiel sie in Ohnmacht. Die Fee Gangan benützte diesen Augenblick, um mit ihrem Pagen, der, so groß er auch geworden war, dennoch die Schleppe seiner Gebieterin trug, durch das Fenster davon zu fliegen.

Nachdem die Königin aus ihrer Ohnmacht erwacht war, trat sie sogleich vor den Spiegel, und sah mit ausnehmendem Vergnügen, daß sie ein allerliebstes Gesicht hatte, wurde aber nicht gewahr, daß ihre Züge die eines

Mädchens von acht bis neun Jahren waren, daß blonde Kinderlocken um ihren Kopf hingen, und daß ihr Kleid in ein Kinderröckchen verwandelt war; Alles dieses, neben ihrer langen Gestalt, die um nichts abgenommen hatte, gewährte einen höchst seltsamen Anblick. Der Königin fiel es jedoch nicht auf, denn von allen Ideen, welche sie vor ihrer Verwandlung hatte, waren ihr nur diejenigen geblieben, die sich auf ihre Liebe für den Prinzen der grünen Inseln bezogen. Sie war demnach mit ihrer Figur sehr wohl zufrieden, während ihre Hofleute ihr Erstaunen kaum zu verbergen wußten. Sie waren im Zweifel, was in diesem seltsamen Falle zu thun sey, als der Premierminister, welcher das Orakel des Hofs war, der Verlegenheit ein Ende machte, indem er die Erklärung abgab, daß man, weit entfernt der Königin zuwider zu handeln, vielmehr ihren Launen und Neigungen schmeicheln müsse. In Folge dessen befahl er seiner Frau und seinen Töchtern, in allen Dingen der Königin Willen nachzuleben. Der ganze Hof folgte diesem Beispiel, alle Damen kleideten sich, wie die Königin gekleidet war, und ahmten sie in Allem nach. Niemand, selbst die Männer nicht, sprach jetzt mehr anders, als in kindischem Tone; man spielte, statt Whist oder Boston, Frau Mutter, leih' mir die

Scheer', Schaut euch nicht um, der Fuchs geht um, und Blindekuh. Die Köche kochten nichts als Mandelbreichen und Zuckerbrödchen; alle Hofdamen spielten mit Puppen, halfen sie der Königin aus- und ankleiden, und dabei sprach man von nichts, als von dem Prinzen der grünen Inseln; die Königin plauderte unaufhörlich von ihm und nannte ihn nur ihren kleinen Bräutigam. Sie schrie ihn nach ihm, er solle kommen, und war kaum zu beschwichtigen, wenn man ihr sagte, er wolle vorher schöne Hochzeitskleider machen lassen, um ihr besser zu gefallen. Zuletzt aber ließ sie sich dadurch nimmer zufriedenstellen, und zeigte die ganze böse Laune eines verwöhnten Kindes. Nachdem sich der Hof eine Zeitlang an diesem sonderbaren Ereigniß erlustigt hatte, wurde man endlich ungeduldig über die Unarten dieses großen Kindes; man wurde der Nachgiebigkeit müde, und entfernte sich allmählig von ihr, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der Prinz der grünen Inseln auf einer Reise durch die benachbarten Staaten auch dieses Königreich besuchen werde. Auf diese Nachricht faßte man neuen Muth. Die Königin wurde so lustig, daß sie den ganzen Tag sang und tanzte. Als der Prinz wirklich eintraf, lief ihm die Königin entgegen, und obgleich man ihr vorstellte, daß dies gegen alles

Ceremoniel sey, so wollte sie ihn doch durchaus unten an der Schloßtreppe empfangen. Als sie nun hastig die Treppe hinabstieg, verwickelte sie sich in ihr Kleid und fiel ziemlich hart zu Boden. Obgleich bloß ihre Nase ein wenig geritzt war, so stieß sie doch ein großes Geschrei aus; man trug sie in ihr Zimmer, wusch ihr das Gesicht mit kölnischem Wasser und geschweigte sie endlich damit, daß man ihr sagte, ihr kleiner Bräutigam wünsche sie zu sehen. Der Prinz wurde eingeführt, und der Anblick eines so lächerlichen Gegenstandes verursachte ihm ein so krampfhaftes Lachen, daß er nicht nur das Zimmer, sondern auch das Schloß verlassen mußte. Die Königin, die ihn fortgehen sah, schrie aus Leibeskräften, sie wolle ihren kleinen Bräutigam haben; man lief ihm nach, bat ihn umzukehren, sprach ihm zu — vergebens, er verließ in aller Eile einen Hof, wo ihm Alle närrisch schienen. Die Königin war untröstlich, als sie seine Abreise vernahm. Umsonst versuchte man alle Mittel, sie zufrieden zu stellen: sie wurde immer launiger und am Ende so unerträglich, daß Niemand mehr um sie wohnen konnte. Es bildete sich eine starke Partei, die im Begriff war, sie vom Throne zu stoßen, als die Fee Gangan, welche ihr bloß einen Ekel am Heirathen beibringen wollte, sie entzauberte und ihr ihre

alte Gestalt wieder gab. Beim Anblick ihres früheren Gesichts glaubte sie in den Boden sinken zu müssen, denn sie hatte sich in ihrem Kindergesichtchen allerliebst gefunden, und jetzt war sie wieder ein häßliches altes Weib von etlichen sechzig Jahren. Sie hatte sich in ihrem kindischen Zustande nicht lächerlich gefunden und ihre ganze Liebe für den Prinzen der grünen Inseln beibehalten, so daß sie jetzt in eine Entkräftung verfiel, die für ihr Leben fürchten ließ. Auf die Fee Gangan hatte sie einen unversöhnlichen Haß geworfen. Ihre Unterthanen hatten Mitleid mit ihr, und betrachteten dieses Ereigniß als eine gerechte Strafe dafür, daß sie die mütterliche Zärtlichkeit ihrem Ehrgeiz und ihrer unsinnigen Leidenschaft zum Opfer gebracht hatte.

Es war ungefähr um diese Zeit, daß die Fee der Felder die Kinder des Königs Petaud und der Königin Gillette entführt hatte. Diese gute Fee war die Beschützerin der Landbewohner, deren Zustand sie zu erleichtern und zu verbessern, und ihnen alle mögliche Dienste zu leisten suchte, was sie um so eher vermochte, da sie die Gunst und Freundschaft der Feenkönigin besaß. Sie hatte die

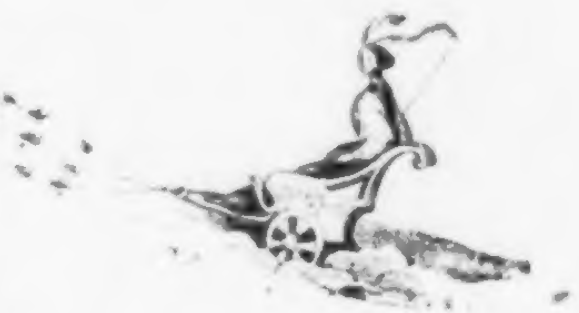
vier Knaben und die drei Mädchen des Königs Petaud und der Königin Gillette auf die Insel Bambine gebracht, deren Regierung ihr von der Feenkönigin übertragen worden war. Diese Insel war bloß von Kindern und ihren Dienern bewohnt; es herrschte auf ihr ein ewiger Frühling, Bäume und Matten waren stets mit Früchten und Blumen bedeckt, und die Erde brachte von selbst Alles hervor, was Augen und Gaumen vergnügen konnte; es gab anmuthige Spaziergänge und Gärten aller Art, in welchen sich kleine Wagen jeder Gattung befanden, die von Pudeln gezogen wurden. Die Mauern der Zimmer, in welchen die Kinder wohnten, waren von Candiszucker, die Fußböden von Citronate und alle Geräthschaften von Baseler Lebkuchen. Wenn die Kinder artig waren, so konnten sie den ganzen Tag davon essen, ohne daß man eine Abnahme bemerkte. In den Straßen und auf den Spaziergängen stieß man auf eine Menge prächtig geputzter Puppen, die ganz allein gingen und tanzten. Wenn die kleinen Mädchen nicht unartig, nicht ungehorsam, hochmüthig oder gefräßig waren, so durften sie nur wünschen, und Obst und Confect fielen ihnen von selbst in den Mund, die Puppen kamen in ihre Arme und ließen sich aus- und ankleiden, lieb haben und züchtigen, wie es ihnen gefiel; waren sie aber unartig, so

flohen die Puppen davon und schnitten ihnen ein Gesicht, und die Früchte und das Confect verwandelten sich in Bitterholz. So auch die kleinen Knaben, wenn sie nicht faul, nicht eigensinnig und keine Lügner waren, bekamen sie Hanswurste, Drachen, Bälle und alle mögliche Spielsachen; waren sie aber unartig, so lachten die Hanswurste sie aus, pfiffen ihnen unter die Nase und hielten ihnen alle ihre Unarten vor: die Drachen hatten keinen Wind und die Bälle Löcher, kurz, Nichts ging ihnen nach Wunsch. Es gab Strafen und Belohnungen für jedes Alter; wenn z. B. ein Knabe auf einem wohlgesattelten kleinen Pferde zu reiten glaubte, saß er plötzlich auf einem Esel, oder ein Mädchen hörte die Vorübergehenden von sich sagen: „Ach, wie ist sie so häßlich! Wie unreinlich ist sie! Was thut man denn mit der da?“ während die artigen Mädchen schön geputzt waren und gelobt wurden. Kurz, man versäumte nichts, was die Fehler der Kinder verbessern konnte, und um sie spielend zu unterrichten, ließ man sie die Jahrbücher des Feenthums lesen, welche die merkwürdigsten Geschichten desselben enthalten, wie z. B. die

Geschichte vom Blaubart, von dem wohlthätigen Frosch, von der kleinen guten Maus, vom blauen Vogel, und viele andere; denn die Fee der Felder gab sich in diesem Punkt große Mühe und sammelte mit Eifer die Feengeschichten aller Reiche der Welt.

So lange die Kinder des Königs Petaud und der Königin Gillette auf der Insel Bambine waren, gab man sich alle erdenkliche Mühe, den Starrsinn der drei Knaben und den Hochmuth der drei Mädchen zu zähmen; aber diese Fehler, statt sich zu verbessern, nahmen mit fortschreitenden Alter nur zu. Innerhalb vier Jahren vermochte die Fee der Felder, trotz alles Fleißes und aller Geduld, ihren Charakter nicht zu ändern, weßhalb sie sich entschloß, zu dem letzten, härtesten Mittel, dem der Verwandlung, zu greifen. Die verwandelten Kinder behielten alle Ideen und alle Gefühle ihres vorigen Zustandes bei: sie wußten wer sie waren und fühlten ganz das Peinliche ihrer Lage. Sobald die Fee, welche in den Gedanken lesen konnte, sie für gebessert hielt, gab sie ihnen ihre erste Gestalt zurück, schenkte ihnen ihre Liebe wieder und sorgte für ihr Fortkommen. Sie verzauberte nun, wiewohl sehr ungern, die drei Söhne des Königs Petaud in Hanswurste, und die drei Töchter in Bänkelsängerinnen, und verurtheilte

ſie auf ſolche Weiſe, drei Jahre lang Marionetten zu ſeyn. Da ſie mit dem kleinen Cadichon ausnehmend zufrieden war, ſo wollte ſie ihn nicht zum Zeugen des Mißgeſchicks ſeiner Geſchwiſter machen, und beſchloß, ihn von der Inſel zu entfernen. Er mußte jedoch gegen die Bosheit der Fee Gangan geſchützt werden, und da ſie hierin Nichts auf eigene Rechnung thun wollte, ſo hielt ſie es für das Beſte, die Königin der Feen darüber zu Rath zu ziehen. Zu dieſem Ende zog ſie ihr grün- ſammtnes Kleid an, nahm ihren rothſeidenen Mantel um, ſetzte ihre blaue Haube auf, ließ an ihren goldenen Reiſewagen neun weiße Maikäfer ſpannen, und war in wenigen Minuten



auf der glückseligen Insel, auf welcher die Feenkönigin in der Regel ihren Hof hielt.

Sie stieg in einer prächtigen Allee von Orangen- und Citronenbäumen ab, welche in den Schloßhof führte, worin vierundzwanzig schwarze, sechs Fuß hohe Dämone standen, welche lange, hinaufgeschlagene Röcke hatten und auf der linken Schulter eine Keule von glänzendem Stahl trugen; hinter ihnen standen vierundzwanzig schwarze Strauße. Diese schwarzen Dämone waren böse Feen, welche hier mehrere Jahrhunderte lang Schildwache stehen mußten, je nachdem sie ein Verbrechen begangen hatten. Sobald sie die Fee der Felder erblickten, ließen sie zur Begrüßung ihre Keulen auf das Pflaster fallen; da dieses ebenfalls von Stahl war, so gab es einen durchdringenden Ton von sich und spie feurige Funken aus. Diese Ehrenbezeigung gebührte allen Feen, welche eine Statthalterschaft inne hatten. Nachdem sie die Treppen von Porphyr, Jaspis und Agat hinaufgestiegen war, fand sie im ersten Zimmer zwölf einfach gekleidete junge Mädchen, welche einen halben Zauberstab in der Hand hatten und sie damit begrüßten. Sie dankte ihnen, denn dieses Amt bekleiden gewöhnlich solche Personen, die demnächst in die Zauberkunst eingeweiht werden sollen. Hierauf ging sie

durch viele tausend Zimmer, deren eines immer prächtiger war, als das andere, bis sie endlich in das Vorzimmer der Königin kam, das von Feen wimmelte, welche sich aus allen vier Enden der Welt hier eingefunden hatten: die Einen in Geschäften, die Andern bloß um der Feenkönigin den Hof zu machen.

Auf einmal trat die alte Fee Gangan aus dem Cabinet der Königin. Sie hätte über ihre groteske Figur lachen müssen, wenn es ihr die Ehrfurcht erlaubt hätte, welche die Feen für ihre Königin hegen. Ueber einem Kleide von weißem Sammt, das mit blauen Spitzen und Gold besetzt war, trug sie einen Ueberwurf vom nämlichen Stoffe; an ihrem Gurtel hing ein kleiner Spiegel und eine Uhr; in ihren Ohren trug sie unmäßig große Ohrgehänge und auf dem Kopf eine kleine gelbe Haube; ihr altes garstiges Gesicht war roth geschminkt und mit Schönpflästerchen besäet, und in der Hand hatte sie einen Blumenstrauß.

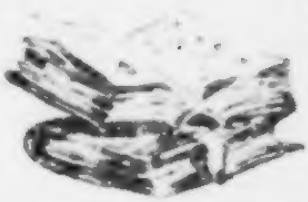
Beide Feen waren sehr erstaunt, einander hier zu treffen. Die Fee Gangan wußte wohl, wie sehr ihre Gegnerin die Kinder des Königs Peland und der Königin Gillette in Schutz nehme; sie verhehlte aber ihren Verdruß, da sie ihm an diesem Orte nicht freien Lauf lassen durfte,

und beschränkte sich auf jene spitzigen Redensarten, welche den Damen so geläufig sind. „Haben Sie," fragte sie, „sich doch einmal entschließen können, der Ruhe des Landlebens zu entsagen, um in den Tumult des Hofs zu kommen? Das müssen gewichtige Gründe seyn, welche Sie dazu vermögen konnten." — „In jedem Falle," erwiderte die Fee der Felder in gleich spitziger Art, „sind es nicht die nämlichen Gründe, welche Sie an den Hof führen; Habsucht und Ehrgeiz haben mich niemals vermocht, Jemand meinen Schutz zu verleihen, sondern ich habe ihn immer bloß denen angedeihen lassen, die dessen würdig und dafür dankbar sind." — „Das glaube ich auch," versetzte die Fee Gangan; „die Hühner und Gänse, unter welchen Sie leben, sind sehr gutmüthige Geschöpfe." — „Allerdings," entgegnete die Fee der Felder etwas heftig, „und zwar um Vieles gutmüthiger, als die Gangans; meinen Sie nicht auch?"

Der Wortstreit wäre damit noch nicht zu Ende gewesen, wenn man nicht die Fee der Felder benachrichtigt hätte, daß die Königin allein sey und sie sprechen wolle. Die beiden Feen verbeugten sich demnach gegenseitig und verließen einander mit jenem giftigen Hasse, wie ihn Weiber zu fühlen pflegen.

Der Königin entging die Aufwallung nicht, in welcher ſich die Fee der Felder befand, und ſie ließ ſich den ganzen Hergang von ihr erzählen. „Sie haben ganz Recht,“ ſagte die Königin, „den König Petaud und die Königin Gillette gegen die ungerechten Verfolgungen der Fee Gangan in Schutz zu nehmen; aber ich fürchte faſt, daß ſie Ihnen noch böſe Streiche ſpielen wird. Ich weiß wohl, wie boshaft ſie iſt, denn es kommen häufige Klagen über ſie ein: aber beruhigen Sie ſich, wenn ſie fortfährt, ſoll ſie am Ende tüchtig geſtraft werden. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht ſagen, denn ich muß in meinen Staatsrath; nach deſſen Beendigung aber wollen wir uns über die Mittel berathen, wie den böſen Abſichten Ihrer Feindin zuvorzukommen iſt.“

Als die Fee der Felder allein war, konnte ſie das Verlangen nicht unterdrücken, in den Schickſalsbüchern ihrer Königin zu leſen. In dieſen Büchern ſind alle Geheimniſſe der Zauberei entſchleiert, und man erfährt, Tag für Tag, Alles, was in der ganzen Welt vorgeht; aber bloß die Königin vermag dieſe Ereigniſſe aufzuſchieben oder zu verhindern; ſie hat die nämliche Macht über die Feen, welche dieſe über die Menſchen beſitzen. Kaum hatte ſie das Buch geöffnet, als ſie deutlich darin las, daß in dieſem



Augenblicke, mittelst der Gewalt, welche die hohe Zauberkunst verleiht, die treulose Fee Gangan den Prinzen Cadichon entführe und auf die unzugängliche Insel bringe, auf welcher sie ihre Nichte seit ihrer Geburt eingeschlossen hatte. Sie zitterte nicht nur für das Leben ihres Schützlings, sondern auch für seine Gesinnungen, welche diese böse Fee absichtlich zu verderben im Stande sey. Sie dachte auf Mittel, ihrer Feindin entgegen zu arbeiten, als die Königin aus dem Staatsrath zurückkam. Aus der Traurigkeit ihrer Freundin schloß sie sogleich, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen war, und sagte zu ihr: „Sie haben Ihre Neugierde nicht bezähmen können und Dinge erfahren, die ich Ihnen verschweigen wollte. Ich konnte allerdings der Fee Gangan die Macht der hohen Zauberkunst nicht verweigern, weil sie ihr, unsern Gesetzen zufolge, nach dem Rechte des Alters gebührt; aber da ich ihren Charakter kannte, so habe ich diese Macht auf einen gewissen Zeitraum beschränkt, und seyen Sie versichert, daß nach dessen Ablauf Ihre Feindin strenge bestraft werden soll, wenn sie ihre Macht mißbraucht. Inzwischen wollen wir die übrigen Kinder des Königs Petaud und der Königin Gilletie gegen die Ränke der bösen Gangan sichern.

Nehmen Sie diese Flasche und reiben Sie die Kinder mit der Flüssigkeit ein, welche sie enthält; es ist Unsichtbarkeitswasser, das die Gegenstände, auf die man es anwendet, bloß den Augen der Feen unsichtbar macht, und seine Zauberkraft ist so stark, daß die böse Gangan mit ihrer ganzen Macht nichts dagegen vermag. Geben Sie mit Gott, meine Freundin, und halten Sie sich des Wohlwollens und der Protection Ihrer Königin stets versichert.“ Die Fee der Felder küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Königin und empfahl sich zu Gnaden.

Sobald sie in ihrer Insel angekommen war, machte sie Gebrauch von ihrem Unsichtbarkeitswasser; sie rieb die drei Prinzen und die drei Prinzessinnen, welche in Mario-

netten verwandelt waren, damit ein, und ließ bloß ihre Nasenspitze sichtbar, um sie wieder zu erkennen. Nachdem sie hierauf die nöthigen Befehle ertheilt und ihre Zauberbücher zu Rathe gezogen hatte, machte sie sich auf den Weg zu dem König Petaud, denn sie hatte in ihren Büchern gelesen, daß ihre Gegenwart dort nöthig sey.

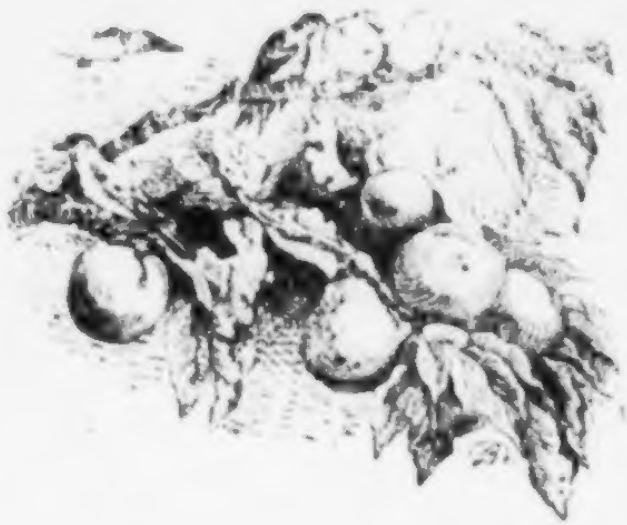
Als sie ankam, war das kleine Reich des Königs Petaud in voller Gährung. Der Grund derselben war folgender: Das Haus, in welchem der König wohnte, und das vor ihm sein Schwiegervater, der Premierminister, bewohnt hatte, befand sich in so gänzlichem Verfall, daß es nicht mehr ausgebessert werden konnte. Der König hatte demnach in einem geheimen Conseil, das er mit seinem Maurermeister, den er zu seinem Hofarchitekten ernannt hatte, beschlossen, ein neues Haus zu bauen. Dieser Hofbeamte, der noch nie etwas Neues für den König gebaut hatte, beeilte sich, das alte Gebäude einreißen zu lassen, um an dessen Stelle ein neues und viel prächtigeres zu setzen. Da aber die Einkünfte des Königs hiezu nicht hinreichten, so wurde im Staatsrath mit Stimmenmehrheit beschlossen, zu diesem Behuf eine Steuer umzulegen. Die Unterthanen des Königs, welche bisher nicht gewohnt gewesen waren, Steuern zu bezahlen, murrten

laut und erklärten offen, daß sie nicht gehorchen würden; sie bedrohten den König sogar mit einer Klage bei der Königin Mutter. Selbst der Schwiegervater des Königs hatte im Staatsrath gegen die Abgabe gestimmt; „denn" sagte er in seiner Manier, „wer kein Haus bauen kann, soll es bleiben lassen, und wer nur einen Thaler hat, kann nicht zwei ausgeben." Diese Gründe machten Eindruck auf den König, und er würde sich ihnen gefügt haben, wenn ihm nicht seine Schmeichler beständig in den Ohren gelegen und ihm vorgestellt hätten, daß es nicht der Mühe werth sey, Unterthanen zu haben, wenn sie nichts bezahlten. Dies fand der König so einleuchtend, daß er die Steuer zu erheben beschloß. Inzwischen machte Jeder seine Meinung geltend. „Man wird sie schon zum Zahlen anhalten," sagten die Einen. „Es wird nichts bezahlt," sprachen die Andern. Es war ein so großer Wirrwar, daß der König am Ende nimmer wußte, wo ihm der Kopf stand und was er zu thun und zu lassen habe. „Bei meinem Scepter!" sagte er, „wenn das so fortgeht, so mag die Krone tragen und König seyn, wer da will, und ich laufe so weit, daß ich weder von Königreichen, noch von Völkern, noch von Häusern mehr ein Wort höre." — „Nur Geduld," antwortete ihm ruhig die

Königin, „ich habe Ihnen ja schon oft gesagt, daß endlich Alles zum Ziele kommt, wenn man nur warten kann.“ — „Zum Teufel auch mit dem Warten!“ versetzte der König; „auf was soll ich denn noch warten? Wenn diejenigen, die uns unsere Kinder geraubt haben, uns wenigstens ein Haus zurückgelassen hätten, so wäre ich noch wohl zufrieden; aber das leidet die verfluchte Gangan in alle Ewigkeit nicht, und wenn es so fortgeht, so werden wir weder Haus noch Kinder haben.“ Und nun schimpfte der König aus vollem Halse über alle Feen und nannte sie alte Hexen, worüber die Königin sich sehr entsetzte.

Die Fee, welche unsichtbar Zeuge dieses Auftritts gewesen war, zeigte sich endlich der Königin in der Gestalt eines Hänflings, deren sie sich schon einmal bedient hatte, und versicherte sie, daß sie bald überzeugende Beweise ihrer Freundschaft erhalten würde. Die Königin Gillette war außer sich und küßte ehrfurchtsvoll die Füße des Hänflings. Vierzehn Tage darauf, als der König, wie er pflegte, frühe aufstand, war er nicht wenig überrascht, sich in einem ganz neuen, bequemen und

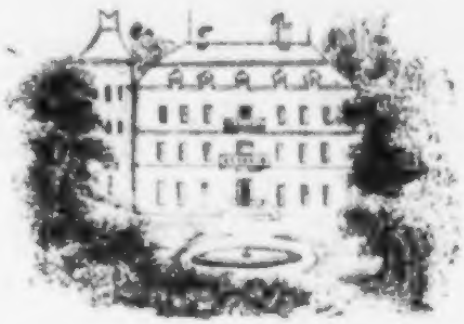
gut gebauten Hause zu befinden. Dieses Haus war vollständig mit allen Geräthschaften ausgestattet. Der König wußte gar nicht, wie ihm geschah, und als er zufällig ein Fenster öffnete, erreichte sein Erstaunen den höchsten Grad: denn sein kleiner Küchengarten hatte sich in prächtige Anlagen verwandelt, in welchen eine schattige Allee und ein Fischteich nicht fehlten. Nachdem sich der König von seinem Erstaunen erholt hatte, weckte er die Königin, die noch im Bett lag, und rief ihr zu: „Geschwind auf, Frau Königin, um unser neues Haus und schönen Garten zu sehen! Bei



meinem Scepter! ich weiß nicht, wie das zugegangen ist.“ Die Königin warf schnell ihr Morgenkleid um, schlüpfte in

die Pantoffeln, und ihr erster Gang war in die Küche und die Speisekammer, wo sie Alles wohlgeordnet und in reichlichem Vorrath fand. Der König wußte nicht, was er von der Sache denken sollte; aber die Königin zweifelte keinen Augenblick, daß dies das Werk der guten Feen der Felder sey.

Inzwischen hatte der Premierminister vergebens das Haus des Königs gesucht, und kam durch bloßen Zufall in diese neue Wohnung, worin er zu seiner nicht geringen Verwunderung beide Majestäten erblickte. Sie erzählten ihm, was geschehen war, und nun durchwanderten alle Drei



mit großem Vergnügen das Haus von oben bis unten und den Schloßgarten von einem Ende zum andern.

Jedermann war über dieses Ereigniß sehr erstaunt; die Einen fanden es sehr keck, daß der König und die Königin in einem Hause bleiben wollten, welches die Feen

erbaut hatten; die Andern meinten, daran thäten sie sehr wohl und es wäre zu wünschen, daß die Feen alle alten Häuser des Königreichs neu bauen möchten. Auf diese Weise war nun keine Rede mehr von der Steuer, und Ruhe und Ordnung kehrten in das Königreich zurück. Der Hofarchitekt allein war unzufrieden und wünschte die Feen und Zauberer zu allen Teufeln. Die Fee theilte der Königin die Verwandlung ihrer Kinder mit, welche sie zu deren Besserung vorgenommen hatte. Das Schicksal des kleinen Cadichon aber verschwieg sie ihr, um sie nicht dadurch zu betrüben.

Als die Fee auf ihre Insel zurückkam, fand sie, daß dort unerhörte Dinge vorgegangen waren. Sie erfuhr von der ersten Gouvernante, welche in ihrer Abwesenheit ihre Stelle begleitete, daß einige starrsinnige und aufrührerische Kinder, zu welchen sich mehrere Puppen gesellten,

sich empört und ihren Gouvernantinnen den Gehorsam aufgesagt hatten. Der Aufruhr hatte in kurzer Zeit so sehr um sich gegriffen, daß man ihm nur mit Mühe Einhalt thun konnte. Die erste Gouvernantin hatte zu diesem Behuf die aufrührerischen Puppen in ihre Schachteln eingesperrt und die meuterischen Kinder theils zu trockenem Brod auf vierzehn Tage, theils zur Einsperrung zwischen vier Sessel verurtheilt, bis sie öffentliche Abbitte gethan haben würden. Die Fee billigte dieses Verfahren; da es aber eines strengen Beispiels bedurfte, so verwandelte sie die Rädelsführer auf hundert Jahre in Marionetten, um in allen fünf Welttheilen dem Volke zur Belustigung zu dienen. Sie erfuhr mit Vergnügen, daß ihre sechs Schützlinge nur geringen Theil an der Empörung genommen hatten, weßhalb sie sie vor sich bringen ließ, einen mehr sanften, als strengen Verweis an ihre Nasenspitzen richtete (denn sie sah sonst nichts von ihnen), und ihnen ihr erneuertes Wohlwollen versprach, wenn sie sich künftig gut halten würden.

Nachdem auf solche Weise die Ruhe wieder hergestellt war, machte sich die gute Fee auf, um über das Schicksal des kleinen Cadichon Erkundigungen einzuziehen. Um nicht von den Genien und Feen, welche unaufhörlich die

mittlere Luftregion durchstreichen, gesehen zu werden, ließ sie die Vorhänge ihres Reisewagens nieder, versah sich mit den Geräthschaften der Zauberkunst und hauptsächlich mit dem Unsichtbarkeitswasser. Hierauf ließ sie sechs geflügelte Eidechsen vorspannen, und in wenigen Minuten war sie an der unzugänglichen Insel angelangt. Sie stieg aus, ließ ihren Wagen verschwinden, rieb sich mit dem Unsichtbarkeitswasser ein, und entging so, da man sie nicht sah, den Hindernissen, welche sich ihr sonst hätten in den Weg stellen können.

Die böse Fee Gangan hatte ihre Insel, um sie den Genien und Feen unzugänglich zu machen, mit einem wilden Wasser umgeben, das Felsen und Baumstämme mit sich führte, und überdies speien vierundzwanzig ungeheure Drachen, sobald sie eine Fee erblickten, Flammen aus, die sich bis zu den Wolken erhoben, und vereinigt eine undurchdringliche Mauer von Feuer bildeten.

Die gute Fee durchwandelte unsichtbar die Insel, um über das Schicksal des kleinen Cadichen Erkundigungen

einzuziehen, als die böse Gangan in Begleitung einer ihrer dienstbaren Geister ihr entgegenkam. Ihr Gesicht glühte vor Zorn und sie sprach mit vieler Lebhaftigkeit zu ihrer Begleiterin: „Ja, meine liebe Barbaree, ich bin in Verzweiflung; ich habe für immer das größte Königreich der Welt verloren: die undankbare Mutter des Königs Petaud ist gestorben, ohne sich mit mir versöhnt zu haben. Sie hat sogar ihre Unterthanen schwören lassen, niemals einen Nachfolger von meiner Hand anzunehmen, sondern die Krone ihrem Sohn oder einem ihrer Enkel zu übertragen. Ich suchte das Volk durch Wohlthaten zu gewinnen, aber ich fand bei ihm einen eingewurzelten Haß gegen mich; man hat meine Geschenke zurückgewiesen und einstimmig beschlossen, den letzten Willen der Königin zu befolgen. So habe ich den Thron verloren, den ich für meine Nichte bestimmt hatte; aber sie sollen bald erfahren, welche Folgen mein Zorn hat. Nehme einen meiner stärksten Greife, fliege auf die Insel Bambine, bemächtige dich der Brüder und Schwestern des kleinen Cadichon und bringe sie hieher; ich selbst will den König Petaud und die Königin Gillette entführen, und wenn ich sie alle beisammen habe, so werde ich die Eltern in Kaninchen und die Kinder in Dachse verwandeln. Für den kleinen Cadichon fühle ich

noch etwas Mitleid, aber ich möchte nicht dafür stehen, daß er nicht auch noch meine Rache empfinde."

Schaudernd hörte die Fee der Felder diese Worte, sie blieb eine Zeitlang unbeweglich und fast besinnungslos; dann sammelte sie sich schnell wieder, und sah ein, daß sie hier handeln und die Hülfe der Feenkönigin anrufen müsse. Als sie eben die Insel verlassen wollte, verfinsterte sich plötzlich der Himmel, die Erde erbebte, Blitze durchzuckten die Lüfte und der Donner rollte so furchtbar, daß das Ende der Welt nahe schien; die vierundzwanzig Drachen, welche die Insel vertheidigten, stießen ein furchtbares Geheul aus und spieen einen solchen Strom von Feuer und Flammen gegen einander, daß sie zuletzt selbst davon verzehrt wurden. Nachdem dieser furchtbare Sturm vorüber war, erblickte man an der Stelle der Insel nur noch einen nackten Felsen, von dessen Spitze ein schwarzer Strauß aufflog, der den Prinzen Cadichon und die kleine Nichte der Fee Gangan auf seinem Rücken trug. Um seiner Spur folgen zu können ließ sie ihren Wagen wieder erscheinen, und reiste so eilig ab, daß sie in

kurzer Zeit den schwarzen Strauß eingeholt hatte. Zuerst hatte sie die Absicht, ihm den Prinzen und die Prinzessin abzunehmen; da sie aber sah, daß er den Weg nach der glückseligen Insel nahm, so begnügte sie sich, ihm zu folgen und ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Nach einigen Minuten ließ sich der Strauß auf der Insel nieder und wendete sich dem Palast der Feenkönigin zu. Die Königin saß am Eingang ihres Palastes auf einem goldenen Throne, den zwölf Feen umgaben, und um welchen die Leibwachen und ein zahlreicher Hof versammelt waren. In dem Augenblick, als der Strauß sich dem Throne näherte, ergriff die Fee der Felder den Prinzen und die Prinzessin und legte sie zu den Füßen der Königin nieder. In demselben Moment nahm auch der Strauß seine ursprüngliche Gestalt wieder an und verwandelte sich in die Fee Gangan. Zorn und Schrecken malten sich auf ihrem häßlichen Gesichte, als die Königin von ihrem Thron folgende Worte zu ihr sprach: „Deine Bosheit hat dir nicht erlaubt, einen guten Gebrauch von der Macht der hohen Zauberkunst zu machen; du hast sie vielmehr bloß zu bösen Handlungen benützt. Ich entziehe dir demnach für zweihundert Jahre die Macht der Zauberkunst und verwandle dich hiemit in einen Storch." Mit

diesen Worten berührte sie die Königin mit ihrem Scepter, die zwölf Feen hoben ihre Zauberstäbe auf und murmelten einige Worte, worauf sich die böse Fee Gangan alsbald

in einen Storch verwandelte. Die Feenkönigin übergab den Prinzen Cadichon und die Prinzessin Felicia (so hieß die Nichte der bösen Fee Gangan) der guten Fee Geistreich, um ihren Geist und ihr Herz zu bilden. In den zwei Jahren, während welchen sie bei der Feenkönigin verweilten, benützten sie die gute Erziehung, die man ihnen gab, mit solchem Erfolg, daß der ganze Hof sie liebte und bewunderte. Nachdem der Prinz Cadichon vierzehn, und

die Prinzessin Felicia zwölf Jahr alt geworden, beschloß die Feenkönigin, sie mit einander zu verheirathen und nebst ihren Brüdern und Schwestern zu ihren Eltern zurück zubringen. Die drei Prinzen und Prinzessinnen aber sollten, obwohl sie sich gebessert hatten, erst in Gegenwart ihrer Eltern ihre vorige Gestalt wieder annehmen. Cadichon und Felicia nahmen zärtlichen Abschied von der Feenkönigin, und nachdem sie viele Thränen vergossen hatten, reisten sie in Begleitung der Fee Geistreich ab.

Als sie an dem Hofe des Königs Petaud ankamen, befand sich derselbe eben in der höchsten Verlegenheit. Es war eine Gesandtschaft angekommen, um ihm den verwaisten Thron seiner königlichen Mutter anzubieten. Die Gesandten hatten um eine Audienz gebeten, und der König war ungewiß, ob er sie stehend oder sitzend, zu Fuß oder zu Pferd empfangen sollte. Man versammelte deßhalb einen Staatsrath, in welchem sich verschiedene Meinungen vernehmen ließen. Der Premierminister behauptete, daß der König stehen müsse, nach dem Beispiel Kaiser Karls des Großen und seiner zwölf Pairs, welche, wie er habe

sagen hören, nie gesessen seyen, als um zu essen und zu trinken. Der Oberstlhofmeister war für das Sitzen, weil dieser Zustand behaglicher und hohen Häuptern angemessener sey; der Oberststallmeister meinte, es würde sich am besten ausnehmen, wenn der König die Gesandten zu Pferd empfinge. Man stritt sich sehr heftig und schrie und schimpfte, bis der König seine Stimme über alle andern erhob und ausrief: „Macht einmal dem Ding da ein Ende! Was braucht es so viel Lärm um einen Sessel mehr oder weniger! Wie ich bin, so werden sie mich sehen, und wie ich gehe oder stehe, so werden sie mich finden. Aber ihr König zu werden, dafür bedanke ich mich; ich wäre wohl ein rechter Narr, mir die Last eines Königreichs auf den Hals zu laden. Es lebe mein Ländchen, und weil ich einmal darin bin, so will ich auch darin bleiben. Sie mögen sich einen König suchen, wo sie wollen, aber was die Audienz betrifft, die können sie haben. Laßt sie nur kommen!"

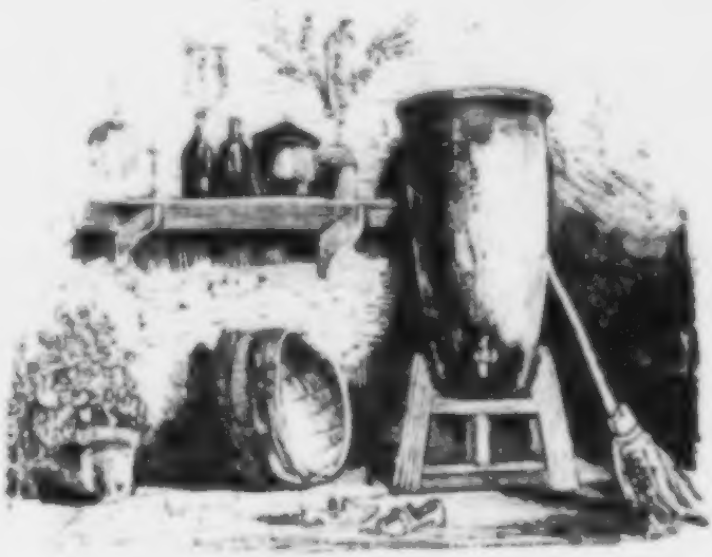
Hiemit nahm der König seinen königlichen Mantel um, nahm den Scepter zur Hand und setzte sich auf sein Bett; die Königin nahm rechts von ihm Platz auf einem Sessel, und rings umher stand der Hofstaat. Nachdem Alles in Ordnung war, öffnete man die Thür und ließ

die Gesandten, nebst dem ganzen Volke des Königreichs Petaud, ein. Die Gesandten machten drei tiefe Verbeugungen, welche der König erwiderte. Als sie eben ihre Anrede beginnen wollten, erschien plötzlich in ihrer Mitte eine majestatische Frau, welche einen jungen Menschen an der Hand führte. Sie sprach zur Königin Gillette: „Es kommt endlich Alles zum Ziele, wenn man nur warten kann. Ihre Leiden sind beendigt, die böse Gangan bestraft, und hier ist der Prinz Cadichon, den sie entführt hatte.“ Der König war vor Freude außer sich und umarmte zuerst den Prinzen, dann die Fee, dann die Königin, dann die Minister, sofort den ganzen Hofstaat und das ganze Volk. Hierauf nahm er seinen königlichen Mantel ab, hing ihn dem Prinzen Cadichon um, gab ihm den Scepter in die Hand, setzte ihn auf sein Bett und rief aus vollem Halse: „Es lebe der König!“ Dieser Ruf wurde zuerst von den Großen des Reichs und dann von dem gesammten Volke wiederholt.

Inzwischen war die Königin aus Freude und Dankbarkeit zu den Füßen der Fee gesunken, welche mit der Hand winkte, worauf augenblickliche Stille eintrat. Sie nahm das Wort und sprach, indem sie auf die Prinzessin Felicia deutete: „Die erhabene Königin der Feen bat diese reizende und liebenswürdige Prinzessin zur Gemahlin

die Prinzen Cadichon bestimmt, und erwartet, daß die Eltern ihre Zustimmung zu dieser Verbindung geben werden. Wenn euch demnach an dem Wohlwollen der mächtigen Fee der Felder etwas liegt, und wenn ....“ Der König ließ sie nicht ausreden, sondern legte sogleich die Hände des Prinzen und der Prinzessin zusammen. „Topp!“ rief er aus, „sie sollen einander heirathen, und ich schenke ihnen alle meine Königreiche, nebst allen meinen Maierhöfen: denn was meine andere Kinder betrifft, so

wird schon die gute Fee der Felder für sie sorgen und es ihnen an Nichts fehlen lassen. So wollen wir denn Hochzeit halten und lustig seyn. Ich lade euch Alle, wie ihr da seyd, zum Essen ein, wiewohl es mit der Küche nicht zum besten stehen wird; aber, wie meine Frau sagt, es kommt endlich Alles zum Ziele, wenn man nur warten kann. Und Ihr, Schwiegervater, seht einmal in der Küche



nach und schlachtet mir den ganzen Hühnerhof ab, denn es soll heute an Nichts fehlen."

Der Premierminister gehorchte, und als er durch den Speisesaal ging, fand er dort eine bereits gedeckte und

mit den köstlichsten Speisen gedeckte Tafel. Er kam zurück und erzählte, was er gesehen hatte, worauf Alle in den Speisesaal strömten. Im Anfang setzte man sich nicht ohne Aengstlichkeit an diesen bezauberten Tisch; aber der König ging mit gutem Beispiel voran, aß und trank was ihm schmeckte, erzählte alte Geschichten, wärmte alte Späße auf und war sehr vergnügt. Nachdem man mehrere Stunden an der Tafel gesessen war, hörte man Musik im Audienzsaal. Da Alle wohl gegessen und getrunken hatten, so standen sie gerne auf, um zu tanzen. Der König wollte den Ball mit der Königin eröffnen; da er aber schon lange nicht mehr getanzt hatte, so wollte es nicht recht damit fort, weßwegen er den Prinzen Cadichon und die Prinzessin Felicia ein Menuet tanzen ließ, was sie mit bewundernswürdigem Anstand verrichteten. Sie waren eben in der dritten Verbeugung, als man sechs schön gekleidete Marionetten, nämlich drei römische Ritter und drei römische Damen, in den Saal treten sah. Jede der sechs Marionetten hatte neben sich einen leeren Platz auf welchem man eine Nasenspitze erblickte, und das Ganze war von einer Frau geführt, auf welche man wenig Acht gab, weil die Marionetten alle Blicke auf sich zogen. Die sechs Puppen und die sechs Nasenspitzen begannen nun

einen Tanz; nach dessen Beendigung bildeten sie einen Kreis um ihre Führerin, und diese berührte die sechs Nasenspitzen mit ihrem Stabe, worauf an ihrer Stelle drei Hanswurste und drei Bänkelsängerinnen erschienen.

„So recht!“ sprach der König, „das ist etwas für meine Enkel, inzwischen will ich sie für mich behalten, das ißt und trinkt ja nichts.“ — „Sachte, Herr König!“ sprach die Frau, „habt nur ein wenig Geduld: es kommt endlich Alles zum Ziele, wenn man nur warten kann.“

In demselben Augenblicke begannen die Marionetten einen Tanz, während dessen sie sich allmählig verwandelten und ihre vorige Gestalt wieder annahmen. „Ho! ho!“ rief der König aus, „da sind ja meine drei Buben und meine drei Mädchen, oder ich müßte keine Augen im Kopfe haben, und ich will auf der Stelle Scepter und Krone verlieren, wenn das nicht die Frau Fee der Felder, unsere gute Freundin, ist. Sie ist, bei meiner Treu, einen Scheffel Goldes werth; so gut gekleidet und wohl genährt bringt sie uns unsere Kinder zurück, aber wer wird für die Ausseuer sorgen?“ — „Ich,“ erwiderte die Fee der Felder, „und zwar auf der Stelle.“ Hierüber war der König so vergnügt, daß er ihr die Hand küßte und viel Schönes in seiner Art sagte. Die Fee stellte ihnen nun die drei

römischen Ritter und die drei römischen Damen vor, welche Prinzen und Prinzessinnen waren, und schlug eine Heirath derselben mit ihren sechs Kindern vor. Der König und die Königin willigten auf der Stelle ein, und alle Anwesenden billigten die Wahl der Fee. Die Gesandten riefen Cadichon und Felicia als König und Königin aus. Die sieben Hochzeiten wurden noch an demselben Tage mit großer Pracht gefeiert. Der König Cadichon gab jedem seiner Brüder und Schwäger eine große Statthalterschaft in seinem Reiche, worauf sie in ihre Residenzstädte abreisten, nachdem sie zuvor von den beiden Feen reichlich beschenkt worden waren. Was den König Petaud und die Königin Grillette betrifft, so lebten sie in ihrer alten Weise fort, und der König spielte jeden Abend regelmäßig sein Piquet mit seinem Premierminister und Schwiegervater.

Die Schöne mit den goldenen Haaren.

Es war einmal eine Königstochter, die war so schön, daß es nichts so Schönes auf der Welt gab, und weil sie so schön war, nannte man sie die Schöne mit den goldenen Haaren, denn ihre blonden Haare waren feiner als Seide und hingen bis auf den Boden herab. Sie trug immer einen Blumenkranz auf dem Kopfe, ihre gestickten Kleider waren mit Perlen und Edelsteinen besetzt, und Niemand konnte sie ansehen, ohne sie zu lieben.

In einem benachbarten Reiche regierte ein junger König, der schön, reich und noch unverheirathet war. Als er alle die Wunderdinge vernahm, die man von der Schönen mit den goldenen Haaren erzählte, so verliebte er sich, obwohl er sie noch nie mit Augen gesehen hatte, so sehr in sie, daß er nimmer an Essen und Trinken dachte. Er beschloß demnach, einen Botschafter an sie abzusenden und sie um ihre Hand zu bitten. Er gab seinem Botschafter einen prachtigen Staatswagen nebst hundert Pferden und hundert Lakaien, und empfahl ihm, die Prinzessin ja recht bald zu bringen.

Nachdem der Botschafter Abschied vom König genommen hatte und abgereist war, sprach man am ganzen Hofe von nichts Anderem; und der König, der nicht daran dachte, daß ihm die Schöne mit den goldenen Haaren ihre Hand verweigern konnte, ließ bereits ihre Zimmer einrichten und ihr schöne Kleider machen. Während die Schneider darauf los nähten, war der Botschafter am Hofe der Schönen mit den goldenen Haaren angekommen und richtete seinen Auftrag aus. Sey es nun aber, daß die Prinzessin an diesem Tage nicht guter Laune war, oder daß ihr die Anrede des Gesandten nicht gefallen hatte, kurz, sie antwortete ihm, sie bedanke sich gar schön und wolle noch nicht heirathen.

Der Gesandte zog traurig ab und nahm alle Geschenke wieder mit, die er von Seiten des Königs überbracht hatte; denn die Schöne mit den goldenen Haaren war sehr wohlgezogen und wußte, daß Frauenzimmer von Herren nichts annehmen dürfen. Sie schickte demnach alle die Edelsteine und Perlen, nebst Gold und Silber, wieder zurück, und behielt, um den König nicht vor den Kopf zu stoßen, bloß zwei Dutzend englische Nähnadeln.

Nachdem der Botschafter in die Hauptstadt seines Königs zurückkam, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, war Jedermann über den Ausgang seiner Gesandtschaft sehr betrübt; der König weinte wie ein Kind und wollte sich nicht trosten lassen.

Am Hofe des Königs war ein Jüngling, der schön war wie der Tag und der Schönste im ganzen Königreich, und den man seiner Anmuth und Verständigkeit wegen Artig nannte. Jedermann liebte ihn, ausgenommen die Neider, welche ihm die Gunst des Königs, der ihm sein Vertrauen schenkte, nicht gönnten.

Als eines Tages Artig in einer Gesellschaft war, wo man von der verfehlten Gesandtschaft sprach, sagte er, ohne etwas Arges dabei zu denken: „Wenn mich der König geschickt hätte, so weiß ich gewiß, daß die Schöne mit den goldenen Haaren mit mir gekommen wäre.“ Alsbald machten sich die Neider auf und hinterbrachten diese Rede dem König. „Sire,“ sagten sie, „wissen Sie auch, was der Artig da gesagt hat? Er hat sich vermessen zu sagen, daß die Schöne mit den goldenen Haaren ihm gefolgt wäre, wenn Sie ihn als Botschafter abgeschickt hätten. Welche Frechheit! Er will also schöner seyn, als Eure Majestat selbst.“ Hierüber gerieth der König in einen schrecklichen Zorn und war ganz außer sich. „Basta!“ sagte er, „dieses Stutzerchen macht sich lustig über mein Unglück und dünkt sich mehr, als ich bin. Werft ihn in den untersten Thurm und laßt ihn dort Hungers sterben!“

Die Trabanten des Königs schleppten demnach den armen Artig in den Thurm, ohne daß man ihm sagte, welches Verbrechens er schuldig sey. Dort lag er auf faulem Stroh, und wäre sicherlich des Todes gewesen ohne eine kleine Quelle, die unten im Thurme floß; er nahm je und je einen Schluck daraus, um sich zu erfrischen, denn der Hunger hatte ihm den Mund ganz ausgetrocknet.

Als er beinahe am Verschmachten war, sprach er seufzend: „Was habe ich denn dem König gethan? er hat ja keinen getreueren Unterthan, als ich bin, und ich habe ihn niemals beleidigt.“ Der König ging eben am Thurme vorüber, und als er die Stimme seines ehemaligen Lieblings hörte, blieb er stehen, um zu horchen, obgleich die Neider zu ihm sprachen: „Sire, was kümmern sich doch Eure Majestät um diesen Schuft?“ Der König aber antwortete: „Schweigt und laßt mich hören!“ Nachdem er die Klagen des armen Artig vernommen, traten ihm die Thränen in die Augen; er öffnete die Thüre des Thurms und rief ihn. Artig warf sich ganz traurig zu seinen Füßen und sagte: „Was habe ich Ihnen denn gethan, Sire, daß Sie mich so grausam behandeln?“ — „Du hast dich über mich und meinen Gesandten lustig gemacht und gesagt, du würdest die Schöne mit den goldenen Haaren gewiß gebracht haben, wenn ich dich geschickt hätte.“ — „Allerdings, Sire,“ erwiderte Artig, „würde ich ihr Eurer Majestät hohe Eigenschaften mit so lebhaften Farben geschildert haben, daß sie nicht länger hätte widerstehen können, und hierin liegt gewiß nichts Beleidigendes für Ihre höchste Person.“ Der König sah ein, daß er Unrecht gehabt hatte, warf

einen strengen Blick auf die Verleumder und nahm Artig mit sich.

Nachdem er ihm ein prächtiges Essen hatte reichen lassen, berief er ihn in sein Cabinet, und sagte: „Höre, Artig, ich liebe noch die Schöne mit den goldenen Haaren, obgleich sie mir einen Korb gegeben hat. Wenn ich nur wußte, wie ich es machen soll, daß sie mich heirathet. Ich habe gute Lust, dich hinzuschicken, daß du dein Heil bei ihr versuchst."

Artig erwiderte, daß er dem König in allen Dingen zu Gebot stehe und gleich morgen abreisen werde. „Bis morgen wird noch nicht Alles fertig seyn können, denn du sollst mit fürstlichem Glanz vor ihr erscheinen." — „Ich brauche nichts als ein gutes Pferd und ein Schreiben von Ihrer Hand," erwiderte Artig. Der König war entzückt, ihn so schnell bereit zu sehen, und umarmte ihn voll Freude.

Es war an einem Montag Morgen, als er Abschied von dem König und seinen Freunden nahm und ganz allein, ohne Pomp und Geräusch, seine Gesandtschaft antrat. Unterwegs sann er unaufhörlich auf Mittel, die Schöne mit den goldenen Haaren zu vermögen, daß sie den König heirathe. Er hatte ein Schreibzeug in seiner

Tasche, und wenn ihm ein guter Gedanke einfiel, den er in seiner Rede anbringen konnte, so stieg er vom Pferd, setzte sich unter einen Baum und schrieb ihn auf, damit er ja nichts vergesse. Als er eines Morgens mit Tagesanbruch über eine Matte ritt, fiel ihm ein guter Gedanke ein, weßwegen er abstieg und sich unter Weiden und Pappeln niedersetzte, die am Ufer eines kleinen Flusses gepflanzt waren. Nachdem er geschrieben hatte, sah er sich in der Gegend um und ergötzte sich an ihrem reizenden Anblick. Da nahm er einen großen Goldkarpfen wahr, der sich vergebens abmühte; er hatte nach Mücken geschnappt und dabei einen so hohen Sprung gemacht, daß er außerhalb des Wassers auf das Gras fiel und eben am Verscheiden war. Artig hatte Mitleid mit ihm, und obgleich es Fasttag war und er ihn zu seinem Mittagessen wohl hätte brauchen können, nahm er ihn doch und setzte ihn ganz sachte wieder in den Fluß. Kaum fühlte der Fisch die Frische des Wassers, so zappelte er und tauchte unter; hierauf erschien er ganz munter wieder auf der Oberfläche des Wassers und sprach: „Herr Artig, ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihren Liebesdienst, ohne Ihre Hülfe wäre ich jetzt todt; aber ich will es Ihnen gedenken.“ Nach dieser kurzen Anrede tauchte der Karpfe wieder unter,

und Artig war sehr erstaunt über die große Höflichkeit dieses geistvollen Fisches.

An einem andern Tag erblickte er einen Raben, den ein großer Adler verfolgte: denn die Adler lieben das Rabenfleisch; er war ihm nahe auf der Haube, und ohne das Mitleid des guten Artig hätte er ihn verschlungen, wie eine Linse. Artig stellte folgende Betrachtungen an: So geben die Starken mit den Schwachen um; welcher

Recht hat denn dieser Adler, diesen Raben zu fressen? Hierauf nahm er seinen Bogen, den er immer bei sich trug, legte einen Pfeil darauf, zielte auf den Adler und schoß ihn durch und durch. Plumps! da lag er. Hierüber

war der Rabe ſehr erfreut, ſetzte ſich auf einen Baum und ſprach: „Herr Artig, Sie ſind allzu gütig, daß Sie mir ſo zu Hülfe kamen, da ich doch nur ein elender Rabe bin; aber ich bin nicht undankbar und werde es Ihnen gedenken.“

Artig wunderte ſich über die Beredſamkeit des Raben, und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er eines Morgens vor Tagesanbruch durch einen Wald ritt, hörte er ein jämmerliches Eulengeſchrei, und ſagte: „Da hat ſich gewiß eine Eule im Netz gefangen; das arme Thier dauert mich doch!“ Wirklich fand er auch eine Eule in den Netzen, welche die Vogelfänger gelegt hatten. „Wie grauſam ſind doch die Menſchen!“ ſagte er; „entweder plagen ſie ſich ſelbſt unter einander, oder verfolgen ſie arme Thiere, die ihnen weder Leids noch Schaden thun!“ Mit dieſen Worten zog er ſein Meſſer aus der Taſche und zerſchnitt das Netz. Die Eule flog auf, kam aber gleich wieder zurück und ſprach: „Herr Artig, empfangen Sie in wenigen Worten meinen Dank; ohne Ihre Hülfe hätten mich die Vogelfänger gefangen und umgebracht, ich habe ein dankbares Herz und will es Ihnen gedenken.“

Dieſe drei Fälle waren das Merkwürdigſte, was Artig auf ſeiner Reiſe begegnete. Er beeilte ſich ſo ſehr, daß er in kurzer Zeit in dem Palaſte der Schönen mit

den goldenen Haaren anlangte. Hier war Alles bewundernswürdig, und die Diamanten lagen umher wie Kieſelſteine, der ſchönen Kleider, des Gelds und Confects nicht zu gedenken. Da dachte er in ſeinem Sinn: du wirſt vollauf zu thun haben, wenn du ſie bewegen willſt, Alles dieſes zu verlaſſen, um deinen König zu heirathen. Gleichwohl zog er ſeinen Sammtrock an, ſteckte Federn auf ſeinen Hut, wuſch Geſicht und Hände, kämmte und puderte ſich und ſchlang eine Schärpe um den Hals, an der

ein Körbchen hing, worin sich ein Bologneserhündchen befand, das er auf der Durchreise zu Bologna gekauft hatte. Artig war so schön und liebenswürdig, daß ihm alle Wachen eine tiefe Verbeugung machten, als er in den Palast trat. Man lief eiligst zu der Schönen mit den goldenen Haaren und meldete ihr: Herr Artig, Botschafter ihres königlichen Nachbars, bitte um gnädigstes Gehör.

Als die Prinzessin den Namen Artig nennen hörte, sagte sie: „Das ist ein gutes Zeichen; ich wette darauf, daß er schön und liebenswürdig ist.“ — „Gewiß und wahrhaftig, gnädigste Prinzessin!“ antworteten alle Hofdamen wie mit einem Munde; „wir haben ihn von der Scheune aus gesehen, wo wir Ihren Flachs hechelten, und da blieb uns das Maul offen stehen vor Bewunderung.“ — „Das ist sauber von euch,“ erwiderte die Schöne mit den goldenen Haaren, „daß ihr so den Herren nachgafft. Bringt mir aber jetzt nur mein blaues Sammtkleid, meine Zeugschuhe und mein Sonnenschirmchen, kämmt meine blonden Haare aus und flechtet einen neuen Kranz hinein, fegt mein Zimmer und meinen Thron, damit man sehe, daß ich wirklich und in Wahrheit die Schöne mit den goldenen Haaren bin.“

Nun putzten sie ihre Hofdamen heraus wie eine Königin, worauf sich die Prinzessin zuerst in die große Spiegelgalerie begab, um sich von hinten und vornen zu besehen, dann auf ihren wohlriechenden Thron von Gold, Elfenbein und Ebenholz stieg und den Gesandten eintreten ließ.

Der gute Artig war so außer sich vor Bewunderung, daß er fast nicht sprechen konnte. Gleichwohl faßte er sich ein Herz und legte seine Rede auf's beste ab. Am Schlusse derselben bat er die Prinzessin, ihm doch nicht die Unlust anzuthun, daß er ohne sie zurückkehren müßte. „Mein lieber Herr Artig," antwortete die Schöne mit den goldenen Haaren, „Sie haben da eine wunderschöne Rede gehalten, und Ihr Begehren durch so vernünftige Gründe unterstützt, daß ich Ihnen lieber willfahren würde, als irgend einem Andern; allein Sie müssen wissen, daß mir vor einem Monat ein kostbarer Ring, der mir lieber war, als mein ganzes Königreich, in den Fluß gefallen ist, als ich am Ufer lustwandelte und den Handschuh auszog, und nun habe ich ein Gelubde gethan, keinem Heirathsantrag Gehör zu geben, bis mir der Botschafter, der für seinen Herrn um mich wirbt, meinen Ring wieder bringt. Sie wissen nun, was Sie zu thun haben; denn wenn Sie mir

und weinte, hörte sie eine kleine Thüre öffnen, welche sie bisher in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. Das helle Tageslicht fiel herein, und sie trat in einen Garten, der voll der schönsten Blumen, Früchte, Springbrunnen und Grotten war. Sie ging eine große Allee entlang und sann darüber nach, wie wohl dieses Abenteuer enden würde. Plötzlich erblickte sie das wohlbekannte Feenschloß, und Prinz Geistreich mit seiner Mutter und Schwestern kamen ihr entgegen. „Weigern Sie sich nun nicht länger," sagte die Königin zu ihr, „sich der Tyrannei der bösen Murrkopf zu entziehen und meinen Sohn zu heirathen." Die dankbare Prinzessin warf sich der Königin zu Füßen und sagte: „Ich lege mein Schicksal ganz in Ihre Hände und

will Ihnen in allen Dingen gehorsam seyn. Ich bewundere das tiefe Wissen des Prinzen Geistreich, der mir prophezeit hat, daß ich erst nach meinem Begräbniß das Feenschloß wieder betreten würde, und nehme ihn zu meinem Gemahl an." Der Prinz warf sich ihr freudetrunken zu Füßen; zu gleicher Zeit ertönte aus dem Schloß eine himmlische Musik, und die Hochzeit wurde in aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Alle Feen auf tausend Meilen in der Runde fanden sich in ihren goldenen Wagen dabei ein, theils von Schwanen, theils von Drachen, theils von feurigen Rossen gezogen. Man war nicht wenig überrascht, auch die Fee erscheinen zu sehen, welche der bösen Murrkopf die Prinzessin Anmuthig quälen half. Sie bat tausendmal um Verzeihung und versprach, das Uebel wieder gut zu machen. Wirklich auch weigerte sie sich beim Feste zu bleiben, sondern bestieg ihren mit zwei schrecklichen Drachen bespannten Wagen und flog in den Palast des Königs. Hier suchte sie die böse Murrkopf auf, und drehte ihr den Hals um, ohne daß irgend Jemand es zu hindern vermochte.

Die Frühlingsprinzessin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die mehrere Kinder gehabt, aber alle wieder verloren hatten, was ihnen viel Kummer machte: denn sie hatten Alles genug und nur an Kindern fehlte es ihnen. Seit fünf Jahren hatte die Königin kein Kind mehr gehabt, und Jedermann glaubte, daß sie keins mehr bekommen würde, weil sie sich allzusehr abhärmte, wenn sie an die kleine niedliche Prinzchen und Prinzessinnen dachte, die gestorben waren.

Endlich wurde die Königin schwanger; sie dachte Tag und Nacht an nichts, als wie sie dem kleinen Geschöpfe, das sie zur Welt bringen würde, das Leben erhalten,

welchen Namen, welche Kleider, welche Puppen und Spielsachen sie ihm geben sollte.

Man ließ unter Trompetenschall ausrufen und an alle Straßenecken anschlagen, daß die besten Ammen vor der Königin zu erscheinen hätten, denn sie wolle eine Amme für ihr Kind wählen. Es kamen also aus allen vier Ecken der Welt Ammen mit ihren Wickelkindern. Eines Tages nun schöpfte die Königin frische Luft in einem kühlen Walde; sie setzte sich und sprach zu dem König: „Sire! wir wollen jetzt alle unsere Ammen kommen

lassen, und eine davon auswählen.“ — „Wie es Ihnen gefällig ist!“ sagte der König, und befahl, daß sogleich alle Ammen kommen sollten. Da kamen alle Ammen,

eine nach der andern, machten dem König und der Königin eine Verbeugung und stellten sich dann der Reihe nach an den Bäumen auf. Nachdem man ihre frische Farbe, ihre weißen Zähne und gutes Aussehen bewundert hatte, sah man einen ärmlichen Handkarren anfahren, den zwei häßliche Zwerge zogen. Es saß eine Amme darin, welche

krumme Füße, einen Höcker, schielende Augen und eine Haut hatte, die schwarz war wie Kienruß; sie hielt einen ihr ähnlichen kleinen Affen im Arm, dem sie eben zu trinken gab, und ihre Sprache war so bäuerisch, daß sie kein Mensch verstand. Sie bot sich als Amme an, aber die Königin wies sie zurück und sagte: „Fort, du häßliches Thier! was unterstehst du dich, vor meine Augen zu kommen? Wenn du nicht gleich gehst, werde ich dich fortschaffen

lassen!" Die garstige Hexe ließ sich von ihren häßlichen Zwergen fortziehen, während sie unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelte, und hielt unter einem dichtbelaubten Baum an, von wo sie Alles sehen konnte.

Die Königin dachte nicht weiter an sie, und wählte eine schöne Amme aus; aber kaum war sie gewählt, so stach sie eine große Schlange, die im Grase verborgen lag, in den Fuß, daß sie auf der Stelle todt niederfiel. Die Königin, sehr bekümmert darüber, wirft ihre Augen auf eine Andere: da fliegt ein Adler vorüber, der eine Schildkröte im Schnabel hat und sie auf den Kopf der armen Amme herabfallen läßt, und ihn in tausend Stücke zerschmettert.

Hierüber wurde die Königin noch betrübter, und wählte eine dritte Amme. Als diese dritte Amme sich beeilte vor die Königin zu treten, fiel sie in einen Dornstrauch und stach sich ein Auge aus. „Ach!" rief die Königin, „es ist heute ein Unglückstag: ich kann keine Amme wählen, ohne daß ihr ein Unglück geschieht! Ich will es meinem Leibarzt überlassen." Als sie nun aufstand, um in ihr Schloß zurückzukehren, hörte sie aus vollem Halse lachen; sie blickte um sich und sah hinter sich die garstige Buckelige, die wie ein Affenweibchen mit ihrem

häßlichen Aeffchen in ihrem Karren saß. Sie war frech genug, die Königin und alle Anwesenden auszulachen. Die Königin wurde darüber so zornig, daß sie auf sie los und sie schlagen wollte: denn sie vermuthete, daß sie es sey, welche ihre Ammen in's Unglück gebracht hatte. Da schlug die Buckelige dreimal mit ihrem Stabe auf den Karren, und plötzlich verwandelten sich die Zwerge in geflügelte Greife, der Karren in einen feurigen Wagen, und Alles flog unter großem Geschrei und Drohungen durch die Luft davon.

„Ach, Frau Königin!" rief der König aus, „wir sind verloren: denn das ist die Fee Bösbuckel, die mich von Jugend auf haßt, weil ich ihr als ein kleiner Junge ein Stück Schwefel in ihre Suppe geworfen habe." Als die Königin dieses hörte, fing sie an zu weinen. „Ach!" sagte sie, „wenn ich doch gewußt hätte, wer sie ist, so hätte ich ihre Freundschaft zu gewinnen gesucht. Ach, das ist mein Tod!" Als der König sie so betrübt sah, sprach er zu ihr: „Frau Königin, wir wollen Staatsrath darüber halten." Mit diesen Worten reichte er ihr den Arm und führte sie sachte fort, denn sie zitterte, aus Furcht vor der Fee Bösbuckel, noch am ganzen Leibe.

Als der König und die Königin wieder im Schlosse waren, ließen sie die geheimen Räthe berufen. Man

schloß Thüren und Fenster, damit Niemand etwas hören sollte, und faßte den Beschluß, bei der Geburt des Kindes alle Feen auf tausend Meilen in der Runde zu Gevatter zu bitten. Es gingen Couriere in alle Welt aus, welche den Feen sehr höfliche und wohlgesetzte Briefe brachten, worin sie zu Gevatter gebeten und ersucht wurden, die Sache geheim zu halten, damit die Fee Bösbuckel nichts davon erfahren und irgendeinen Spuck machen möchte. Für ihre Mühe versprach man den Feen ein blaues Sammtkleid, einen wollenen Unterrock, ein paar grüne Pantoffeln und einen Brief englischer Nadeln.

Sobald die Couriere abgereist waren, so machte sich die Königin mit ihren Hofdamen und Kammerfrauen an die Arbeit, um den Feen die versprochenen Kleider und Unterröcke zu fertigen. Sie hatte an viele Feen geschrieben, aber es kamen ihrer nur fünf. Sie trafen in dem nämlichen Augenblick ein, als die Königin ein Kind bekam: denn sie hatten es auf die Minute berechnet. Sie schlossen sich in's Zimmer ein, um die Prinzessin zu begaben: die erste verlieh ihr vollkommene Schönheit, die zweite unendlichen Verstand, die dritte eine himmlische Stimme, die vierte Schriftstellertalent, um in Prosa und Versen zu schreiben.

Als aber die fünfte Fee ihren Mund öffnete, hörte man im Kamin ein Geräusch, als ob ein großer Stein von einem Kirchthurm herabfiele, und die Fee Bösbuckel erschien ganz in Schweiß gebadet. „Ich wünsche," rief sie aus vollem Halse, „diesem kleinen Geschöpf

Bald Mißgeschick und Unglück bald,
Bis es ist zwanzig Jahre alt."

Als die Königin, welche im Bette lag, dies hörte, fing sie an zu weinen und bat die Fee Bösbuckel, doch mit der kleinen Prinzessin Mitleid zu haben.

Alle Feen sagten zu ihr: „Was hat sie Ihnen denn gethan, meine Schwester?" Diese garstige Fee aber gab

gar keine Antwort darauf, worauf die fünfte Fee, welche noch nicht gesprochen hatte, der Sache abzuhelfen suchte, und die Prinzessin mit einem langen glücklichen Leben

begabte, nachdem die Zeit der Verwünschung vorüber seyn würde. Die Fee Bösbuckel lachte höhnisch, und fuhr wieder zum Kamin hinaus. Alle Feen, besonders aber die Königin, waren darüber in großer Bestürzung. Gleichwohl gab sie den Feen was sie ihnen versprochen hatte, und fügte sogar noch ein Dutzend Ellen Band hinzu: denn die Feen putzen sich gerne. Hierauf setzte man sich zur Tafel und ließ sich's wohl schmecken. Beim Abschied ertheilte die älteste Fee den Rath, die Prinzessin bis zum zwanzigsten Jahr an einem Orte zu verschließen, wo sie wohl verwahrt sey, und Niemand zu sehen bekomme als ihre weibliche Dienerschaft.

So ließ nun der König einen ganz verschlossenen Thurm bauen, der keine Fenster hatte; man mußte am hellen Tage Licht darin brennen. Man gelangte durch einen Bogengang hinein, der eine Meile lang unter der Erde hinlief, und von zwanzig zu zwanzig Schritten durch große Thore verschlossen und von Leibwächtern bewacht war. Es gab keinen andern Weg, auf dem man hineinkommen konnte.

Man hatte die junge Prinzessin Frühlingsprinzessin genannt, weil ihr Gesicht wie Lilien und Rosen und blühender war, als ein Frühlingstag. Sie machte reißende

Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, und wurde so groß und schön, daß der König und die Königin sie nie ansehen konnten, ohne Freudethränen zu vergießen. Die Prinzessin bat sie bisweilen, daß sie doch bei ihr bleiben oder sie mit sich nehmen möchten, denn sie hatte Langeweile in ihrem Thurm; aber sie schlugen es unter allerlei Vorwänden ab. Ihre Amme, die ein kluges Weib war, erzählte ihr oft von der Welt und den Menschen und wie es da sey und zugehe, und die Prinzessin hatte eine so schnelle Fassungskraft, daß sie sich sogleich einen richtigen Begriff davon machen konnte.

Der König lachte oft in's Fäustchen und sagte zu seiner Gemahlin: „Frau Königin, die Bösbuckel ist geprellt! Wir sind feiner als sie, und unsere Frühlingsprinzessin wird ihren Prophezeiungen zum Trotz glücklich werden.“ Hierüber lachte die Königin, daß ihr die Augen übergingen, und dachte mit Vergnügen an den Verdruß der alten garstigen Fee. Der König und die Königin hatten die Frühlingsprinzessin malen lassen, und ihr Bildniß an alle Höfe der Welt geschickt, um sie zu verheirathen, weil jetzt die Zeit herannahte, wo sie den Thurm verlassen sollte. In vier Tagen erreichte sie das Alter von zwanzig Jahren. Hof und Stadt freuten sich über ihre nahe

Befreiung, und diese Freude wurde noch durch die Nachricht vermehrt, daß der König Merlin seinen Großbotschafter Windsack abgeschickt habe, um sie für seinen Sohn zur Ehe zu begehren.

Die Amme, welche der Prinzessin nichts verschwieg, erzählte ihr davon, und fügte hinzu, daß der Gesandte einen glänzenden Einzug halten werde. Als die Prinzessin dieses vernahm, wurde sie traurig und sagte zu ihrer Amme: „Wie bin ich doch so unglücklich, daß man mich in einem finstern Thurme gefangen hält, wie eine Missethäterin! Nie haben meine Augen den Himmel, die Sonne und die Sterne erblickt, woron man so viel Wunderbares erzählt; ich habe nie andere, als gemalte Thiere gesehen. Der König und die Königin sagen wohl, daß sie mich in meinem zwanzigsten Jahre aus dem Thurme nehmen werden: aber sie wollen mich nur vertrösten, und ich weiß wohl, daß ich mein ganzes Leben darin zubringen muß." Nachdem die Frühlingsprinzessin also geklagt hatte, fing sie an zu weinen, daß es einen Stein erbarmt hätte, und ihre Amme, ihre Milchschwester und sämmtliche Hofdamen weinten mit, so daß man im Thurme nichts hörte, als schluchzen und seufzen. Das war jämmerlich mit anzusehen.

Als die Frühlingsprinzessin ihre Dienerschaft so weichherzig sah, nahm sie ein Messer zur Hand, und sprach: „Das steche ich mir auf der Stelle in den Leib, wenn ihr nicht Mittel findet, mich den Einzug des Gesandten Windsack sehen zu lassen.“

Als die Amme und die andern Frauen diese Worte hörten weinten sie noch mehr, und beschlossen einstimmig,

die Prinzessin den Gesandten Windsack sehen zu lassen, und wenn es sie das Leben kosten sollte. Sie dachten die ganze Nacht darüber nach, wie sie die Sache anstellen sollten, und beschlossen endlich, auf der Seite, auf welcher der Gesandte einzog, ein Loch in den Thurm zu machen. Sie brachten das Bett der Prinzessin auf die Seite, und arbeiteten Tag und Nacht, bis sie ein Loch zu Stande

gebracht hatten, durch das man eine kleine Nadel schieben konnte. Durch dieses Loch erblickte die Frühlingsprinzessin zum ersten Mal das Tageslicht, von dem sie ganz verblendet wurde. Hierauf sah sie zu, wie der Gesandte Windsack, der auf einem schönen Schimmel ritt, unter Trompeten- und Paukenschall seinen Einzug hielt. Seine Kleidung war mit Perlen und Edelsteinen so bedeckt, daß er wie die Sonne strahlte. Sein Anblick entzückte die Frühlingsprinzessin so sehr, daß sie gelobte, keinen Andern als den schönen Gesandten Windsack zu heirathen.

Sobald der Gesandte im Schlosse war, holte die Königin ihre Tochter aus dem Thurme. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, und an allen Fenstern standen Damen, welche Blumen, Perlen und Confect auf die Prinzessin herabregnen ließen.

Als man eben die Prinzessin festlich ankleidete, kam ein Zwerg auf einem Elephanten angeritten,

welchen die fünf guten Feen abgeschickt hatten. Er überbrachte der Prinzessin eine Krone, einen Scepter, ein Oberkleid von Goldstoff, einen künstlichen Unterrock von Schmetterlingsflügeln und ein mit Edelsteinen angefülltes Schmuckkästchen von unschätzbarem Werth. Bei diesem Anblick brach die Königin in laute Verwunderung aus; die Prinzessin aber würdigte alle diese Kostbarkeiten kaum eines Blicks, denn sie dachte immer nur an den Gesandten Windsack.

Die Königin ließ sich bei den Feen schön bedanken, und gab dem Zwerg einen Dukaten Trinkgeld, nebst tausend Ellen bunter Bänder, woraus er sich schöne Schleifen an seine Hosen und an seinen Hut machte. Die Prinzessin, welche sehr freigebig war, schickte den Feen mehrere Kunkeln nebst Spindeln von Cedernholz. Hierauf putzte man die Prinzessin mit den Edelsteinen heraus, welche der Zwerg gebracht hatte, und sie strahlte in solchem Glanze, daß sich die Sonne aus Neid darüber versteckte. Als sie sich in dieser Pracht dem Volke zeigte, riefen alle jauchzend aus: „Ah! wie schön ist sie!“

Als die Prinzessin durch die Straßen zog, um sich dem Volke zu zeigen, war sie von vier bis fünf Dutzend Prinzessinnen von Geblüt umgeben, ohne die zehn bis

zwölf Dutzend Prinzessinnen zu rechnen, welche sich aus den benachbarten Staaten eingefunden hatten, um dieser Feierlichkeit anzuwohnen. Plötzlich verfinsterte sich der Himmel, es donnerte und blitzte, und der Regen, mit Hagel vermischt, fiel in Strömen herab. Die Königin bedeckte ihr Haupt mit dem königlichen Mantel, und die übrigen Damen zogen ihre Kleider über dem Kopf zusammen. Die Frühlingsprinzessin wollte deßgleichen thun, als in der Luft viele tausend Raben, Nachteulen und andere Unglücksvögel erschienen, deren heiseres Geschrei nichts Gutes verkundigte. Eine häßliche Nachteule von unnatürlicher Größe ließ eine Schärpe von Spinnweben mit Fledermausflugeln besetzt, welche sie im Schnabel trug, auf die Schultern der Prinzessin herabfallen, und zugleich hörte man ein lautes Hohngelachter, was genugsam zu erkennen gab, daß hier die garstige Fee Bösbuckel ihr Unwesen treibe.

Bei diesem Unheil verkündenden Zeichen fing Jedermann an zu weinen, und die Königin, welche in Thränen zerfloß, wollte die schwarze Schärpe von den Schultern der Prinzessin reißen, sie war aber wie angenagelt. „Ach!“ seufzte die Königin, „das ist wieder einmal ein Streich von unserer Todfeindin: sie läßt sich durch gar nichts

Die ſchöne Schläferin im Walde.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ſehr betrübt waren, daß ſie keine Kinder hatten. Sie gingen in alle Bäder der Welt, thaten Gelübde und ſtellten Wallfahrten an: aber Nichts wollte helfen. Endlich bekam doch die Königin eine Tochter. Man ſtellte eine prächtige Taufe an und bat alle Feen des Königreichs, deren ſieben waren, zu Gevatter, damit jede derſelben der Prinzeſſin eine Gabe verleihen möchte, wie zu jener Zeit die Feen pflegten. Mittelſt dieſer Gaben wurde ſie die vollkommenſte Prinzeſſin der Welt. Nachdem die

Taufe vorbei war, begaben sich sämmtliche Pathen in den Palast des Königs, wo ein großes Fest für die Feen bereitet war. Man setzte vor jede derselben ein prächtiges Couvert, mit einem Futteral von gediegenem Golde, worin sich ein Löffel, ein Messer und eine Gabel befanden, die vom feinsten Gold und mit Diamanten und Rubinen besetzt waren. Nachdem Alle Platz genommen hatten, trat eine alte Fee ein, die nicht gebeten war, weil man sie für todt oder verzaubert hielt, da sie seit fünfzig Jahren in einem alten Thurm wohnte und in dieser Zeit nie an das Tageslicht gekommen war. Der König ließ ihr ein Gedeck reichen, aber man konnte ihr kein goldenes Futteral geben, wie den andern, weil man nur sieben für die sieben Feen hatte machen lassen. Die Alte glaubte, es geschehe aus Verachtung, und murmelte einige Drohworte zwischen den Zähnen. Eine der jungen Feen, die neben ihr saß, hörte es, und da sie fürchtete, daß sie der jungen Prinzessin etwas Böses anwünschen möchte, so stand sie von der Tafel auf und verbarg sich hinter der Tapete, um ihren Wunsch zuletzt zu thun, damit sie, so viel möglich, das Uebel gut machen möchte, welches die Alte der Prinzessin anthun könnte. Die Feen fingen nun an, die Prinzessin zu begaben: die jüngste machte sie

zur schönsten Prinzessin der Welt, die zweite verlieh ihr einen himmlischen Verstand, die dritte eine unvergleichliche Anmuth, die vierte wünschte, daß sie tanze wie eine Sylphide, die fünfte, daß sie singe wie eine Nachtgall, und die sechste, daß sie alle Instrumente in der höchsten Vollkommenheit spiele. Nachdem die Reihe an die alte Fee gekommen war, sagte sie, indem sie, mehr aus Verdruß als aus Alter, mit dem Kopf wackelte, daß die Prinzessin sich mit einer Spindel die Hand durchstechen und daran

sterben würde. Dieser entsetzliche Wunsch erregte allgemeinen Schauder, und alle Anwesenden fingen an zu weinen. Jetzt trat die junge Fee hinter der Tapete hervor und sprach: „Beruhigen Sie sich, Herr König und Frau Königin, Ihre Tochter wird nicht daran sterben. Ich besitze

zwar nicht Macht genug, den Wunsch unserer Altmutter ganz unwirksam zu machen: die Prinzessin wird sich daher die Hand mit einer Spindel durchstechen; statt aber zu sterben, wird sie bloß in einen hundertjährigen Schlaf fallen und nach Verfluß dieser Zeit von einem Königssohn aufgeweckt werden."

Um das von der alten Fee angekündigte Unglück möglichst abzuwenden, ließ der König alsbald einen Befehl durch das ganze Reich ergehen, daß bei Todesstrafe Niemand an der Spindel spinnen oder auch nur eine Spindel besitzen sollte. Nach Verlauf von fünfzehn oder sechzehn Jahren, als der König und die Königin sich in einem ihrer Landhäuser begeben hatten, geschah es, daß die Prinzessin das ganze Schloß durchrannte und bis oben hinauf in ein Dachstübchen kam, wo ein altes Weib mit Spinnen beschäftigt war. Diese gute Alte lebte so einsam, daß sie nie etwas von dem Verbot gehört hatte. „Was macht Ihr da, mein gutes Weib?" fragte die Prinzessin. — „Ich spinne, mein schönes Kind!" antwortete die Alte, welche die Prinzessin nicht kannte. — „Ach, wie artig ist das!" fuhr die Prinzessin fort. „Wie macht Ihr es denn? Gebt her, ich will es auch probiren."

Da sie sehr lebhaft und etwas unbesonnen war, und

da überhaupt der Zauber der alten Fee es ſo verordnet hatte, ſo durchſtach ſie ſich alsbald die Hand mit der Spindel und fiel ohnmächtig nieder. Die gute Alte ſchrie

aus Leibeskräften um Hülfe; man rannte von allen Seiten herbei, verband ſie, rieb ihr die Schläfe mit kölniſchem Waſſer, kurz, gebrauchte alle mögliche Mittel: aber nichts wollte helfen. Der König, der auch herbeigelaufen war, erinnerte ſich nun an die Wahrſagung der Feen und hielt dafür, daß Alles vergeblich ſey. Er ließ demnach die Prinzeſſin in dem ſchönſten Zimmer des Palaſts auf ein mit Gold und Silber geſticktes Bett legen. Man konnte ſie für einen ſchlafenden Engel halten, denn ſie hatte durch die Ohnmacht nichts von ihrer lebhaften Farbe verloren; ihre Augen waren geſchloſſen, aber man hörte ſie

sanft athmen, woraus man erkannte, daß sie nicht todt war. Der König befahl, sie ruhig schlafen zu lassen, bis die Stunde ihrer Erlösung schlagen würde.

Die gute Fee, welche der Prinzessin das Leben gerettet hatte, indem sie sie zu hundertjährigem Schlaf verurtheilte, befand sich eben zweitausend Meilen von da im Königreich Monomotapa, wurde aber in weniger als einer

Viertelstunde durch einen kleinen Zwerg, der Siebenmeilenstiefeln trug (in diesen Stiefeln machte man mit einem Schritte sieben Meilen), von dem traurigen Ereigniß unterrichtet. Sie setzte sich sogleich in ihren feurigen Wagen, vor den man ihre Leibdrachen spannte, und in einer Stunde war sie an Ort und Stelle. Der König hob sie aus dem Wagen. Sie billigte Alles, was er gethan hatte; da sie aber sehr umsichtig war, sah sie voraus, daß die Prinzessin, wenn sie nach hundert Jahren erwachte, sehr in Verlegenheit seyn würde, sich ganz allein in diesem alten Schlosse zu befinden. Sie berührte daher mit ihrem Zauberstabe, außer dem König und der Königin, Alles, was im Schlosse war: Hofdamen, Gouvernanten, Kammerfrauen, Hofcavaliere, Hausbofmeister, Köche, Küchenjungen, Trabanten,

Schweizer, Pagen und Hoflakaien, ebenso die Pferde und Kutscher im Stalle, die Hofhunde und den Joli, das Lieblingshündchen der Prinzessin, das bei ihr auf dem Bette lag. Alsbald schlief Alles ein, um erst nach hundert Jahren wieder zu erwachen und zum Dienste der Prinzessin bereit zu seyn. Selbst die Bratspieße in der Küche, nebst den Fasanen und Rebhühnern, die daran steckten, fielen in Zauberschlaf, und das Feuer auch. Alles dies war das Werk eines Augenblicks, denn die Feen machen kurzen Prozeß. Hierauf küßten der König und die Königin die schöne Schläferin, ohne daß sie erwachte, verließen das Schloß und ließen ein Verbot ergehen, daß sich Niemand demselben nähern solle. Dieses Verbot war jedoch überflüssig; denn inner halb einer Viertelstunde wuchsen rund um das Schloß so viele große und kleine Bäume, nebst einem so dichten Dornengebüsche, daß weder Mensch noch Thier durchzudringen vermochte, und daß man die Spitzen der Schloßthürme bloß in weiter Ferne über den Wald hervorragen sah. Da man auch nicht zweifelte, daß die Fee noch irgend einen andern

Zauberspuk veranstaltet haben werde, damit die Prinzessin ungestört schlafe, so hatte sie nichts von Neugierigen zu fürchten.

Nach Verlauf von hundert Jahren, als der Sohn des Königs, der nun regierte, und der von einem andern Hause war, als die schlafende Prinzessin, in der Gegend des alten Schlosses auf der Jagd war, fragte er, was das für Thürme seyen, die er hinter jenem dichten Wald erblicke. Jeder erzählte ihm nun, was er vom Hörensagen wußte: die Einen sagten, es sey ein altes Schloß, in dem Geister der Verstorbenen hausen; Andere behaupteten, alle Hexenmeister der Umgegend hielten ihren Sabbat darin. Die allgemeinste Meinung war, daß das Schloß von einem Riesen bewohnt werde, und daß er die Kinder, deren er habhaft werden könne, dahin trage, um sie mit Muße verzehren zu können, da er allein die Macht besitze, sich einen Weg durch den Wald zu bahnen. Der Prinz wußte nicht, was er davon glauben sollte; da trat ein alter Bauer zu ihm und sprach: „Herr Prinz! vor mehr als funfzig Jahren habe ich von meinem Vater gehört, daß sich in diesem Schlosse die schönste Prinzessin von der Welt befinde, daß sie hundert Jahre da schlafen müsse, und daß sie von einem Königssohn aufgeweckt werden

würde, dem sie zur Gattin bestimmt sey.“ Diese Worte setzten den Prinzen in Feuer und Flammen; er hielt sich ohne Weiteres für bestimmt, dieses galante Abenteuer zu bestehen, und von Liebe und Ehrgeiz getrieben, entschloß er sich auf der Stelle, zu untersuchen, was an der Sache sey.

Kaum war der Prinz auf den Wald zugegangen, als alle Bäume und Gesträuche sich von selbst auseinander thaten, um ihm den Weg zu öffnen. Er ging auf das Schloß zu, das er am Ende einer großen Allee erblickte, und als er hinter sich sah, war er etwas betroffen, daß ihm keiner seiner Leute hatte folgen können, weil hinter seinen Schritten sich der Weg wieder geschlossen hatte. Er schritt demungeachtet getrost vorwärts, wie es einem tapfern und verliebten Prinzen geziemt. Im Schloßhof herrschte die Stille des Todes, und überall erblickte man ausgestreckte Körper von Menschen und Thieren, die dem Ansehen nach leblos waren. Der Prinz erkannte jedoch gleich an den Kupfernasen und den rothen Gesichtern der Schweizer, daß sie nur eingeschlafen waren, und die neben ihnen stehenden noch halb vollen Gläser bewiesen, daß dies während des Trinkens geschehen sey. Er ging nun durch einen großen Marmorhof, stieg die Treppe hinauf und kam in den Saal der Leibgarden, welche mit dem Karabiner auf

der Schulter in Reihe und Glied schliefen und tüchtig schnarchten. Hierauf ging er durch mehrere Zimmer, in welchen Cavaliere und Damen, theils sitzend, theils stehend, eingeschlafen waren. Zuletzt kam er in einen goldenen Saal, in welchem ein Bett stand, dessen Vorhänge von allen Seiten offen waren. Auf diesem Bett lag eine Prinzessin von übermenschlicher Schönheit. Ihr Anblick

bezauberte ihn so sehr, daß er vor dem Bette niederkniete. Da nun der Augenblick der Entzauberung gekommen war, so erwachte die Prinzessin alsbald und sagte zu ihm: „Willkommen, Prinz! Sie haben lange auf sich warten lassen.“ Die gute Fee hatte ihr nämlich das Bild des Prinzen, welcher sie erlösen wurde, oft im Traume vorgeführt. Die Prinzessin war so erfreut, sich nach hundert Jahren wieder wachend zu finden, daß sie vier Stunden lang mit dem Prinzen unaufhörlich plauderte.

Inzwischen war die ganze Dienerschaft mit der Prinzessin wieder erwacht; Jeder ging an sein Geschäft, als

ob es durch nichts unterbrochen worden ware, und da sie seit hundert Jahren nichts gegessen hatten, so waren sie alle sehr hungrig. Die Oberstbofmeisterin trat demnach in das Zimmer der Prinzessin und meldete, daß servirt sey. Die Prinzessin erhob sich sogleich, denn sie war noch in vollem Staat, aber ihre Kleidung war seit hundert Jahren sehr aus der Mode gekommen, was sich der Prinz doch wohl hütete, ihr zu sagen. Sie begaben sich hierauf in den Speisesaal und setzten sich zur Tafel. Die Musik spielte alte Stücke, die man seit hundert Jahren nicht mehr gehört hatte, und nach dem Essen verrichtete der Hofprediger der Prinzessin die Trauung. Am andern Tage kehrte der Prinz in die Hauptstadt zurück, wo sein Vater in großen Sorgen um ihn gewesen war. Der Prinz sagte zu ihm, daß er sich auf der Jagd verirrt und in der Hütte eines Kohlenbrenners übernachtet habe. Der König war ein guter Mann und glaubte ihm auf sein Wort; die Königin aber traute ihm nicht recht und vermuthete, daß etwas dahinter stecke, weil er fast täglich auf die Jagd ging und oft mehrere Tage ausblieb.

So vergingen zwei Jahre, in welchen die Prinzessin zwei Kinder bekam: eine Tochter, welche Aurora hieß, und einen Sohn, den man Tag nannte, weil er noch

ſchoner war, als ſeine Schweſter. Die Königin ſuchte mehrmals den Prinzen auszuforſchen, er wagte ihr aber ſein Geheimniß nicht anzuvertrauen, denn ſie gehörte einer Rieſenfamilie an und der König hatte ſie bloß wegen ihres großen Vermögens geheirathet. Man flüſterte ſich ſogar am Hof in die Ohren, daß ſie nicht frei von der Neigung der Rieſen und Menſchenfreſſer ſey und oft großes Gelüſte nach kleinen Kindern habe. Deßwegen furchtete ſich der Prinz, ihr ſein Geheimniß zu entdecken. Nachdem aber nach zwei Jahren ſein Vater ſtarb und er den Thron beſtieg, machte er ſeine Vermählung öffentlich bekannt und

holte seine Gemahlin mit großer Pracht in die Hauptstadt ab.

Bald darauf mußte der König mit dem Kaiser von Archipampam Krieg führen. Er übergab die Regentschaft des Reichs seiner Mutter und empfahl ihr seine Frau und Kinder. Sobald er in den Krieg gezogen war, begab sich die Königin Mutter mit ihrer Schwiegertochter und ihren Enkeln in ein altes Waldschloß, um dort ihrem entsetzlichen Gelüste heimlich Genüge zu leisten. Sie sagte demnach eines Abends zu ihrem Haushofmeister: „Morgen zum Mittagessen will ich die kleine Aurora speisen.“ — „Ach, du lieber Herr und Heiland!“ stotterte der Haushofmeister in der Angst seines Herzens.

„Hast du gehört, was ich sagte?“ fuhr ihn die Königin im Ton einer Riesin an, der es nach Menschenfleisch gelüstet; „und ich will sie in einer braunen Sauce speisen.“ — Als der arme Mann sah, daß sich mit einer Menschenfresserin nicht spaßen lasse, nahm er sein großes Messer zur Hand und ging in das Zimmer der kleinen Aurora, die ihm schmeichelnd entgegen kam und ihn um Bonbon bat. Da fing der gute Mensch an zu weinen, das Messer fiel ihm aus der Hand; er begab sich in den Stall, schlachtete ein junges Lamm,

richtete es mit einer köstlichen Sauce zu und setzte dieses Gericht seiner Gebieterin vor, welche ihn versicherte, daß sie in ihrem Leben nichts Besseres gegessen habe. Die kleine Aurora hatte er seiner Frau gebracht, um sie in dem Hintergebäude, worin er wohnte, zu verbergen.

Acht Tage darauf sprach die böse Königin abermals zu ihrem Haushofmeister: „Heute will ich den kleinen Tag zum Nachtessen speisen.“ Er machte keine Einwendung dagegen, da er sie wieder täuschen wollte, sondern verbarg den dreijährigen Prinzen ebenfalls in seinem Hause und setzte der Riesin eine junge Ziege vor, die ihr trefflich schmeckte.

Das hatte sich bis jetzt ganz gut gemacht; als aber eines Abends die garstige Menschenfresserin zu ihrem Haushofmeister sagte: „Ich will die Königin in der nämlichen Sauce speisen, wie ihre Kinder!“ so verzweifelte der arme Mann, sie diesmal wieder täuschen zu können. Die Königin war, ohne ihren hundertjährigen Schlaf zu rechnen, mehr als zwanzig Jahre alt und ihre Haut etwas hart, so daß er kein Thier an ihrer Stelle finden zu können glaubte. Er entschloß sich demnach, ihr die Gurgel abzuschneiden, nahm allen seinen Muth zusammen, trat

mit dem Messer in das Zimmer und eröffnete ihr, welchen Befehl er empfangen habe. Sie streckte ihm selbst den Hals dar und sagte: „Nur zu, dann komme ich wieder zu meinen lieben Kindern!“ denn sie glaubte ihre Kinder todt, seit man sie ihr genommen hatte. „Nein, nein!“ erwiderte der gute Mann innigst gerührt, „Sie sollen nicht sterben, sondern Ihre Kinder wiedersehen; ich habe sie bei mir versteckt und will auch diesmal die Königin täuschen, indem ich ihr, statt Ihrer, ein junges Reh zu essen gebe.“ Er führte sie alsbald zu ihren Kindern und brachte der Königin zum Nachtessen ein Reh, das sie mit dem nämlichen Appetit verzehrte, als wenn es ihre Schwiegertochter gewesen wäre. Dem König wollte sie bei seiner Rücklunft sagen: der Wehrwolf habe die Königin mit ihren beiden Kindern gefressen.

Als sie eines Tages in den Höfen des Schlosses herumschlich, um nach Menschenfleisch zu schnüffeln, hörte sie in einem Hinterstübchen den kleinen Tag weinen, dem seine Mutter die Ruthe geben wollte, weil er unartig gewesen war. Sie vernahm zugleich, wie die kleine Aurora die Königin bat, ihrem Bruder zu verzeihen. Als die Riesin die Stimme der Königin und ihrer Kinder erkannte, wurde sie ganz wuthend darüber, daß man sie getäuscht

hatte, und befahl am andern Morgen, eine große Kufe in den Hof zu setzen, welche sie mit Kröten, Ottern und Schlangen füllen ließ. Hierauf wurden die Königin, ihre Kinder, der Haushofmeister, seine Frau und Magd mit gebundenen Händen herbeigeführt, um in die Kufe geworfen zu werden. Die Henker machten sich bereits zu dem Werke fertig, als plötzlich der König in den Hof einritt und ganz erstaunt fragte, was dieses furchtbare Schauspiel zu bedeuten habe. Alle verstummten, und die Menschenfresserin stürzte sich in ihrer Wuth kopfunter

selbst in die Kufe, wo sie alsbald von dem kriechenden Gewurme verzehrt ward. Der König bedauerte sie nur darum, weil sie seine leibliche Mutter war.

Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhacker und eine Holzhackerin, die hatten sieben Kinder, lauter Knaben. Der Aelteste war zehn Jahr alt, und der Jüngste sieben. Der Holzhacker und seine Frau waren sehr arm, und ihre sieben Kinder machten ihnen viele Nahrungssorgen, weil noch keines von ihnen sein Brod verdienen konnte. Der kleinste Knabe war schwächlich und schweigsam, und weil er wenig sprach, so hielten ihn seine Eltern für dumm; er hatte aber mehr Verstand, als sein Vater und seine Mutter und seine sechs Brüder zusammen. Er war sehr klein, und als er

auf die Welt kam nicht größer als eines Daumens lang, weßwegen man ihn den kleinen Däumling hieß. Der arme Däumling war der Sündenbock des Hauses, und was er that, war nicht recht. Er war aber gescheit genug, und wenn er wenig sprach, so hörte er desto mehr.

Nun kam ein Mißjahr, und die Noth war so groß, daß diese armen Leute beschlossen, sich ihrer Kinder zu entledigen. Eines Abends, als die Kinder im Bette waren und der Holzhacker mit seiner Frau am Herde saß, sprach er zu ihr, und es gab ihm einen Stich in's Herz: „Du

siehst wohl ein, daß wir unsere Kinder nimmer ernähren können, und ich will sie nicht vor meinen leiblichen Augen Hungers sterben sehen; darum will ich sie morgen in den Wald führen, daß sie sich darin verirren. Während sie Holzbüschel zusammenbinden, machen wir uns heimlich davon." — „Ach, du lieber Heiland!" sagte die Frau des Holzhackers, „du wirst doch nicht dein eigen Fleisch und Blut in die Wüste treiben wollen!" Umsonst stellte ihr der Mann ihre große Armuth vor, ihr Muttergefühl ließ ihr den schrecklichen Gedanken nicht zu. Als sie aber in Betrachtung zog, welcher Schmerz es für sie seyn würde, ihre Kinder vor ihren Augen Hungers sterben zu sehen, willigte sie endlich darein und ging weinend zu Bette.

Der kleine Däumling hatte Alles gehört, was sie mit einander gesprochen hatten, denn er war sachte aus dem Bett gekrochen und hatte sich unter seines Vaters Stuhl versteckt. Nun war er wieder auf sein Lager geschlichen und dachte die ganze Nacht darüber nach, was jetzt zu thun sey. Morgens in aller Frühe stand er auf, ging an den Bach und füllte seine Taschen mit kleinen weißen Kieselsteinen. Nun ging es in den Wald; aber der kleine Däumling sagte seinen Brüdern nichts von dem, was er wußte. Der Wald war sehr dicht und

finſter, ſo daß man auf zehn Schritte einander nicht ſah. Der Holzhacker fällte Bäume, während ſeine Kinder das Reiſig in Büſchel banden. Als ſie ſo arbeiteten, ſchlichen ſich Vater und Mutter heimlich davon und gingen auf Abwegen nach Hauſe. Als die Kinder ſich allein ſahen, heulten und ſchrien ſie aus vollem Halſe. Der kleine Däumling aber lachte im Stillen, denn er wußte das Haus wohl wieder zu finden, weil er je und je unterwegs die kleinen Kieſelſteine ausgeſtreut hatte, die in

seinen Taschen waren. Darum sprach er zu seinen Brüdern: „Seyd nur ruhig, Vater und Mutter haben uns zwar hier zurückgelassen, aber ich will euch schon wieder nach Hause führen.“ Sie folgten ihm, und er führte sie heim. Sie hatten nicht das Herz, in das Haus zu gehen, sondern horchten an der Thüre.

Als der Holzhacker und seine Frau nach Hause gekommen waren, schickte ihnen der Edelmann des Orts zehn Thaler, die er ihnen schon von lange her schuldig war und welche sie in ihrem Leben nie mehr zu bekommen gehofft hatten. Das gab ihnen neues Leben, denn diese armen Leute starben fast vor Hunger und Kummer. Sogleich schickte der Holzhacker seine Frau zu dem Schlächter. Weil sie so heißhungrig waren, kochte sie dreimal so viel Fleisch, als man für zwei Personen braucht. Nachdem sie sich gesättigt hatten, sprach die Frau des Holzhackers: „Ach, wo werden jetzt unsere armen Kinder seyn? Wenn sie nur das Essen hätten, das wir übrig gelassen haben! Ach, du Rabenvater! du hast deine Kinder in's Verderben gestürzt; ich habe dir ja vorhergesagt, daß wir es bereuen würden. Was machen jetzt die armen Würmchen in dem finstern Wald? Ach, du mein Gott, vielleicht sind sie schon von den Wölfen zerrissen und gefressen worden!

Du Rabenvater, du! du bist der Henker deiner eigenen Kinder!"

Der Holzhacker wurde endlich böse, weil sie nicht aufhörte, ihm Vorwürfe zu machen, und zuletzt drohte er ihr mit Prügeln. Die gute Frau aber hörte nicht auf zu weinen und rief einmal über das andere aus: „Ach, du lieber Gott, wo sind jetzt meine Kinder, die armen Würmchen?" Als die Kinder vor der Thüre diese Worte vernahmen, schrien sie allzumal: „Da sind wir! da sind wir!" Die Mutter sprang ihnen entgegen, umarmte sie und sagte: „Ach, Gott Lob und Dank, daß ihr wieder da seyd! Ihr werdet müde seyn und Hunger haben. Und du, Peter, bist ja ganz beschmutzt; komm' her, ich will dich rein machen." Dieser Peter war ihr ältester Sohn und ihr Liebling, weil er rothe Haare hatte, wie sie selbst. Sie setzten sich an den Tisch, aßen mit großem Appetit und erzählten, wie es ihnen im Wald so angst gewesen. Die guten armen Leute waren sehr vergnügt, ihre Kinder wieder bei sich zu sehen, und diese Freude dauerte so lange, als der letzte Heller von den zehn Thalern. Als aber alles Geld auf war, fielen sie in das nämliche Elend zurück, und beschlossen abermals, sich ihrer Kinder zu entledigen. Damit es aber ja nicht fehle,

wollten sie sie noch viel tiefer in den Wald führen, als das erste Mal. Sie konnten aber die Sache nicht so heimlich besprechen, daß es der kleine Däumling nicht gemerkt hätte. Er dachte sich diesmal, wie früher, aus der Schlinge zu ziehen; aber obgleich er frühe aufgestanden war, um am Bache kleine Kieselsteine zu sammeln, so konnte er doch nicht aus dem Hause kommen, denn die Thüre war verschlossen. Jetzt wußte er nicht, wie er sich helfen sollte. Als jedoch die Mutter jedem Kind ein Stück Brod zum Frühstück gab, so fiel ihm ein, daß er sich desselben statt der Kieselsteine bedienen könnte, indem er es in Krümmchen auf den Weg streute. Zu diesem Behuf steckte er das Brod in die Tasche. Vater und Mutter führten die Kinder in den dicksten und finstersten Theil des Waldes, und als sie dort waren, machten sie sich auf Seitenwegen davon und ließen die armen Kinder in der Wildniß zurück. Der kleine Däumling machte sich wenig daraus, denn er glaubte, mittelst der ausgestreuten Brodkrümmchen den Rückweg leicht wieder zu finden; aber leider waren sie alle von den Vögeln gefressen worden, und er fand kein einziges mehr. Jetzt waren die Kinder sehr betrübt, denn sie verirrten sich immer mehr in dem finstern Walde. Es wurde Nacht, der Wind wehte schauerlich

durch die Wipfel der Bäume, und es wurde ihnen angſt und bange. Von allen Seiten vernahmen ſie das Geheul der Wölfe und fürchteten jeden Augenblick von ihnen gefreſſen zu werden. Dazu kam noch ein Platzregen, der ſie bis auf die Haut durchnäßte; alle Augenblicke rutſchten ſie aus und fielen in den Koth. Der kleine Däumling ſtieg auf einen Baum, um von deſſen Höhe die Gegend auszuſpähen. Nachdem er den Kopf nach allen Seiten gedreht hatte, gewahrte er den fernen Schein eines Lichts. Er ſtieg vom Baum, und als er unten war, ſah er nichts mehr, worüber er ſehr betrübt wurde. Inzwiſchen ging er doch mit ſeinen Brüdern in der Richtung fort, in welcher er das Licht geſehen hatte; ſie kamen aus dem Walde und gelangten an ein Haus, aus welchem ein Licht ſchimmerte. Sie klopften ſchüchtern an; da kam ein gutes Weib, öffnete ihnen und fragte nach ihrem Begehren. Der kleine Däumling antwortete ihr: „Wir ſind arme Kinder, die ſich im Walde verirrt haben, und bitten um Gotteswillen um ein Nachtlager.“ Als dieſes gute Weib die ſieben armen Kinder ſah, fing ſie an zu weinen und ſagte: „Ach, du lieber Gott, wie dauert ihr mich, daß ihr hieher gekommen ſeyd! Dies iſt das Haus eines Rieſen und Menſchenfreſſers.“

„Ach," erwiderte ihr der kleine Däumling, der am ganzen Leibe zitterte, „was sollen wir nun anfangen? Wenn wir im Walde bleiben, so fressen uns die Wölfe, das ist gewiß, und der Herr Riese verschont uns vielleicht, wenn Ihr ihn darum bitten helft."

Die Frau des Riesen glaubte sie bis am folgenden Morgen verstecken zu können, und ließ sie in das Haus treten. Sie wärmten sich an einem großen Feuer, an dem ein ganzes Lamm zum Nachtessen des Riesen gebraten wurde. Kaum hatten sie sich ein wenig gewärmt, so vernahmen sie drei mächtige Schläge an die Thüre: es war der Riese, der heimkam. Schnell versteckte sie seine Frau unter das Bett und öffnete die Thüre. Der Riese fragte mit rauher Stimme: „Ist das Nachtessen fertig, und hast du Wein heraufgeholt?" Hierauf setzte er sich an den Tisch und fraß das ganze Lamm auf, das noch halb blutig war: denn so liebte er es. Jetzt schnupperte er nach allen Seiten und sprach: „Ich rieche Menschenfleisch." — „Ach," erwiderte ihm das gute Weib, „du wirst das Kalb riechen, das ich frisch abgezogen habe." — „Ich rieche Menschenfleisch!" wiederholte der Riese und warf einen grimmigen Blick auf seine Frau. Hierauf erhob er sich vom Tisch und ging gerade auf das Bett

zu. „Ha," ſagte er, „du Lügenmaul, du! wenn du kein ſo altes Leder wäreſt, ſo würde ich dich ſelbſt auffreſſen! Das iſt aber ein Wildpret, das mir gerade recht kommt: denn ich habe drei Rieſen zum Eſſen geladen." Mit dieſen Worten zog er die Kinder, eines nach dem andern, unter dem Bette hervor. Sie warfen ſich ihm zu Füßen und baten um ihr Leben, aber ſie hatten mit einem der grauſamſten Rieſen zu ſchaffen, der ſie bereits mit den Augen verſchlang. Er ſagte ganz kalt zu ſeiner Frau.

daß er sie in einer sauren Brühe zubereitet wünsche, nahm ein großes Messer zur Hand, und fing an, es zu wetzen. Als er nun einen der Knaben faßte, sagte seine Frau zu ihm: „Was willst du sie den Abend noch abthun? Morgen frühe ist es auch noch Zeit." — „Schweige, Weib!" versetzte der Riese, „sie werden um so mürber seyn." — „Aber du hast ja noch so viel Fleisch: ein Kalb, zwei Schöpse und ein halbes Schwein." — „Da hast du Recht, gib ihnen ein gutes Nachtessen, daß sie nicht mager werden, und bringe sie zu Bette."

Hierüber freute sich das gute Weib, und gab ihnen vollauf zu essen; aber es wollte ihnen nicht schmecken, denn sie zitterten vor Furcht. Der Riese setzte sich wieder an den Tisch und fuhr fort zu trinken. In der Freude seines Herzens trank er ein Dutzend Flaschen mehr als gewöhnlich, wovon er etwas berauscht wurde und sich in's Bett legte.

Der Riese hatte sieben Töchter, die noch Kinder waren. Sie waren garstig von Gesicht, hatten große Mäuler und scharfe Zähne, und fraßen Menschenfleisch wie ihr Vater. Sie versprachen in seine Fußstapfen zu treten: denn wenn sie ein kleines Kind erwischen konnten, saugten sie ihm das Blut aus. Sie lagen alle sieben in

einem großen Bett, und jede hatte eine goldene Krone auf dem Kopf; in demſelben Zimmer war noch ein anderes Bett von gleicher Größe, in welches die Frau des Rieſen den kleinen Däumling und ſeine ſechs Brüder gelegt hatte. Um Mitternacht ſtand der kleine Däumling, der ſich Alles wohl gemerkt hatte, leiſe von ſeinem Lager auf, ſchlich ſich an das Bett der ſieben Mädchen, nahm ihnen ihre Kronen ab und ſetzte ihnen dafür die Mützen ſeiner

Brüder auf. Die Kronen aber ſetzte er auf die Köpfe ſeiner Brüder und den ſeinigen, damit der Rieſe ſie für

seine Töchter und seine Töchter für sie halten sollte, wenn es ihn etwa in der Nacht reuen möchte, sie am Leben gelassen zu haben.

So geschah es auch; nach Mitternacht stand der Riese auf, nahm sein großes Messer zur Hand und kam in das Zimmer. Er tappte im Finstern an das Bett, in welchem die sieben Knaben lagen. Sie schliefen Alle, außer dem kleinen Däumling, der große Angst hatte, als er die Hand des Riesen an seinem Kopfe fühlte. Der Riese, als er an die goldnen Kronen griff, murmelte in den Bart: „Da hätte ich beinahe saubere Arbeit gemacht, ich merke wohl, daß ich gestern Abend etwas zu viel getrunken habe.“ Hierauf ging er an das Bett der sieben Mädchen, befühlte sie, und sagte: „Ja, da sind sie, sie haben ihre Mützen auf.“ Mit diesen Worten schnitt er seinen sieben Töchtern die Gurgel ab und legte sich wieder in's Bett. Als ihn der kleine Däumling schnarchen hörte, weckte er seine Brüder und befahl ihnen, sich anzukleiden und ihm zu folgen. Sie stiegen durch ein Fenster in den Garten und sprangen über die Mauer. Dann rannten sie die ganze Nacht durch fort, voll Furcht und ohne zu wissen wohin.

Nachdem der Riese aufgewacht war, sagte er zu seiner

Frau: „Gehe in die Kammer hinauf und richte mir die Burschen zu.“

Die gute Frau, welche glaubte, daß sie die Knaben ankleiden solle, war sehr erstaunt, als sie das Zimmer betrat und ihre sieben Töchter im Blute schwimmen sah. Sie sank sogleich in Ohnmacht. Der Riese, dem sie zu lange ausblieb, kam auch hinauf. Er war sehr erschrocken bei dem schauerlichen Anblick und rief wutbend: „Das sollen nur die kleinen Schufte mit ihrem Leben bezahlen!“ Hierauf goß er seiner Frau einen großen Topf mit Wasser ins Gesicht, wodurch sie wieder zu sich kam. „Gesch wind, Weib,“ schrie er sie an, „meine Siebenmeilenstiefel her!“ Er lief wie wutbend links und rechts, bis er endlich auf den Weg kam, den die armen Kinder eingeschlagen hatten. Sie waren nur noch hundert Schritte von dem Hause ihrer Eltern entfernt, als sie den Riesen erblickten, der mit seinen Siebenmeilenstiefeln über Berg und Thal einherschritt. Der kleine Däumling versteckte sich mit seinen Brüdern in der Höhlung eines Felsen und beobachtete von dort heimlich den Riesen. Der Riese, der von dem langen Wege ganz ermüdet war (denn die Siebenmeilenstiefel sind sehr schwer), wollte ausruhen, und zufällig setzte er sich auf dem Felsen nieder, in dessen

Höhlung die sieben Kinder verborgen waren. Bald verfiel er in tiefen Schlaf und fing so erschrecklich an zu schnarchen, daß der Felsen davon erbebte. Der kleine Däumling sagte zu seinen Brüdern, die große Angst hatten: „Macht euch fort, während er schläft, und flieht in unsers Vaters Haus!“ Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Der kleine Däumling trat leise zu dem Riesen, zog ihm sachte seine Siebenmeilenstiefel aus und schlüpfte selbst hinein.

Da diese Stiefel verzaubert waren, paßten sie an Jedermanns Fuß und wurden nach Umständen größer oder

kleiner. Nachdem er wenige Schritte gemacht hatte, ſtand er vor dem Hauſe des Rieſen, wo er die gute Rieſin fand, welche um ihre ſieben Töchter weinte. „Euer Mann," ſagte der kleine Däumling zu ihr, „iſt in großer Gefahr, denn die Räuber haben ihn gefangen und bedrohen ihn mit dem Tode, wenn er ihnen nicht all' ſein Gold und Silber gibt. Als ſie ihm eben den Dolch an die Bruſt hielten, hat er mich hieher geſchickt, Euch ſolches zu berichten. Da die Sache Eile hatte, gab er mir ſeine Siebenmeilenſtiefel, was Euch zugleich ein Wahrzeichen ſeyn ſoll, daß ich der rechte Bote bin." Das gute Weib war ſehr beſtürzt, und gab ihm ſogleich alles Gold und Silber, das ſie hatte, da der Rieſe, obwohl er Menſchenfleiſch fraß, doch ſonſt ein ganz guter Mann war. Als der kleine Däumling, mit allen Schätzen des Rieſen beladen, in ſein Haus zurückkam, wurde er von ſeinen Eltern mit großem Jubel empfangen.

Der König hörte von dieſer wunderbaren Geſchichte und ließ den kleinen Däumling an ſeinen Hof kommen: denn er wünſchte Nachrichten von ſeiner Armee zu haben, welche zweitauſend Meilen von ſeiner Hauptſtadt im Felde lag. Der kleine Däumling ſpazierte nach dem Mittageſſen ab, und war wieder zurück ehe es Abend wurde. Er

überbrachte die erwünſchte Nachricht von einem großen Siege, welchen die Armee des Königs erfochten hatte. Zur Belohnung dafür wurde er mit ſeiner ganzen Familie in den Adelſtand erhoben, und der alte Holzhacker mit Weib und Kind lebte fortan herrlich und in Freuden.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal auf einem Dorf ein kleines Mädchen, das ſchönſte Kind, das man nur ſehen konnte. Seine Mutter war ganz in es vernarrt, und ſeine Großmutter noch viel mehr. Dieſe gute Alte ließ ihm ein kleines rothes Käppchen machen, das ihm ſo wohl ſtand, daß man es im ganzen Dorfe nur das Rothkäppchen nannte.

Eines Tages backte ſeine Mutter Kuchen, und ſprach

zu Rothkäppchen: „Seh' einmal, was deine Großmutter macht; man hat mir gesagt, sie sey krank. Geh' und bringe ihr diesen Kuchen und dieses Töpfchen mit Butter.“ Rothkäppchen machte sich gleich auf den Weg zu seiner Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Als es durch den Wald ging, begegnete es Isegrim, dem Wolf, der große Lust hatte, es zu fressen; aber er wagte es nicht, weil er die Holzhacker fürchtete, die im Walde waren. Meister Isegrim fragte es, wohin es gehe. Das gute Kind, das seine Tücke nicht kannte, antwortete ihm: „Ich gehe zu meiner Großmutter und bringe ihr einen Kuchen und ein Töpfchen mit Butter; meine Mutter schickt es ihr.“ — „Wohnt deine Großmutter weit von hier?“ fragte der Wolf. — „Weit, weit!“ erwiderte Rothkäppchen; „weiter als die Mühle, die du da unten siehst, im nächsten Dorf im ersten Hause.“ — „Ei,“ sagte der Wolf, „ich will auch zu deiner Großmutter; geh' du links und ich will rechts gehen, dann wollen wir sehen, wer am ersten dort ist.“

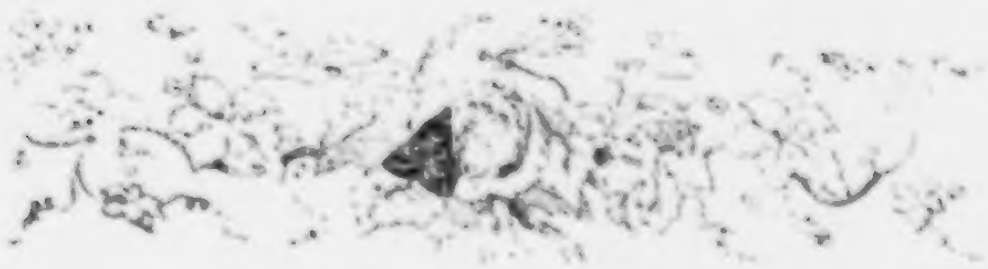
Der Wolf sprang aus Leibeskräften auf dem kürzesten Wege fort, während Rothkäppchen den längern Weg ging und unterwegs Haselnüsse suchte, nach Schmetterlingen jagte und Blümchen pflückte. Der Wolf war bald in der

Großmutter Hauſe. Er klopfte an die Thüre: Puff! puff! — „Wer iſt da?“ — „Ich bin's: Rothkäppchen, dein Enkelein,“ antwortete der Wolf mit verſtellter Stimme; „Mutter ſchickt dir Kuchen und ein Töpfchen Butter.“ Die gute Großmutter, die in ihrem Bette lag, weil ſie krank war, rief: „Schiebe den Riegel, die Thüre wird aufgehen.“ Der Wolf ſchob den Riegel und die Thüre ging auf. Der böſe Iſegrim warf ſich auf die gute Großmutter und fraß ſie auf ehe man die Hand umkehrt: denn er hatte ſeit drei Tagen nichts gefreſſen. Dann ſchloß er die Thüre wieder und legte ſich in der Großmutter Bett.

Nach einer Weile kam Rothkäppchen und klopfte an die Thüre: Puff! puff! — „Wer iſt da?“ — „Ich bin's: Rothkäppchen, dein Enkelein; Mutter ſchickt dir Kuchen und ein Töpfchen Butter.“ — „Schiebe den Riegel, die Thüre wird aufgehen.“

Rothkäppchen ſchob den Riegel und die Thüre ging auf. Meiſter Iſegrim verſteckte ſich unter der Decke und ſagte: „Stelle den Kuchen und das Töpfchen mit Butter auf den Tiſch und lege dich zu mir in's Bett.“ Rothkäppchen zog ſich aus und legte ſich zu dem Wolf in's Bett. —

„Ach, Großmutter," sagte es, „was hast du für große Arme!" — „Daß ich dich damit umarmen kann, mein Enkelein." — „Ach, Großmutter, was hast du für lange Beine!" — „Daß ich besser laufen kann, mein Enkelein." — „Ach, Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich besser hören kann, mein Enkelein." — „Ach, Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich besser sehen kann, mein Enkelein." — „Ach, Großmutter, was hast du für große Zähne!" — „Daß ich dich fressen kann." — Und der böse Wolf packte Rothkäppchen und fraß es auf.



Die Wittwe und ihre beiden Töchter.

Es war einmal eine Wittwe, schlecht und recht, die hatte zwei schöne Töchter; die ältere hieß Schneeweiß und die jüngere Rosenroth. Als eines Tages die gute Wittwe vor ihrer Thüre saß und spann, kam ein altes Weib mühsam an seinem Stabe daher geschritten. „Ihr werdet wohl müde seyn," sagte die Wittwe zu der Alten; „setzt Euch ein wenig und ruht aus." Zugleich befahl sie ihren

Töchtern, der alten Frau einen Stuhl zu bringen. Sie ſtanden Beide auf, aber Roſenroth beeilte ſich mehr, als ihre Schweſter, und brachte den Stuhl. „Wollt Ihr nicht einen Schluck trinken?“ fragte die gute Frau weiter. — „Recht gerne!“ erwiderte die Alte, „und ich könnte wohl auch einen Biſſen eſſen, wenn Ihr etwas für mich hattet.“ — „Was ich vermag, ſollt Ihr haben,“ ſagte die gute Wittwe; „weil ich aber arm bin, ſo wird nicht viel da ſeyn.“ Sie befahl nun ihren Töchtern, die Alte,

die sich an den Tisch gesetzt hatte, zu bedienen. Der Aeltern gebot sie, von dem Pflaumenbaum, den sie selbst gepflanzt hatte, etliche Pflaumen zu pflücken. Schneeweiß gehorchte nur mit Widerwillen und murmelte zwischen den Zähnen: „Habe ich denn für meinen Pflaumenbaum so viele Sorge getragen, daß diese alte Schleckerin sie aufessen soll?“ Sie wagte jedoch nicht, ihr etliche Pflaumen zu verweigern, gab sie aber mit sichtlichem Widerwillen her. „Und du, Rosenroth!“ sprach die gute Wittwe zu der zweiten Tochter, „du hast kein Obst für dieses gute Weib, denn deine Trauben sind noch nicht reif.“ — „Das ist wahr,“ erwiderte Rosenroth, „aber ich höre eben meine Henne gackern: sie hat ein Ei, und wenn diese gute Frau es warm zu sich nehmen will, so biete ich es ihr von ganzem Herzen an.“ Sie lief fort, ohne die Antwort der Alten abzuwarten, und brachte ihr Ei; aber in demselben Augenblick, wo sie es ihr darbot, verschwand das alte Weib, und an ihrer Stelle erblickte man eine schöne Frau, die zu der Wittwe sagte: „Ich will Eure beiden Töchter je nach ihrer Würdigkeit belohnen: die ältere soll eine Königin und die zweite eine Meierin werden.“ Mit diesen Worten schwang sie ihren Zauberstab, die Hütte verschwand, und an ihrer Stelle erblickte man ein

ſchönes Meierhaus. „Hier iſt dein Antheil,“ ſprach die Fee zu Roſenroth; „ich weiß, daß ich Jeder von euch gebe, was ſie am meiſten liebt.“ Hierauf entfernte ſich die Fee und ließ Mutter und Töchter ſehr erſtaunt zurück.

Sie gingen in das Meierhaus und waren erfreut über die Reinlichkeit der Geräthſchaften. Die Stühle waren nur von Holz, aber ſo blank, daß man ſich darin ſpiegeln konnte, und die Betten waren von ſchneeweißer Leinwand. In den Ställen ſtanden vierzig Schafe, vier Ochſen und vier Kühe, und in dem Hofe lief Geflügel aller Art herum. Hinter dem Hauſe war ein ſchöner Garten, mit Blumen, Obſt und Gemüſe. Schneeweiß ſah ohne Eiferſucht das Geſchenk, welches die Fee ihrer Schweſter gemacht hatte, und dachte mit Entzücken daran, daß ſie Königin werden würde. In dieſem Augenblick ertönten die Jagdhörner; Schneeweiß trat unter die Thüre des Hauſes, um die Jäger zu ſehen, und erſchien dem König ſo ſchön, daß er ſie zu heirathen beſchloß.

Nachdem Schneeweiß Königin geworden war, sagte sie zu ihrer Schwester Rosenroth: „Du sollst keine Bäuerin bleiben, komm' mit mir an den Hof, ich will dir einen großen Herrn zum Gemahl geben.“ Rosenroth erwiderte ihr: „Ich danke dir, meine Schwester; ich bin an das Landleben gewöhnt und will hier bleiben.“

Die Königin Schneeweiß reiste sehr vergnügt ab, und konnte vor Freude, daß sie nun Königin war, mehrere Nächte nicht schlafen. In den ersten Monaten war sie mit ihren schönen Kleidern, Bällen und Schauspielen so beschäftigt, daß sie an nichts anderes dachte. Bald aber gewöhnte sie sich an Alles das, und nichts machte ihr mehr Vergnügen, vielmehr mußte sie bittern Kummer erfahren. Die Hofdamen erwiesen ihr in's Angesicht die größte Ehrfurcht, aber hinter ihrem Rücken sagten sie, und das wußte die Königin: „Was doch diese Bauerndirne die große Dame spielt! Es ist doch recht gemein von dem König, daß er ein solches Weib genommen hat.“ Solche Reden kamen dem König auch zu Ohren und er nahm sie sich zu Herzen. Da er ohnedies Schneeweiß nicht mehr liebte, so hielt er mehrere Maitressen und kümmerte sich nichts mehr um die Königin. Der ganze Hof folgte dem Beispiel des Königs, und Schneeweiß

war sehr unglücklich, denn sie hatte nicht eine einzige Freundin, in deren Herz sie ihren Kummer ausschütten konnte. Sie sah, daß es am Hof Sitte war, seine Freunde aus Eigennutz zu verrathen, seinen Feinden in's Angesicht freundlich zu seyn und kein wahres Wort aus dem Munde zu bringen.

Die Königin bekam mehrere Kinder, und während dieser Zeit hielt sie ihr Leibarzt sehr kurz und erlaubte ihr keines ihrer Leibessen. Man that kein Salz in ihre Fleischbrühe und ließ sie nicht spazieren gehen, wenn sie wollte; kurz, vom Morgen bis zum Abend lebte man ihr in Allem zuwider. Ihren Kindern gab man Gouvernanten, welche sie ganz verkehrt erzogen, ohne daß sie ein Wort dagegen sagen durfte. Die arme Schneeweiß kümmerte sich ab und wurde so mager, daß Jedermann Mitleid mit ihr hatte. Sie hatte seit drei Jahren ihre Schwester nicht gesehen, weil sie sich einbildete, daß eine Person von ihrem Rang sich entehren würde, wenn sie eine Bäuerin besuchte; da sie aber jetzt von Kummer niedergedrückt war, beschloß sie, einige Tage auf dem Lande zuzubringen, um sich zu zerstreuen. Sie bat den König um Erlaubniß dazu, und er ertheilte sie mit Vergnügen, weil er ihrer gern auf einige Zeit los war.

Schneeweiß kam gegen Abend an dem Meierhofe ihrer Schweſter an, und ſchon von Weitem erblickte ſie einen Trupp Schäfer und Schäferinnen, die vor der Thüre des Hauſes tanzten und ſich luſtig machten. „Ach!“ ſagte die Königin ſeufzend, „was war das für eine ſchöne Zeit, wo ich eben ſo munter war, wie dieſe guten Leute, ohne daß Jemand etwas dagegen hatte!“

Roſenroth ſprang ihr entgegen, um ſie zu umarmen. Sie ſah ſo zufrieden aus und war ſo voll und rund, daß die Königin bei ihrem Anblick weinen mußte. Roſenroth hatte einen armen jungen Landmann geheirathet, der täglich daran dachte, daß er ihr ſein ganzes Glück zu danken habe, und ihr auf jede mögliche Weiſe ſeine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen ſuchte. Sie hatte nicht viele Dienſtboten, aber ſie war von Allen geliebt, weil ſie ſie gut behandelte. Alle ihre Nachbarn waren ihr gewogen, und Jeder beſtrebte ſich, ihr Beweiſe davon zu geben. Sie hatte zwar nicht viel Geld, aber ſie brauchte auch wenig: denn ihre Felder gaben ihr Frucht, Wein und Oel, ihre Heerden lieferten ihr Milch, wovon ſie Butter und Käſe machte. Sie ſpann die Wolle ihrer Schafe und machte daraus Kleider für ſich, ihren Mann und ihre Kinder. Sie waren geſund, arbeiteten den Tag über und vergnügten

sich am Abend auf allerlei Weise. „Ach!“ rief die Königin aus, „die Fee hat mir mit meiner Krone ein schlechtes Geschenk gemacht. Die Freude wohnt nicht in Palästen, sondern in der niedern Hütte.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erschien die Fee und sagte: „Als ich dich zur Königin machte, wollte ich dich nicht belohnen, sondern strafen, weil du mir deine Pflaumen mit Widerwillen gegeben hast. Um glücklich zu seyn, muß man, wie deine Schwester, nur das Nothige besitzen und nicht weiter verlangen.“ — „Ach!“ erwiderte Schneeweiß, „Sie haben sich jetzt genug gerächt: machen Sie meinem Unglück ein Ende.“ — „Es ist zu Ende!“ sagte die Fee. „Der König, der dich nimmer liebt, hat ein anderes Weib genommen, und morgen werden seine Hofbeamten kommen und dir in seinem Namen verbieten, in das Schloß zurückzukehren.“ — Es geschah, wie die Fee vorausgesagt hatte. Schneeweiß brachte ihr übriges Leben bei ihrer Schwester Rosenroth zu, war zufrieden und glücklich, und so oft sie an den Hof dachte, dankte sie in ihrem Herzen der Fee, daß sie sie in ihr Dorf zurückgebracht hatte.

Inhalt.

	Seite
Prinzeſſin Roſette	1
Tadichen	33
Die Schöne mit den goldenen Haaren	85
Die ſchöne Schläferin im Walde	113
Der kleine Däumling	129
Das Rothkäppchen	147
Die Wittwe und ihre beiden Töchter	153

Prinz Liebreich und Prinzessin Wunderschön.

Es war einmal ein König, der liebte eine schöne Prinzessin über Alles; aber sie konnte nicht heirathen, weil sie verzaubert war. Er ging daher zu einer Fee, um sie zu fragen, auf welche Weise er die Hand dieser Prinzessin erlangen könne. Die Fee sagte zu ihm: „Sie wissen ja, daß die Prinzessin einen großen Kater hat, den sie sehr liebt; wer nun geschickt genug ist, ihm auf den Schwanz zu treten, den muß sie heirathen.“ Der Prinz dachte: „Wenn es weiter nichts ist: damit will ich bald fertig seyn.“ Er nahm Abschied von der Fee und lief

schnurstraks in den Palast der Prinzessin, um dem Kater den Schwanz eher abzutreten, als ihn zu verfehlen. Murner kam ihm entgegen und machte nach seiner Gewohnheit einen tüchtigen Katzenbuckel. Der König hob den Fuß; als er ihn aber niedersetzte, hatte sich der Kater so schnell umgewendet, daß er auf den leeren Boden trat. Acht Tage lang gab er sich vergebliche Mühe, auf diesen Katzenschwanz zu treten, der von Queckſilber zu seyn schien und stets in Bewegung war. Endlich erwischte der König den Kater im Schlaf, und trat ihm aus Leibeskräften auf den Schwanz. Murner erwachte mit schrecklichem Miauen, nahm plötzlich die Gestalt eines großen Mannes an, betrachtete den König mit funkelnden Augen, und sprach:

„Du wirst die Prinzessin bekommen, denn du hast den Zauber gelöst; aber meiner Rache entgehst du nicht. Du wirst einen Sohn bekommen, der so lange unglücklich seyn wird, bis er einsieht, daß er eine zu lange Nase hat, und wenn du hievon irgend Jemand etwas sagst, so wirst du auf der Stelle des Todes seyn.“ Obgleich der König über den Anblick dieses großen Mannes, den er sogleich als einen Zauberer erkannte, sehr bestürzt war, so mußte er doch über diese Drohung lachen. Wenn mein Sohn eine zu lange Nase hat, dachte er, so muß er es sehen, wenn er anders Augen im Kopfe, oder fühlen, wenn er Arme am Leibe hat. Inzwischen war der Zauberer verschwunden. Der König ging zur Prinzessin, und sie gab ihre Einwilligung zur Heirath mit ihm.

Acht Monate darauf starb der König. Nach seinem Tode bekam die Königin einen Prinzen, den man Liebreich nannte. Er hatte die schönsten blauen Augen von der Welt und einen wohlgeformten Mund, aber seine Nase war so übermäßig groß, daß sie die Hälfte seines Gesichts bedeckte. Die Königin war untröstlich, als sie diese Riesennase erblickte, aber ihre Hofdamen versicherten sie, daß die Nase des Prinzen nicht so groß sey, als sie ihr scheine; es sey eine römische Nase, und aus der Geschichte wisse

man ja, daß alle große Könige und Helden große Nasen gehabt hätten. Die Königin, die eine Affenliebe für ihren Sohn hatte, ließ sich gerne überreden, und je öfter sie den Prinzen betrachtete, um so minder groß erschien ihr seine Nase. Der Prinz wurde mit Sorgfalt erzogen, und sobald er sprechen konnte, machte man sich lustig über die Personen, die kleine Nasen hatten, und erzählte allerlei lächerliche Geschichten von ihnen. Man ließ nur solche Leute in seine Nähe, welche Nasen hatten, die der seinigen in etwas nahe kamen, und die Hofleute zupften, um der Königin und dem Prinzen zu gefallen, täglich mehrmals an den Nasen ihrer Kinder, um sie länger zu machen;

aber gleichwohl erschienen sie immer noch als Zwergnasen neben der des Prinzen Liebreich.

Als der Prinz heranwuchs und zu Verstand kam, lehrte man ihn Geschichte, und so oft von irgend einem großen Fürsten oder einer schönen Prinzessin die Rede war, fügte man hinzu, daß sie eine lange Nase gehabt hätten. An allen Wänden seines Zimmers hingen Gemälde mit großen Nasen, und Prinz Liebreich gewöhnte sich so sehr daran, die Länge seiner Nase als eine Vollkommenheit zu betrachten, daß er nicht um eine Krone einen Strich davon weggegeben hätte. Als er zwanzig Jahr alt war, dachte man darauf, ihn zu verheirathen, und legte ihm deßhalb die Bildnisse mehrerer Prinzessinnen vor. Er war ganz bezaubert, als er das Bildniß der Prinzessin Wunderschön erblickte. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs und Erbin mehrerer Königreiche; aber Prinz Liebreich dachte an nichts, als an ihre Schönheit, obwohl diese Prinzessin, die er so reizend fand, eine kleine aufgestülpte Nase hatte, die ihr allerliebst zu ihrem Gesichte stand. Die Hofleute waren hierüber in äußerster Verlegenheit, weil es am Hofe zur Gewohnheit geworden war, über die kleinen Nasen zu spotten, und beim Anblick der Nase der Prinzessin entwischte ihnen bisweilen ein

Lachen; aber Prinz Liebreich verstand in diesem Punkt keinen Scherz, und jagte unerbittlich zwei Hofleute weg, welche über die Nase der Prinzessin Wunderschön gespottet hatten. Jetzt nahmen sich die Andern in Acht, und ein gewandter Hofmann bemerkte dem Prinzen, daß allerdings ein Mann nicht schön und liebenswürdig seyn könne, wenn er nicht eine große Nase habe; bei den Weibern aber sey es gerade das Gegentheil, und ein Weiser aus Griechenland, oder wenigstens ein Professor, der Griechisch verstehe, habe, wie er ihm erzählte, in einem alten griechischen Manuscript gelesen, daß die schöne Königin Cleopatra eine kleine aufgestülpte Nase gehabt hätte. Der Prinz beschenkte ihn reichlich für diese gute Nachricht, und ließ Gesandte abgehen, um die Prinzessin Wunderschön zur Gemahlin zu begehren. Man bewilligte sie ihm, und aus Sehnsucht, sie bälder zu sehen, fuhr er ihr drei Meilen weit entgegen; als er aber eben ihre Hand ergriff, um sie zu küssen, fuhr der alte Zauberer plötzlich aus den Wolken herab und schnappte sie ihm vor dem Maule weg.

Prinz Liebreich war hierüber untröstlich und that das Gelübde, nicht eher in sein Königreich zurückzukehren, bis er die Prinzessin Wunderschön gefunden hätte. Er nahm Niemand aus seinem Gefolge mit sich, bestieg sein gutes

Roß, warf ihm den Zügel auf den Hals und ließ es nach eigenem Gefallen seinen Weg nehmen. Das Roß schlug den Weg über ein großes Blachfeld ein, und der Prinz ritt den ganzen Tag fort, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen. Herr und Pferd waren sehr hungrig, als sie endlich spät am Abend an eine Höhle kamen, aus welcher ein Licht schimmerte. Prinz Liebreich ging hinein, und traf ein kleines altes Weib von mehr als hundert Jahren an. Sie setzte ihre Brille auf, um den Prinzen in Augenschein zu nehmen; aber sie konnte lange nicht damit zu Stande kommen, weil sie eine ganz winzige Nase hatte. Der Prinz und die Fee (denn es war eine Fee) brachen zumal in ein lautes Gelächter aus, als sie sich betrachteten, und riefen Beide zu gleicher Zeit aus: „O, über die spaßhafte Nase!“ — „Nicht so spaßhaft als die Ihrige,“ sagte Prinz Liebreich zu der Fee; „aber wir

wollen jetzt nicht an unsere Nasen denken, sondern haben Sie die Güte, mir etwas zu essen zu geben, denn ich und mein Pferd sind halb todt vor Hunger." — „Von Herzen gerne," erwiderte die Fee; „denn obgleich Sie eine höchst drollige Nase haben, so sind Sie doch der Sohn eines meiner besten Freunde. Ich habe den König, Ihren Vater, wie meinen Bruder geliebt, aber er hatte auch eine sehr wohlgeformte Nase." — „Und was fehlt denn der meinigen?" fragte Prinz Liebreich. „Ganz und gar nichts," antwortete die Fee lachend; „Sie könnten vielmehr noch davon abgeben, so reich ist sie ausgestattet; doch gleichviel, man kann ein braver Mann seyn, wenn man auch eine spannenlange Nase hat. Ich wiederhole Ihnen also, daß ich Ihres Vaters Freundin war; er ist vor Zeiten oft zu mir gekommen, aber damals war ich auch jung und schön, wenigstens hat er mir's tausendmal versichert. Ei! ich muß Ihnen doch erzählen, was wir mit einander sprachen, als er mich zum letzten Male besuchte." — „Mit Vergnügen will ich Ihnen zuhören," versetzte Prinz Liebreich, „wenn ich erst werde gegessen haben. Bedenken Sie doch gefälligst, daß ich den ganzen Tag nichts über den Mund gebracht habe." — „Der arme Junge," sagte die Fee, „er hat Recht, ich dachte nicht daran.

Ich will Ihnen also zu essen geben, und während Sie speisen, will ich Ihnen in zwei Worten meine Geschichte erzählen: denn ich liebe das geschwätzige Wesen nicht. Eine lange Zunge ist noch unerträglicher, als eine lange Nase, und ich erinnere mich, daß man mich in meiner Jugend bewunderte, weil ich sehr schweigsam war; man sagte es der Königin, meiner Mutter: denn, wie Sie mich hier vor sich sehen, bin ich die Tochter eines großen Königs. Mein Vater ....“ — „Ihr Vater,“ unterbrach sie der Prinz, „aß ohne Zweifel, wenn er Hunger hatte.“ — „Allerdings,“ erwiderte die Fee, „und Sie sollen auch gleich zu essen bekommen; ich wollte Ihnen bloß sagen, daß mein Vater ....“ — „Und ich will nichts hören, bis ich gegessen habe,“ sagte der Prinz, der anfing, zornig zu werden. Er faßte sich jedoch, denn er bedurfte der Hülfe der Fee, und fügte verbindlich hinzu: „Ich würde zwar über dem Vergnügen, Ihnen zuzuhören, Hunger und Durst vergessen, aber mein Pferd, das Sie nicht hört und versteht, bedarf einiger Nahrung.“ — Der alten Fee war dieses Compliment sehr schmeichelhaft; sie rief ihren Dienerinnen und sagte: „Sie sollen nicht länger auf Ihr Essen warten; Sie sind sehr höflich und trotz der Größe Ihrer Nase äußerst liebenswürdig.“ — „Was geht denn die alte

Here meine Nase an!" dachte der Prinz. „Sollte man nicht meinen, meine Mutter habe ihr von der ihrigen gestohlen, was daran fehlt? Wenn ich nicht so hungrig wäre, so ließe ich die alte Schwätzerin wo sie ist. Ist sie nicht gar so einfältig und meint, sie rede nicht viel? Man muß recht verblendet seyn, wenn man seine Fehler nicht einsieht; aber so geht es gebornen Prinzessinnen: die Schmeichler haben sie verdorben und ihr weisgemacht, sie rede nicht viel."

Inzwischen deckten die Dienerinnen den Tisch, wobei die alte Fee hundert Fragen an sie that, bloß um zu schwätzen. Eine der Dienerinnen fiel dem Prinzen besonders auf, weil sie ihre Gebieterin über ihre Schweigsamkeit auf's unverschämteste in's Gesicht lobte. „Potztausend!"

dachte er, „es ist doch auch gut, daß ich hieher gekommen bin: denn ich sehe an diesem Beispiel wie wohl ich daran gethan habe, den Schmeichlern kein Gehör zu schenken. Diese Speichellecker loben uns auf's unverschämteste, verbergen uns unsere Fehler und stellen sie als Vollkommenheiten dar; aber was mich betrifft, so werde ich mich nie von ihnen bethören lassen, denn, Gott sey Dank, ich kenne meine Fehler." Prinz Liebreich glaubte dies ganz ehrlich und dachte nicht daran, daß Diejenigen, welche seine Nase lobten, sich eben so gut über ihn lustig machten, als die Dienerin der Fee über ihre Gebieterin: denn der Prinz sah, daß sie sich von Zeit zu Zeit umwandte, um in's Fäustchen zu lachen.

Der Prinz ließ sich's trefflich schmecken, und als die Fee sah, daß er satt war, sagte sie zu ihm: „Prinz! wenden Sie sich ein wenig auf die Seite, wenn es gefällig ist: Ihre Nase wirft einen so großen Schatten auf meinen Teller, daß ich nicht sehe was darauf ist; aber, um auf Ihren Vater zu kommen: ich besuchte seinen Hof, als er noch ein kleiner Junge war; nun sind es freilich vierzig Jahre, daß ich in dieser Einsamkeit lebe. Sagen Sie mir doch, wie lebt man jetzt am Hofe? Sind die Damen noch solche Läuferinnen? Zu meiner Zeit liefen sie an einem

Tage auf den Ball, in's Schauspiel, auf die Promenade und in's Concert. Aber was Sie für eine lange Nase haben, ich kann mich nicht an ihren Anblick gewöhnen." — „So lassen Sie doch meine Nase in Ruhe!" sagte der Prinz ärgerlich: „sie ist nun wie sie eben ist, und was liegt Ihnen daran? Wenn nur ich damit zufrieden bin, und mir ist sie nicht zu lang: wer lang hat, läßt lang hängen." — „Werden Sie nur nicht böse, mein armer Prinz Liebreich!" erwiderte die Fee; „ich wollte Ihnen nicht wehe thun; ich bin vielmehr Ihre Freundin und wünsche Ihnen dienen zu können; aber ich kann nicht dafür, daß mir immer Ihre große Nase einfällt, ich will mir jedoch Mühe geben, nimmer davon zu reden und, wenn es möglich ist, sogar glauben, daß Sie eine Stumpfnase haben, obgleich, die Wahrheit zu sagen, Ihre Nase so viel Zeug enthält, daß man drei recht ordentliche Nasen daraus machen könnte."

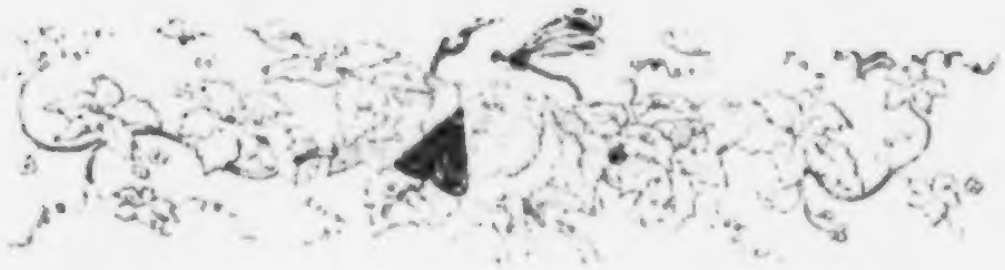
Prinz Liebreich, der nun satt war, ärgerte sich so sehr über diesen endlosen Tadel seiner Nase, daß er sein Roß bestieg und davon ritt. Er setzte seine Reise fort, und hielt unterwegs überall die Leute für Narren, weil Jedermann seine Nase auffiel. Weil man ihm aber von Jugend auf überall sagte, daß seine Nase schön sey,

ſo kam er doch nicht zur Erkenntniß ihrer übermäßigen Länge.

Die alte Fee, die ihm wider ſeinen Willen einen Dienſt leiſten wollte, kam auf den Gedanken, die Prinzeſſin Wunderſchön in einen Palaſt von Kryſtall einzuſchließen und dieſen Palaſt dem Prinzen in den Weg zu ſtellen. Prinz Liebreich war vor Entzücken außer ſich und gab ſich alle Mühe, den gläſernen Palaſt zu zertrümmern; alle ſeine Anſtrengungen waren aber vergeblich. Voll Verzweiflung wollte er ſich dem Palaſt nähern, um wenigſtens mit der Prinzeſſin zu ſprechen, die ihrerſeits ihre Hand an das Glas hielt. Er wollte dieſe Hand küſſen, aber wie er ſich auch wandte und drehte, ſo konnte er doch ſeinen Mund nicht an den Platz bringen, weil ihn ſeine lange Naſe daran hinderte. Jetzt, zum erſten Mal, fiel ihm ihre ungewöhnliche Länge auf; er drückte ſie mit der Hand auf die Seite und ſagte: „Ich muß doch geſtehen, daß meine Naſe zu lang iſt.“

In dieſem Augenblick fiel der gläſerne Palaſt zuſammen; die alte Fee erſchien mit der Prinzeſſin Wunderſchön an der Hand und ſagte zu dem Prinzen: „Geſtehen Sie nur, daß Sie mir vielen Dank ſchuldig ſind; wenn ich noch ſo lange von Ihrer Naſe geſprochen hätte, ſo würden

Sie ſich doch von ihrer Länge niemals überzeugt haben, wenn ſie nicht ein Hinderniß gegen ihr Verlangen geworden wäre. So verbirgt uns die Eigenliebe die Mißformen unſers Körpers und unſerer Seele. Die Vernunft bemüht ſich vergebens, ſie uns zu zeigen; wir ſehen ſie erſt in dem Augenblick ein, wo dieſe nämliche Eigenliebe unſern Wünſchen entgegen iſt.“ Prinz Liebreich, deſſen Naſe jetzt eine gewöhnliche geworden war, blieb dieſer Lehre eingedenk. Er heirathete die Prinzeſſin Wunderſchön und lebte viele Jahre mit ihr glücklich und vergnügt.



Der wohlthätige Frosch.

Es war einmal ein König, der seit langer Zeit mit seinen Nachbarn Krieg führte. Nachdem er mehrere Schlachten verloren hatte, belagerten die Feinde seine Hauptstadt. Es war ihm bange um die Königin, welche schwanger war, und er bat sie, sich in ein Schloß zurückzuziehen, das er befestigen lassen und nur einmal besucht hatte. Die Königin bat ihn mit Thränen, sie doch bei sich zu behalten, damit sie alle Gefahren mit ihm theilen könne, und jammerte laut, als sie doch den Wagen besteigen mußte, um abzureisen. Der König gab ihr Leibwächter mit, und versprach, sie bald zu besuchen; er that dies jedoch bloß, um sie zu trösten, denn das Schloß war weit entfernt, von einem großen Wald umgeben, und wenn

man den Weg nicht genau wußte, konnte man es nicht finden.

Die Königin war voll Besorgniß für ihren Gemahl, den sie in Kriegsgefahren zurückließ. Man machte nur kleine Tagreisen, damit sie eine so lange Reise nicht ermüde und krank mache; endlich langte sie im Schloß an und war voll Kummer und Unruhe. Nachdem sie ausgeruht hatte, wollte sie einen Spaziergang machen, um sich zu zerstreuen, fand aber nichts, was sie erfreuen konnte; sie warf ihre Augen nach allen Seiten, und fand

Alles umher wüste und leer. Da seufzte sie und sprach: „O welch trauriger Aufenthalt und wie anders als ich es von Jugend auf gewöhnt bin! Wenn ich lange hier verweilen muß, so sterbe ich. Wer soll mich hier trösten, und was habe ich dem König gethan, daß er mich an diesen Ort verwiesen hat?“

So jammerte sie fort und fort, und obgleich ihr der König alle Tage schrieb und gute Nachrichten von der Belagerung gab, so beruhigte sie sich doch nicht, und faßte den Entschluß, zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Da aber der König ihren Hofbeamten ausdrücklich verboten hatte, sie bälder zurückzubringen, als bis ein Befehl von ihm anlangen würde, so sagte sie nichts von ihrem Vorhaben, sondern ließ sich einen kleinen Wagen bauen, auf dem nur Platz für sie war und den sie nach ihrem Vorgeben zur Jagd brauchen wollte. Sie leitete die Pferde selbst und folgte den Hunden dicht auf den Füßen, so daß selbst die Jäger hinter ihr zurückblieben. Auf diese Weise war sie Herrin ihres Wagens und konnte fort wann sie wollte. Freilich wußte sie den Weg im Walde nicht, aber sie hoffte auf gut Glück und den Beistand des Himmels. Sie ließ nun eine große Jagd anstellen, die sich nach allen Seiten ausbreiten sollte, damit ihr kein wildes Thier

entgehe. Die junge Königin, die ihren Gemahl wieder zu sehen hoffte, hatte sich prächtig angekleidet und mit Edelsteinen geschmückt, so daß sie wie Diana auf ihrem Wagen saß.

Als nun Alles sich dem Vergnügen der Jagd hingab, ließ sie ihren Pferden die Zügel schießen und feuerte sie noch mit Stimme und Peitsche an. Sie setzten sich in Galopp, liefen immer geschwinder und nahmen endlich das Gebiß zwischen die Zähne. Jetzt flog der Wagen wie auf den Fittichen des Windes dahin, und die arme Königin bereute zu spät ihre Vermessenheit. „Ach, was habe ich gemacht?“ seufzte sie. „Was wird aus mir werden? Wenn das der König, mein Gemahl, wüßte! Er hat mich nur aus zärtlicher Fürsorge aus der Hauptstadt entfernt, und ich! .... Was wird aus dem Kindlein werden, das ich unter meinem Herzen trage!“ Die Luft erschallte von ihrem Jammergeschrei, sie rief Götter und Menschen zu Hulfe, aber vergebens. Der Wagen fiel endlich um, ihr Fuß blieb im Rade hängen, und sie wurde geschleift. So blieb sie leblos am Fuße eines Baumes auf dem Boden liegen; ihr ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt. Als sie nach langer Zeit die Augen wieder aufschlug, sah sie neben sich ein Weib von riesenmäßiger

Größe stehen, die bloß eine Löwenhaut um die Schultern geworfen hatte und deren Arme und Beine nackt waren. Ihre Haare waren mit einer getrockneten Schlangenhaut umwunden, so daß der Kopf der Schlange auf ihre Schultern herabfiel; sie führte eine steinerne Keule in der Faust und einen Köcher mit Pfeilen an der Seite.

Beim Anblick dieser ungewöhnlichen Gestalt glaubte die Königin, sie sey gestorben und erwache in der andern Welt wieder. Sie sagte ganz leise für sich: „Ich wundere mich jetzt nimmer, daß man so ungerne stirbt: denn was

man in der andern Welt erblickt, ist sehr entsetzlich.' Die Riesin, welche dies hörte, stieß ein Gelächter aus und erwiderte: „Fasse dich, du bist noch nicht gestorben aber dein Schicksal wird darum nicht minder traurig seyn. Ich bin die Löwenfee und wohne hier in der Nähe; du wirst von nun an dein Leben bei mir zubringen." Die Königin sah sie traurig an und sprach: „Frau Löwenfee, wenn Sie mich in mein Schloß zurückführen wollten, so würde Ihnen der König als Lösegeld geben was Sie nur verlangen: denn er liebt mich so zärtlich, daß er Ihnen selbst die Hälfte seines Königreichs nicht verweigern würde." — „Ich brauche sein Geld nicht," erwiderte die Löwenfee, „denn ich bin reich genug. Es langweilte mich seit einiger Zeit, immer allein zu seyn; du hast Verstand und wirst mich vielleicht zerstreuen." Hierauf nahm die Fee die Gestalt einer Löwin an, warf die Königin auf ihren Rücken und trug sie in ihre furchtbare Höhle. Nachdem sie dort die Königin mit ihrem Balsam eingerieben hatte, war sie auf der Stelle wieder frisch und gesund.

Aber welch ein Aufenthalt war dies für eine Königin! Zehntausend Stufen führten in die Höhle hinab, die im Mittelpunkt der Erde lag. Es befand sich ein großer See von Quecksilber darin, der mit vielgestalteten

Ungeheuern angefüllt war, vor denen weniger furchtsame Leute erschrecken konnten, als die Königin war. Einige trockene Wurzeln und wilde Kastanien waren Alles, was vorhanden war, den Hunger der Unglücklichen zu stillen, welche in die Hände der Löwenfee fielen.

Die Fee sagte der Königin, sie könne sich eine Hütte bauen, denn sie müsse ihr ganzes Leben hier zubringen. Als die Königin dieses hörte, fing sie an zu weinen und sagte: „Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mich hier behalten wollen? Bringen Sie mich lieber auf der Stelle um, als daß ich hier eines langsamen Todes sterbe: denn ich kann ohne meinen Gemahl nicht leben!“

Die Löwenfee verspottete ihren Schmerz und rieth ihr, statt zu weinen vielmehr darauf zu sinnen, wie sie ihre Gunst erwerbe, wo nicht, so werde es ihr schlimm ergehen. „Was muß ich denn thun, um Ihr Herz zu rühren?“ fragte die Königin. — „Ich esse für mein Leben gern Mückenpasteten,“ erwiderte die Fee: „siehe zu, wie du mir eine recht große und gute bereitest!“ — „Aber,“ wendete die Königin ein, „es gibt ja keine Mücken hier, und wenn es gäbe, so könnte man sie nicht fangen, weil es zu dunkel ist, und wenn ich sie auch gefangen hätte, so könnte ich doch keine Pastete machen, denn ich

habe nie kochen gelernt." — „Das ist mir Alles einerlei!" versetzte die unerbittliche Löwenfee; „ich will eben eine Mückenpastete haben."

Hierauf erwiderte die Königin nichts und bedachte, daß sie nichts zu fürchten habe als höchstens den Tod, der ihr in ihrer jetzigen Lage willkommen seyn müsse. Statt also nach Mücken zu suchen, setzte sie sich unter einem Cibebenbaum nieder und fing bitterlich an zu weinen.

Als sie so weinte, hörte sie über sich das eintönige Geschrei eines Raben. Sie hob die Augen in die Höhe und erblickte in dem Halbdunkel, das am Ufer des Sees herrschte, einen großen Raben, der einen Frosch im Schnabel hatte, den er eben verspeisen wollte. „Armes Fröschlein!" sagte sie, „du bist so übel daran in deiner Art, als ich in der meinigen, und dich wenigstens kann ich retten."

Sie warf ein Stück Holz nach dem Raben, der in der Angst den Frosch fallen ließ. Nachdem der Frosch von dem Fall sich ein wenig erholt hatte, fing er an zu sprechen wie ein Mensch, und sagte: „Schöne Königin! Sie sind die einzige wohlgesinnte Person, die ich in diesem traurigen Aufenthalt angetroffen habe, seit die Neugierde mich hieher geführt hat." — „Wunderbar!" rief die

Königin aus: „ein Frosch, der spricht! Wo haben Sie denn sprechen gelernt, Herr Frosch? Und wer sind denn die Personen, welche Sie hier gesehen haben? Ich habe noch keinen Menschen erblickt.“ — „Alle die Ungeheuer,“ antwortete der Frosch, „von welchen dieser See wimmelt, haben als Menschen gelebt: die einen auf dem Throne, die andern als Diener des Throns; die Vorsehung schickt sie auf einige Zeit hieher, aber sie verlassen diesen Aufenthalt eben so wenig gebessert, als sie gekommen waren.“ — „Ich begreife wohl,“ sagte die Königin, „daß Böse, die unter Bösen leben, sich nicht gegenseitig zum Besserwerden helfen; aber was machen denn Sie hier, Herr Frosch?“ — „Bloße Neugierde hat mich hieher geführt,“ versetzte der Frosch; „ich bin eine Halbfee, meine Macht ist in gewissen Dingen beschränkt, in andern aber sehr ausgedehnt; wenn die Löwenfee mich in ihren Staaten wüßte, würde sie mich umbringen.“

„Wie kommt es denn,“ fragte die Königin, „Sie mögen nun Fee oder Halbfee seyn, daß Sie beinahe ein Rabe gefressen hätte?“ — „Das will ich Ihnen gleich sagen,“ antwortete der Frosch. „Wenn ich meinen kleinen Kranz von Rosen auf dem Kopf habe, in welchem meine größte Macht eingeschlossen ist, fürchte ich nichts; zum

Unglück aber hatte ich ihn in meinem Froschteiche gelassen, als dieser verfluchte Rabe auf mich stieß. Ohne Ihre Hülfe wäre ich nicht mehr, und da ich Ihnen nun mein Leben verdanke, so befehlen Sie über mich, wenn ich Ihnen in irgend etwas dienen kann." — „Ach, mein theuerster Frosch!" sagte die Königin, „die böse Fee, welche mich hier gefangen hält, verlangt von mir, daß ich ihr eine Mückenpastete mache; wenn es auch Mücken gäbe, so sieht man ja hier nicht helle genug, um sie zu fangen, und ich fürchte fast, daß sie mich bald todschlägt." — „Lassen Sie nur mich machen," erwiderte der Frosch; „es wird nicht lange anstehen, so sollen Sie Mücken genug haben."

Der dienstfertige Frosch rieb sich alsbald mit Zucker ein, und mehr als sechstausend seiner Freunde machten es auch so. Dann gingen sie an einen Ort, wo es viele Mücken gab; die böse Fee hatte hier ein eigenes Magazin

von Mücken angelegt, um Leute, die ihr mißfielen, durch sie stechen zu lassen. Sobald sie den Zucker rochen, flogen sie darauf zu, und die dienstwilligen Frösche kehrten mit den Mücken, welche sich auf sie gesetzt hatten, zu der Königin zurück. Nie sind irgendwo so viele Mücken auf einmal gefangen und nie ist eine bessere Mückenpastete gemacht worden, als diejenige war, welche die Königin der Löwenfee bereitete. Als die Königin diese Pastete der Löwenfee überreichte, war sie sehr verblüfft darüber, weil sie nicht begreifen konnte, woher sie alle die Mücken bekommen hatte.

Um nicht ferner dem Einflusse der vergifteten Luft immer ausgesetzt zu seyn, hieb die Königin einige Cypressenbäume um, sich damit eine Hütte zu bauen. Der Frosch, mit allen seinen Freunden, leistete ihr dabei hülfreiche Hand, und bald war die niedlichste Hütte von der Welt fertig; aber kaum lag sie darin, als die Ungeheuer des Sees, eifersüchtig auf ihre Ruhe, ihr die abscheulichste Katzenmusik brachten, die man je gehört hat. Sie stand auf und floh eiligst davon, und das war es eben, was die Ungeheuer wünschten. Ein Drache, der zu Lebzeiten der Tyrann eines großen Königreichs gewesen war, nahm nun die Hütte in Besitz.

Die arme betrübte Königin beklagte sich darüber, aber sie wurde nur ausgelacht; die Ungeheuer zischten sie aus, und die Löwenfee drohte ihr mit Schlägen, wenn sie ihr wieder mit solchen Klagen lästig falle. Sie schwieg und weinte mit dem guten Frosch, der, sobald er sein Kränzchen auf dem Kopf hatte, lachen und weinen konnte wie ein Mensch. „Ich habe Sie so lieb," sprach der Frosch zu ihr, „daß ich Ihnen eine andere Hütte bauen will, und wenn auch alle Drachen des Sees vor Neid darüber bersten sollten." Der Frosch hieb auf der Stelle Bäume um, und die Hütte war in so kurzer Zeit fertig, daß die Königin noch dieselbe Nacht darin schlafen konnte.

Der Frosch, der an Alles dachte was der Königin dienlich war, machte ihr ein Bett von Seegras und wildem Thymian. Als die böse Fee erfuhr, daß die Königin nimmer im Freien schlief, schickte sie nach ihr. „Welche Menschen oder Götter sind es denn, die dich beschützen?“ fragte sie. „Dieser stets von feurigem Schwefelregen begossene Boden hat nie nur einen Strauch Salbei hervorgebracht, und doch höre ich, daß wohlriechende Blumen und Kräuter unter deinen Tritten aufblühen!“ — „Ich weiß nicht, woher das kommt,“ erwiderte die Königin, „und wenn ich es etwas zuschreiben kann, so geschieht es vielleicht um des Kindes Willen, das ich unter dem Herzen trage, und das, hoffe ich zu Gott, nicht so unglücklich seyn wird, als seine Mutter.“

„Ich wünsche,“ sagte die Fee, „einen Strauß von den schönsten und seltensten Blumen zu haben. Versuche nun einmal, ob das gute Glück des Murmelthiers, mit dem du schwanger gehst, dir einen verschaffen wird; wenn der Strauß nicht kommt, so wird es Schläge regnen, denn da mache ich wenig Umstände.“ Die Königin fing an zu weinen, denn wo sollte sie Blumen finden in dieser Wildniß!

Sie kehrte ganz betrübt in ihre Hütte zurück. Der Frosch besuchte sie und sagte: „Warum so traurig, Frau

Königin?“ — „Wie, sollte ich nicht traurig seyn!“ antwortete sie; „die böse Fee verlangt von mir den schönsten Blumenstrauß, und wo soll ich den finden in dieser Einöde?“ — „Da will ich helfen,“ sprach der freundliche Frosch; „es befindet sich hier eine Fledermaus, mit der ich Bekanntschaft gemacht habe; sie ist ein gutes Geschöpf und kommt schneller aus dem Felde als ich: ich will ihr mein Zauberkränzchen geben, und mittelst dessen wird sie bald Blumen finden.“ Die Königin war hierüber sehr erfreut und machte dem Frosch eine tiefe Verbeugung.

Der Frosch schickte die Fledermaus ab, und einige Stunden darauf kam sie mit den schönsten Blumen zurück. Die Königin brachte sie sogleich der bösen Fee, die darüber sehr erstaunt war und nicht begreifen konnte, durch welches Wunder die Königin so gut und schnell bedient werde.

Die Königin dachte unaufhörlich auf Mittel zur Flucht. Sie theilte diesen Gedanken dem guten Frosche mit. „Frau Königin!“ sagte dieser, „ich muß vor allen Dingen mein Zauberkränzchen fragen.“ Mit diesen Worten nahm der Frosch sein Zauberkränzchen ab, verbrannte vor ihm als Weihrauch einige Wachholderbeeren und grüne Erbsen und quakte fünfmal; hiemit war die Feierlichkeit

beendigt, der Frosch setzte sein Kränzchen wieder auf, und fing nun orakelmäßig an zu sprechen: „Das Schicksal, das über Alles waltet, verbietet dir, diesen Ort zu verlassen, denn du wirst hier eine Prinzessin bekommen, die schöner seyn wird, als die Göttin der Liebe. Um das Uebrige kümmere dich nicht: die Zeit heilt Alles.“ Die Königin schlug betrübt die Augen gen Himmel und es entfielen ihr einige Thränen, gelobte sich aber, dem Rathe des guten Frosches zu folgen.

Wir wollen jetzt sehen, was der König macht. Er hatte inzwischen seine Feinde zurückgeschlagen und sie genöthigt, die Belagerung seiner Hauptstadt aufzuheben.

Von dem Unglück der Königin wußte er nichts: denn keiner ihrer Hofbeamten hatte es gewagt, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Sie hatten den zertrümmerten Wagen und Fetzen von der Königin Kleidung im Walde gefunden und zweifelten nun nicht, daß sie todt und von wilden Thieren gefressen sey. Dem König sagten sie aber hievon nichts, sondern berichteten ihm bloß, daß ein schneller Tod die Königin weggerafft hätte. Als der König diese traurige Nachricht bekam, raufte er sich vor Schmerz die Haare aus, vergoß viele tausend Thränen, schrie, schluchzte und seufzte auf eine herzzerreißende Weise. So oft er sich öffentlich zeigte, erschien er in einem langen schwarzen Mantel, und alle benachbarten Könige ließen ihm durch außerordentliche Botschafter ihr Beileid bezeigen.

Die Königin wußte von Allem dem nichts. Der Himmel schenkte ihr eine Prinzessin, die so schön war als der prophetische Frosch vorausgesagt hatte. Man legte ihr den Namen Muffchen bei, und die Königin erhielt von der Löwenfee nur mit vieler Mühe Erlaubniß, sie aufzuziehen: denn sie hatte große Lust sie zu fressen.

Muffchen wurde immer größer und ſchöner, und wenn die Königin an ihrem Lager ſaß, betrachtete ſie das Kind mit zärtlichem Mitleid und ſprach: „Ach! wenn dich doch der König, dein Vater, ſehen könnte, welche Freude würde er an dir haben! Aber freilich weiß er nicht, daß wir Beide in dieſer Einöde leben.“

Der gute Froſch hörte dies, weinte mit der Königin und ſagte: „Wenn Sie wollen, Frau Königin, ſo will ich mich zu dem König, Ihrem Gemahl, begeben. Der Weg iſt zwar weit und bei mir geht es langſam, aber einmal hoffe ich doch hin zu kommen, ſey es nun ein wenig früher oder ſpäter.“ Die Königin nahm dieſes Anerbieten mit Freuden an, und ließ zum Zeichen der Dankbarkeit Muffchen ihre kleinen Hände falten. Sie verſicherte den Froſch, daß der König gewiß ſich dankbar beweiſen werde. „Aber,“ fuhr ſie fort, „was wird es ihm helfen, daß er meinen Aufenthalt kennt? Er kann mich doch unmöglich daraus befreien.“ — „Wir wollen einmal das Unſrige

thun, und das Uebrige dem Himmel anheimstellen," erwiderte der fromme Frosch.

Da die Königin weder Papier noch Schreibzeug hatte, schrieb sie auf Leinwand mit ihrem Blute und bat den König, dem tugendhaften Frosche in Allem, was er berichten würde, vollen Glauben zu schenken. Hierauf nahmen Beide zärtlichen Abschied von einander.

Der Frosch brauchte ein Jahr und vier Tage, bis er die zehntausend Stufen hinaufkam, welche von der schwarzen Ebene auf die Oberwelt führten. Ein zweites Jahr verging, bis er seine Equipage in Stand setzte: denn er wollte nicht als ein gemeiner Frosch am Hofe des Königs erscheinen. Er ließ daher einen Wagen von Schildkrötenschalen bauen und mit Eidechsenhäuten ausschlagen, nahm funfzig Heuschrecken als Kammerherren und eine Unzahl

Ratten zu Edelknaben, Lakaien und Trabanten an. Hierauf setzte er sich ganz stolz in seinen Staatswagen, und sein Kränzchen von Rosen stand ihm allerliebst zu Gesichte, denn er hatte sich, wie wenigstens seine Feinde berichten, etwas geschminkt.

Da es bei dem guten Frosch ziemlich langsam ging, brachte er sieben Jahre auf der Reise nach der Hauptstadt des Königs zu, während welcher Zeit die Königin so unaussprechliche Leiden zu dulden hatte, daß sie ohne den Trost, welchen ihr Muffchen gewährte, wohl hundertmal gestorben wäre. Muffchen war so schön und anmuthig, daß sie selbst das Herz der bösen Löwenfee rührte. Nachdem die Königin sechs Jahre lang in der Unterwelt zugebracht hatte, nahm die Fee sie und Muffchen mit sich auf die Jagd, jedoch unter der Bedingung, daß Alles, was sie schießen würden, ihr gehöre. Welche Freude für die arme Königin, einmal die Sonne wieder zu sehen! Sie war so wenig mehr daran gewöhnt, daß sie fast blind geworden wäre. Muffchen war, obwohl erst sechs Jahr alt, so geschickt im Schießen, daß kein Wild ihren Pfeilen entging. Durch dieses Mittel wußten Mutter und Tochter die Wildheit der Fee ein wenig zu zähmen.

Inzwischen war der gute Frosch Tag und Nacht über Berg und Thal fortgereist und endlich bis zur Hauptstadt des Königs gekommen. Er war sehr verwundert, überall Tanz und Saitenspiel zu finden; man lachte, sang und jubelte, und der Lärm wurde immer größer, je näher er der Stadt kam. Sein sonderbarer Aufzug setzte Jedermann in Verwunderung, und ein dichter Volkshaufen begleitete ihn bis zum Schlosse. Hier war erst die rechte Pracht und Herrlichkeit. Der König, nun seit neun Jahren Wittwer, hatte endlich den Bitten seiner Unterthanen nachgegeben, und eingewilligt eine Prinzessin zu heirathen, die zwar nicht so schön als die Königin, aber doch recht hübsch war.

Nachdem der gute Frosch aus seinem Wagen gestiegen war, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge zum König. „Sire!“ sagte er, „ich weiß nicht, ob die Nachricht, welche ich Ihnen bringe, Sie freuen oder betrüben wird. Die Heirath, welche sie einzugehen im Begriff sind, ist mir ein Beweis ihrer Untreue gegen die Königin.“ — „Ihr Andenken wird mir immer theuer seyn,“ erwiderte der König, und vergoß einige Thränen, die er nicht zurückhalten konnte; „allein, Herr Frosch! Sie müssen wissen, daß die Könige nicht immer Herr ihrer Handlungen sind. Seit

neun Jahren bringen meine Unterthanen in mich, wieder zu heirathen, damit ich einen Thronerben bekomme; ich habe daher meine Augen auf diese junge und schöne Prinzessin geworfen." — „Ich rathe Ihnen nicht, sie zu heirathen," sagte der Frosch; „denn die Vielweiberei ist verboten, und die Königin, ihre Gemahlin, ist nicht todt. Hier bringe ich einen Brief von ihr, den sie mit ihrem Blute geschrieben hat. Sie haben auch eine kleine Prinzessin, die Muffchen heißt und die Schönste der Schönen ist.

Der König nahm den Lumpen, auf welchen die Königin einige Worte gekritzelt hatte, küßte ihn und benetzte ihn mit seinen Thränen. Dann zeigte er ihn allen Umstehenden und sagte, daß er hier die Handschrift seiner Gattin ganz gut erkenne. Hierauf that er tausend Fragen an den Frosch, welche dieser mit vielem Geist beantwortete. Die Prinzessin Braut und die fremden Gesandten, welche der Vermählung anwohnen sollten, schnitten Gesichter. „Wie, Sire!" sprach ihr Wortführer, „mögen Sie auf das Wort eines elenden Frosches hin eine so feierliche Verlobung brechen? Dieser Abschaum eines stinkenden Sumpfes ist frech genug, im Angesicht Ihres ganzen

Hofes ein Mährchen zu erzählen, und man glaubt ihm!“ — „Herr Großbotschafter,“ erwiderte der Frosch und warf sich dabei in die Brust, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich kein Abschaum eines stinkenden Sumpfes bin, und das sollen Sie in dieser Minute noch sehen. Auf, auf! ihr Feen und Geister, erscheinet!“

Bei diesen Zauberworten verwandelte sich der Frosch mit seinem ganzen Gefolge. Statt der häßlichen Thiere erblickte man die schönsten menschlichen Gestalten, die von Gold und Edelsteinen strahlten. Zugleich erschallte eine Musik von Pauken und Trompeten, die Gestalten begannen einen Tanz und schwebten so flüchtig dahin, daß sie bei jedem Sprunge die hohe Decke des Saals berührten. Der König, die Prinzessin und der ganze Hof starrten diesen wunderbaren Tanz mit offenen Augen an. Plötzlich verwandelten sich, zum allgemeinen Erstaunen, die Gestalten in die schönsten Blumen jeder Gattung, welche, während sie den Tanz mit derselben Anmuth und Leichtigkeit fortsetzten, einen balsamischen Geruch aushauchten.

Nachdem der Tanz beendigt war, verschwanden die Blumen, und an ihrer Stelle erschienen Springbrunnen, die in ihrem Falle einen breiten Kanal bildeten, der hart an der Schloßmauer hinlief und auf dem kleine gemalte

und vergoldete Gondeln schwammen, die der Prinzessin Braut so wohl gefielen, daß sie mit den Gesandten hineinstieg, um eine Lustfahrt zu machen: denn sie hielt Alles dieses bloß für ein feenartiges Vorspiel, dem die Vermählung nachfolgen werde.

Sobald sie eingeschifft waren, verschwanden Gondeln, Fluß und Springbrunnen, und die Frösche wurden wieder Frösche. Der König fragte, wo seine Braut hingeschwunden sey, worauf der Frosch erwiderte: „Sire! Sie dürfen an keine andere Braut denken, als an die Königin, Ihre Gemahlin. Sie verdient Ihre ganze Liebe, und Prinzessin Muffchen ist so schön, daß Sie keinen Augenblick verlieren dürfen, Beide zu befreien.“ — „Wenn ich gewiß wüßte,“ versetzte der König, „daß meine Gattin noch lebt, so würde ich Alles auf der Welt für sie wagen.“ — „Nachdem Sie die Wunder gesehen haben, die ich so eben verrichtete,“ sprach der Frosch, „dürfen Sie nicht länger an der Wahrheit meiner Worte zweifeln. Bringen Sie Ihr Königreich in Ordnung, und reisen Sie unverweilt ab. Hier ist ein Ring, der Ihnen die Mittel verschaffen wird, die Königin wieder zu sehen und der Löwenfee in's Angesicht zu blicken, obwohl sie das fürchterlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist.

Der König, dessen Liebe zu seiner Gemahlin wieder erwacht war, nahm den Ring, beschenkte den guten Frosch reichlich und reiste ab, ohne irgend Jemand mit sich zu nehmen. Der Frosch sagte ihm beim Abschied: „Verlieren Sie den Muth nicht, Sie werden große Schwierigkeiten zu überwinden haben, aber ich hoffe, daß es Ihnen nach Wunsch gelingen wird.“ Der König, durch diese Prophezeiung getröstet, verließ sich ganz auf die Kraft des Ringes, und machte sich auf den Weg, die Königin zu suchen.

Je mehr Muffchen heranwuchs, um so schöner wurde sie, so daß alle Ungeheuer des Sees sich in sie verliebten. Da sah man verliebte Drachen, Schlangen und Ottern, wie kleine Hunde zu ihren Füßen kriechen. Obwohl sie an ihren Anblick gewöhnt war, so fürchtete sie sich doch und verbarg sich in den Armen ihrer Mutter. „Ach!“ rief sie aus, „müssen wir denn immer hier seyn und wird unser Unglück nie enden!“ Die Königin tröstete sie mit guten Hoffnungen, welche sie selbst nicht hatte: denn die lange Abwesenheit und das Stillschweigen des Frosches hatten ihr die letzte Hoffnung geraubt.

Die Löwenfee gewöhnte sich nach und nach daran, Mutter und Tochter auf die Jagd mitzunehmen. Wildpret

war ihr Leibeſſen; ſie fraß Alles auf, was die Beiden erlegten, und ließ ihnen höchſtens Kopf und Füße übrig: aber ſie waren froh, daß ſie doch das Tageslicht ſehen konnten. So oft ſie auf die Jagd gingen, nahm die Fee die Geſtalt einer Löwin an und trug ſie auf dem Rücken. Der König, den ſein Ring den rechten Weg führte, ſah ſie, als er in einem Wald ausruhte, pfeilſchnell vorüber fliegen; ſie erblickten ihn nicht, als er ihnen aber folgen wollte, waren ſie ſchon ſeinen Augen entſchwunden.

Trotz des beſtändigen Kummers der Königin hatte ihre Schönheit nicht gelitten und ſie war in den Augen

des Königs schöner als je. Seine ganze Liebe erwachte wieder, und er beschloß, sein Leben für ihre Befreiung zu wagen. Der Zauberring führte ihn in den dunkeln Aufenthalt, den die Königin seit so manchem Jahre bewohnte. Er war nicht wenig erstaunt, sich im Mittelpunkt der Erde zu befinden. Die Löwenfee wußte Tag und Stunde, wo er ankommen würde, und beschloß, ihn mit aller ihrer Macht zu bekämpfen.

Sie erbaute in der Mitte des Queckſilberſees einen Palaſt von Kryſtall, der wie Schaum auf den Wellen daher ſchwamm; hier ſchloß ſie die Königin und ihre Tochter ein. Hierauf hielt ſie an die Ungeheuer, welche ſämmtlich in Muffchen verliebt waren, folgende Anrede: „Man wird euch dieſe ſchöne Prinzeſſin nehmen, wenn ihr ſie nicht mit mir aus allen Kräften gegen einen Ritter vertheidigt, der ſie entführen will.“ Die Ungeheuer verſprachen, ihr Möglichſtes zu thun; ſie umgaben den Palaſt, die leichteſten beſetzten Dach und Mauern, die andern die Thore und die übrigen ſchwammen im See.

Der König, von ſeinem getreuen Ringe geleitet, ging zuerſt in die Höhle der Fee, welche ihn in Geſtalt eines Löwen erwartete. So wie er erſchien, ſtürzte ſie auf ihn los; er zog aber wie ein Blitz ſein Schwert und hieb ihr

eine Pfote ab. Sie stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden. Nun setzte ihr der König das Knie auf die Gurgel und schwur, sie zu tödten, so wahr er ein gekrönter

König sey. Sie gerieth in Furcht und fragte ihn: „Was verlangst du von mir?“ — „Mein Weib und mein Kind will ich haben, oder ich erwürge dich.“ — „Hebe die Augen auf und blicke auf diesen See.“ — Der König erblickte die Königin und die Prinzessin in dem krystallnen Schlosse, das ohne Steuermann und ohne Ruder auf dem Queckſilbersee schwamm. Er war schmerzhaft freudig bewegt und rief ihnen mit lauter Stimme zu. Sie hörten ihn zwar, aber wie sollte er zu ihnen kommen? Während er sich darüber besann, war die Löwenfee verschwunden.

Der König rannte den See entlang, von einer Seite zur andern; immer aber entfernte sich das schwimmende Schloß und schwamm auf die entgegengesetzte Seite hinüber. Die Königin, welche fürchtete, daß er zuletzt dieser fruchtlosen Bemühungen überdrüssig werden möchte, rief ihm zu, den Muth nicht zu verlieren: denn wahre Liebe überwinde alle Schwierigkeiten. Die Königin und Muffchen streckten dabei flehend die Hände nach ihm aus. Hiedurch fühlte sich der König mit neuem Muthe belebt, er erhob seine Stimme und schwur beim Styx und Acheron, eher sein ganzes Leben lang an diesem traurigen Orte zu verweilen, als ihn ohne sie zu verlassen.

Der König mußte allerdings mit einer großen Beharrlichkeit begabt seyn, denn er brachte hier seine Zeit sehr schlecht zu. Er schlief auf bloßer Erde, die noch dazu mit Dornengesträuch bedeckt war; er aß bloß wilde Wurzeln, die bitterer waren als Galle, und hatte unaufhörliche Kämpfe mit den Ungeheuern des Sees zu bestehen. Ein Gatte, der Alles dies thut, um seine Frau wieder zu bekommen, gehört sicherlich der Feenwelt an, und man kann daraus erkennen, in welcher Zeitperiode diese Geschichte vorgefallen ist.

So vergingen drei volle Jahre, und noch sah der König keinem erfreulichen Ausgang entgegen. Er war in

Verzweiflung und hundertmal auf dem Punkt, in den See zu springen; aber der Gedanke, was dann aus der Königin und Prinzessin werden würde, hielt ihn davon ab. Er lief einmal, wie er pflegte, von einer Seite auf die andere, als ihm ein furchtbarer Drache zurief: „Herr König! wenn Sie mir bei Ihrer Krone und Scepter, bei Ihrem königlichen Mantel und bei Weib und Kind schwören wollen, mir ein gewisses Stück Fleisch zu geben, nach dem mir gelüstet und das ich von Ihnen fordern werde, wenn es mich gerade hungert, so will ich Sie auf meinen Rücken nehmen, und ich verspreche Ihnen, daß wir allen Ungeheuern zum Trotz, die dieses krystallene Schloß bewachen, die Königin und Prinzessin daraus befreien werden."

„Ach, Sie mein lieber Hungersdrache!" rief der König aus, „ich schwöre Ihnen und allen Drachen Ihres Hauses, daß ich Ihnen zu fressen geben werde, was und wie viel Ihnen beliebt, und dabei will ich immer Ihr gehorsamster Diener bleiben." — „Verpflichten Sie sich zu nichts," erwiderte der Drache, „wenn Sie mir nicht Wort halten wollen; denn es würde daraus das größte Unglück entstehen." — Der König wiederholte seine Betheuerungen, denn er starb vor Ungeduld, die Königin zu befreien.

Nun kam der Drache an's Ufer geflogen, und der König beſtieg ihn wie ein wohlgezähmtes Streitroß. Die Ungeheuer ſammelten ſich um den Palaſt, um ihn zu vertheidigen. Da ſpieen die Drachen Feuer und Flammen aus, die Schlangen ziſchten, Raben, Nachteulen und Fledermäuſe umſchwirrten den König, der mit ſeinem guten Schwerte tapfer drein hieb. Auch der Drache wehrte ſich mit Klauen und Zähnen, und was ihm zu nahe kam, ſchlug er mit ſeinem Schwanze zu Boden. Als die Königin dieſe große Schlacht ſah, ſchlug ſie die Mauern ein, und warf mit den herabgefallenen Stücken nach den

Feinden ihres Gemahls. Endlich war der Sieg erfochten. Der Zauber löste sich mit einem furchtbaren Donnerschlag, ein Blitzstrahl fiel in den See herab und trocknete ihn aus.

In einem Augenblick war Alles verschwunden, und der König befand sich mit der Königin und Prinzessin in seinem Palaste. Sie saßen im Thronsaal an einer mit köstlichen Speisen besetzten Tafel. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr sie sich darüber wunderten und freuten. Alle ihre Unterthanen liefen herbei, um die Königin und die junge Prinzessin zu sehen, die in Folge des nämlichen Wunders so reich gekleidet war, daß der Glanz ihrer Edelsteine die Augen blendete.

Man kann sich leicht vorstellen, daß nun am königlichen Hofe ein Fest auf das andere folgte. Die Bälle, die Concerte, die Schauspiele, die Mackeraden, die Ringelrennen und Turniere nahmen kein Ende und von allen Ecken der Welt fanden sich Könige und Fürsten dabei ein. Unter allen Fürsten und Prinzen war Prinz Muff der Schönste und Gewandteste; Jedermann bewunderte ihn, und Muffchen, die bisher bloß Drachen und Schlangen gesehen hatte, fand

ihn allerliebst. Der Prinz ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ihr seine Aufmerksamkeit zu beweisen; bald ward er formlich um ihre Hand und gab dem König und der Königin zu erkennen, daß er ein großes und schönes Königreich besitze, das nicht zu verachten sey.

Der König erwiderte ihm, daß die Prinzessin ganz freie Wahl habe, und wenn ihr der Prinz gefalle, so habe er nichts gegen die Verbindung einzuwenden. Prinz Muff warf sich daher der Prinzessin zu Füßen und schwur ihr ewige Liebe, worauf sie ihm Herz und Hand zu schenken versprach. Mit dieser guten Nachricht rannte er in die Gemächer des Königs und der Königin, welche mit Vergnügen ihre Einwilligung zu dieser Heirath ertheilten, weil der Prinz Muff so vortreffliche Eigenschaften besaß, daß er allein des wunderschönen Muffchen würdig schien. Bevor Prinz Muff nach Muffland zurückkehrte, um die Anordnungen zur Vermählung zu treffen, wurde seine Verlobung mit Muffchen auf's prachtvollste gefeiert. Als der Prinz Abschied nahm, vergoß Muffchen viele tausend Thranen und schenkte ihm ihr Bildniß, damit er immer an sie denken möchte.

Nachdem der Prinz mit Extrapost abgereist war, suchte sich Muffchen mit Musik zu zerstreuen. Als sie

eines Tages mit ihrer Guitarre im Zimmer der Königin saß, trat der König mit thränenden Augen ein, nahm sie in seine Arme und rief: „O, mein Kind! O, ich unglücklicher Vater! O, ich armer König!“ Mehr konnte er vor Seufzen nicht hervorbringen; die Königin und Prinzessin erschracken sehr und fragten ihn, was es denn gebe. Endlich konnte er Worte finden, und erzählte, daß ein ungeheuer großer Riese angekommen sey, der sich Botschafter des Drachen vom Queckſilberſee nenne und im Namen seines Gebieters, in Gemäßheit des von dem König abgelegten feierlichen Versprechens, Prinzessin Muffchen begehre, damit sie sein Herr in einer Pastete essen könne.

Der König war darüber sehr bestürzt: denn zu jener Zeit war der Eid noch heilig und die Leute pflegten ihre Schwüre zu halten.

Als die Königin diese Kunde vernahm, stieß sie ein entsetzliches Geschrei aus, schloß die Prinzessin in ihre Arme und rief: „Eher will ich mein Leben lassen, als mein Kind in die Klauen dieses Ungeheuers liefern. Mag er unser Königreich und Alles nehmen, was wir haben! Und du, Rabenvater, du wolltest deine Hände zu dieser Unthat bieten! Wie, mein Kind will man in eine Pastete backen? Nein! dieser Gedanke macht mich wahnsinnig! Schickt mir diesen grausamen Botschafter: mein Schmerz wird ihn rühren!"

Der König erwiderte hierauf nichts, sondern ging fort und führte den Riesen zur Königin. Sie warf sich ihm mit der Prinzessin zu Füßen, und Beide beschworen ihn, Mitleid mit ihnen zu haben und den Drachen zu überreden, daß er Muffchen das Leben lasse: dann möge er alles Andere nehmen. Der Riese erwiderte, daß dies ganz und gar nicht von ihm abhinge; der Drache sey eigensinnig und ein solches Leckermaul, daß, wenn er einmal sein Augenmerk auf einen guten Bissen gerichtet habe, nichts auf der Welt ihn davon abzubringen

vermöge; er rathe ihnen daher freundschaftlich, sich in die Nothwendigkeit zu fügen, damit nicht größeres Unglück daraus entstehe. Als die Königin dieses hörte, fiel sie in Ohnmacht, und die Prinzessin würde auch ohnmächtig geworden seyn, wenn sie nicht ihrer Mutter hätte beispringen müssen.

Diese traurige Nachricht drang bald vom Palast in die Stadt, und man hörte nichts als Weinen und Wehklagen: denn alle Leute liebten Prinzessin Muffchen. Der König konnte es nicht über sich gewinnen, sein Kind dem Drachen zu überliefern; der Riese, der schon einige Tage vergebens wartete, fing an ungeduldig zu werden und stieß entsetzliche Drohungen aus. Der König und die Königin aber sprachen unter sich: „Was kann uns noch Schlimmeres begegnen? Mag der Drache kommen und uns fressen: besser, als daß man Muffchen in eine Pastete backt!“ Der Riese, der dies hörte, sagte ihnen, daß er neue Nachrichten von seinem Gebieter habe, und daß er Muffchen am Leben lassen wolle, wenn sie einen seiner Neffen heirathe, der ein sehr wohlgestalteter Prinz sey.

Dieser Vorschlag linderte in etwas den Schmerz der beiden Eltern, und die Königin setzte die Prinzessin davon in Kenntniß. Muffchen wollte aber lieber sterben, als

dem Prinzen Muff ungetreu werden. Da jede Ueberredungskunst, welche der König und die Königin anwendeten, vergeblich war, so wurde endlich der bittere Entschluß gefaßt, sie auf die Spitze eines Berges zu führen, auf welchem der Drache des Quecksilbersees sie abholen wollte.

Die Zubereitungen zu diesem Opfer waren noch trauriger, als die der Iphigenie in Aulis; man sah nichts als schwarze Kleider und bleiche, niedergeschlagene Gesichter. Vierhundert Edelfräulein aus den ersten Familien kleideten sich weiß und setzten Cypressenkränze auf, um der Prinzessin als Trauergefolge zu dienen. Man trug sie in einer mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Sänfte, die unbedeckt war, damit Jedermann dieses Meisterstück der Schöpfung sehen konnte, das nun von einem Drachen in einer Pastete gefressen werden sollte. Die Prinzessin schien keinen andern Schmerz zu fühlen, als den um ihre Eltern, die in größter Verzweiflung dem Trauerzug folgten. Der Riese, vom Kopf bis zu den Füßen gewaffnet, ging neben der Sänfte her und betrachtete die Prinzessin mit so gierigen Augen, als ob sie schon in die Pastete gebackt wäre und von ihm und dem Drachen verzehrt würde. Die Luft ertönte von Weinen und Seufzen, und es wurden so viele Thränen vergossen, daß der ganze Weg davon überschwemmt war.

„O, Frosch! o, Frosch!“ rief die Königin aus, „warum hast du mich verlassen! Warum ließest du mich nicht am Queckſilberſee umkommen, daß ich nun ſolchen Jammer erleben muß! Ach, mein Muffchen ſoll von einem Drachen in einer Paſtete gefreſſen werden!“

Während die Königin ſo jammerte, kam der Zug, ſo langſam es auch ging, immer weiter, bis man endlich auf der Spitze des Unglücksberges anlangte. Hier überſtieg das Weinen und Wehklagen Alles, was man je in

dieser Art gesehen hat, bis endlich der Riese ermahnte, daß es nun Zeit zum Abschiednehmen sey.

Der König und die Königin entfernten sich mit ihrem Gefolge und bestiegen einen andern Berg, von wo aus sie sehen konnten, was der Prinzessin begegne. Sie waren nur kurze Zeit da, als sie in der Luft einen Drachen erblickten, der über eine halbe Meile lang war. Obwohl er sechs große Flügel hatte, so konnte er doch wegen der Schwere seines ganz mit Schuppen bedeckten Körpers kaum fliegen. Aus seinem Rachen strömten Rauch und Flammen hervor, sein Schwanz war fünfzig und ein halb Mal gewunden, jede seiner Krallen war so groß als eine Windmühle, und aus seinem Rachen ragten drei Reihen scharfer Zähne hervor, die einem Mastbaum an Länge nichts nachgaben.

Während nun der Drache allmählig herankam, hatte der gute und getreue Frosch einen Sperber bestiegen und war eilig zu dem Prinzen Muff geritten. Er hatte sein Zauberkränzchen auf und war unbemerkt in des Prinzen Cabinet getreten, obwohl er es fest verschlossen und verriegelt hatte. „Was säumst du hier, unglücklicher Liebhaber?“ rief er ihm zu. „Du träumst von Muffchens Schönheit, und in diesem Augenblick drohet ihr der Tod!

Betrachte hier dieses Kränzchen von Rosen: ich blase darauf und gleich steht ein Pferd da, wie man noch keines gesehen hat." Kaum hatte der Frosch geendet, so stand ein meergrünes Roß da, das zwölf Füße und drei Köpfe hatte: der eine Kopf spie Feuer, der andere Bomben und der dritte Kanonenkugeln aus. Der Frosch gab dem Prinzen ein Schwert, das achtzehn Ellen lang und doch so leicht war, wie eine Feder; er legte ihm einen Harnisch von einem einzigen Diamant an, in den er hineinschlüpfen konnte wie in einen Rock, und der, obgleich felsenhart, doch so biegsam war, daß er ihm jede Bewegung erlaubte. „Jetzt fort!" rief er ihm zu; „fliegen Sie zur Vertheidigung Ihrer Geliebten! Das grüne Roß wird Sie hinbringen, wo sie ist, und wenn Sie sie befreit haben, so richten Sie ihr einen Gruß von dem guten Frosch aus."

„Großmüthige Fee!" sagte der Prinz, „ich habe jetzt keine Zeit, Ihnen meinen Dank abzustatten, aber ich bin und bleibe stets Ihr gehorsamster Diener." Mit diesen Worten bestieg er das dreiköpfige Roß, das mit seinen zwölf Füßen so schnell davon galoppirte, daß er in weniger als einer Minute auf dem Unglücksberg ankam. Muffchen saß hier allein und in Todesangst: denn der Drache kam immer näher. Alsbald spie das grüne Roß

Feuer, Bomben und Kanonenkugeln aus, worüber der Drache nicht wenig erschrack. Zwanzig Kanonenkugeln fuhren ihm in den Rachen, wodurch seine Schuppen ein wenig aufgerizt wurden, und die Bomben, die hageldicht fielen, schlugen ihm ein Auge aus. Hierüber wurde er so wüthend, daß er wie toll und blind auf den Prinzen losging, aber das achtzehn Ellen lange Schwert hatte eine gute Klinge und that seine Schuldigkeit: der Prinz stach und hieb damit um sich wie besessen und stieß es wiederholt dem Drachen bis an's Heft in den Leib. Ohne seinen diamantnen Harnisch hätte ihn aber der Drache im ersten Augenblick mit seinen Krallen zerrissen.

Muffchen erkannte ihn von Weitem, weil seine diamantne Rüstung hell und durchsichtig war, und zitterte nicht wenig für sein Leben. Der König und die Königin schöpften neue Hoffnung, als sie ein dreiköpfiges Pferd mit zwölf Füßen, das Feuer und Flammen spie, und einen Prinzen in einem diamantnen Futteral, mit einem achtzehn Ellen langen Schwert in der Faust, mit solcher Tapferkeit kämpfen sahen; der König steckte seinen Hut auf sein Meerrohr und die Königin wedelte mit dem Sacktuch, um dadurch den Prinzen zu großen Thaten zu ermuthigen. Der ganze Hof folgte diesem Beispiel. Der Prinz

bedurfte aber dieser Ermunterung nicht: denn die Gefahr, worin seine Geliebte schwebte, war hinreichend, ihn mit Löwenmuth zu erfüllen.

Welche Heldenthaten erblickten da nicht die erstaunten Zuschauer! Die Krallen, Schuppen, Hörner und Flügel, welche der Prinz dem Drachen abhieb, verfinsterten die Luft; sein Blut, das aus tausend Wunden floß, fiel wie ein Wolkenbruch auf die Erde herab und überschwemmte die Gegend. Der Drache wehrte sich verzweifelt und warf den Prinzen fünfmal zu Boden; er raffte sich aber jedes Mal wieder auf und bestieg das grüne Roß, das sein neues Kreuzfeuer von Bomben und Kanonenkugeln eröffnete. Endlich unterlag der Drache und gab den Geist auf, nachdem ihm der Prinz die letzte furchtbare Wunde in den Unterleib beigebracht hatte. Zum allgemeinen Erstaunen schlüpfte aus dem Riß dieser Wunde der schönste Prinz, den man je gesehen hat. Er trug ein blaues mit Gold besetztes und mit Perlen gesticktes Sammtkleid und ein Barett mit weißen Federn auf dem Kopfe, flog mit offnen Armen auf den Prinzen Muff zu, umhalste ihn und sprach: „Haben Sie Dank, großmüthiger Befreier! Sie erlösen mich aus dem abscheulichsten Gefängniß, in das je ein Souverain eingeschlossen war.

Die Löwenfee hatte mich dazu verurtheilt und ich befinde mich schon sechzehn Jahr in dem Bauche des Drachen. Ihre Macht ist so groß, daß sie mich wider meinen Willen zwang, das liebenswürdige Muffchen zu fressen. Aber ich bitte Sie jetzt auf meinen Knien tausendmal deßhalb um Verzeihung." Der Prinz Muff, der dem fremden Prinzen an Höflichkeit nicht nachstehen wollte, führte ihn

zu Prinzessin Muffchen, welche über ihre wunderbare Rettung sehr vergnügt war. Der König, die Königin und der ganze Hof eilten herbei, und es ging an ein solches Glückwünschen, daß man sein eigenes Wort nimmer hörte. Hatte man zuvor aus Schmerz geweint, so wurde jetzt die Erde mit einem Strom von Freudenthränen überschwemmt, und damit zum allgemeinen Jubel nichts fehle, so erschien plötzlich der gute Frosch in der Luft auf einem Sperber, der goldne Glöckchen an den Füßen hatte. Kaum hörte man den Ton der Glöckchen: Kling! kling! so hoben Alle die Augen in die Höhe. Das Zauberkränzchen glänzte wie eine Sonne, und der Frosch war so schön wie die Morgenröthe. Die dankbare Königin drückte ihm eine seiner Pfoten und alsbald verwandelte sich der Frosch in die schönste Königin von der Welt. „Ich komme," sagte sie, „um die Treue des schönen Muffchen zu krönen: sie wollte lieber ihr Leben lassen, als untreu werden; Beispiele dieser Art sind selten in dem Jahrhundert, worin wir leben, und werden in Zukunft noch seltener seyn." Mit diesen Worten setzte sie zwei Myrthenkränze auf die Häupter der beiden Liebenden und schlug dreimal mit ihrem Zauberstabe auf den Boden, worauf die Knochen des Drachen einen Triumphbogen bildeten, zum Andenken an

dieſe wahrhaftige Geſchichte. Hierauf zogen der König und die Königin, die Braut und der Bräutigam nebſt dem fremden Prinzen und dem ganzen Gefolge, Lob- und Danklieder ſingend, durch den Triumphbogen in die Stadt, woſelbſt die Hochzeit gefeiert wurde.

Prinzessin Anmuthig und Prinz Geistreich.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, welche man um ihrer unvergleichlichen Schönheit und Sanftmuth willen Prinzessin Anmuthig nannte. Ihre Mutter war ganz in sie vernarrt, und jeden Morgen zog man ihr ein neues Kleid von Goldstoff, Sammt oder Seide an. Obwohl sie so schön geputzt war, so wurde sie dadurch doch weder eitel, noch hochmüthig. Sie brachte ihre Morgenstunden mit gelehrten Leuten zu, die ihr alle mögliche Wissenschaften beibrachten, und des Nachmittags arbeitete sie im Zimmer der Königin. Wenn es Essenszeit war, brachte man ihr ganze

Platten voll Confect und wohl zwanzig Töpfe Eingemachtes, weßhalb sie Jedermann für die glücklichste Prinzessin auf der Welt hielt.

An dem nämlichen Hof lebte eine alte, sehr reiche Jungfer, welche Herzogin Murrkopf hieß. Sie war häßlich wie die Nacht, einäugig, hatte einen großen Mund, daß sie einen ganzen Ochsen hätte verschlingen können, aber keine Zähne, und ihr ganzes Gesicht war mit Beulen bedeckt. Hinten und vornen hatte sie einen Höcker und hinkte auf beiden Füßen. Solche häßlichen Weiber sind neidig auf alle diejenigen, welche schöner sind, weßhalb sie Prinzessin Anmuthig tödtlich haßte und sich vom Hof entfernte, um sie nimmer loben zu hören. Sie zog sich deßhalb in ein Schloß zurück, das nicht weit von der Hauptstadt entfernt war. Wenn sie dort je und je die Schönheit der Prinzessin rühmen hörte, rief sie zornig aus: „Das lügt ihr in euern Hals; sie ist gar nicht schön, und ich besitze mehr Reize in meinem kleinen Finger, als sie an ihrem ganzem Leibe.“

Nun wurde die Königin krank und starb. Prinzessin Anmuthig weinte sich darüber fast zu Tode. Der König schloß sich aus Betrübniß ein ganzes Jahr in seinen Palast ein. Aus Besorgniß, daß er krank werden möchte,

verordneten ihm endlich die Aerzte, ſich Bewegung zu machen. Er ging daher auf die Jagd, und da es ſehr heiß war, ſo kehrte er in einem ſchönen Schloſſe ein, das gerade vor ihm lag.

Es war das Schloß der Herzogin Murrkopf; ſie ging ihm höflich entgegen und bat ihn, in ihren Keller hinabzuſteigen, weil dies der kühlſte Ort im Hauſe und ganz reinlich gehalten ſey. Im Keller lagen zweihundert Fäſſer, und der König fragte ſie, ob ſie einen ſo großen Vorrath von Wein habe. „Allerdings, Sire!“ antwortete

die Herzogin von Murrkopf: „ist es Eurer Majestät gefällig, davon zu versuchen? Wollen Sie Champagner, Burgunder oder Madera?“ — „Champagner ist mir am liebsten!“ sagte der König. Sogleich nahm die Herzogin Murrkopf einen kleinen Hammer und klopfte: Puff! paff! und aus dem Fasse fielen tausend Pistolen heraus. „Was bedeutet das?“ sagte sie, indem sie sich verwundert stellte. Sie bohrte das andere Faß an, und es rollte ein Scheffel Dublonen heraus. Sie lachte und sprach: „Weiß nicht, was ich davon denken soll.“ Nun öffnete sie ein drittes Faß, und es gab so viele Perlen und Edelsteine von sich, daß der ganze Boden damit bedeckt war. Sie rief mit geringschätzigem Lächeln aus: „Ich begreife das nicht, Sire; man muß mir meinen guten Wein gestohlen und dafür diese Kleinigkeiten zurückgelassen haben.“ — „Kleinigkeiten!“ rief der erstaunte König aus. „Sie nennen das Kleinigkeiten; man könnte ja zehn Königreiche dafür kaufen!“ — „Je nun,“ erwiderte sie, „so will ich Ihnen gestehen, daß alle diese Fässer mit Gold und Edelsteinen angefüllt sind, und Sie sollen Alle haben, wenn Sie mich heirathen.“ — „Gleich morgen will ich Sie heirathen!“ versetzte der König, welcher sehr geizig war. — „Aber,“ fuhr sie fort, „es ist noch eine Bedingung dabei: ich muß

ganz Herr über Ihre Tochter seyn." — „Topp!" sagte der König und reichte ihr die Hand dar. Hierauf gab sie ihm den Schlüssel zu dem Keller.

Als der König in sein Schloß zurückkam, lief ihm Prinzessin Anmuthig entgegen und fragte ihn, ob er eine gute Jagd gemacht habe. „Ich habe," erwiderte er, „eine

lebendige Taube gefangen." — „Ach," bat die Prinzessin, „geben Sie sie mir, ich will sie wohl pflegen." — „Das kann nicht seyn," erwiderte er, „denn, um deutlicher zu seyn: ich habe die Herzogin Murrkopf getroffen und will sie heirathen." — „O Himmel!" rief Prinzessin Anmuthig

in ihrer ersten Aufwallung aus, „das ist keine Taube, sondern eine Nachteule.“ — „Schweig'!“ sagte der König zornig, „du sollst sie lieben und ehren, als ob sie deine leibliche Mutter wäre. Kleide dich jetzt an, denn ich will sie heute noch abholen.“

Die Prinzessin, welche sehr folgsam war, ging sogleich in ihr Zimmer, um sich anzukleiden. Ihre Amme, welche ihren Schmerz in ihren Augen las, fragte sie: „Was ist Ihnen denn, Sie weinen ja?“ — „Wer sollte da nicht weinen, meine gute Amme?“ erwiderte die Prinzessin. „Der König will mir eine Stiefmutter geben, und noch dazu ist es meine bitterste Feindin, kurz, die abscheuliche Herzogin Murrkopf. Diese Person, die mich vergiften möchte, soll ich lieb haben!“ — „Prinzessinnen, welche ihre Geburt so hoch gestellt,“ versetzte die Amme, „müssen sich in Alles zu schicken wissen. Thun Sie sich Gewalt an und gehorchen Sie Ihrem Vater.“ — Die Prinzessin entschloß sich hiezu nur mit Widerwillen und auf vieles Zureden ihrer vernünftigen Amme.

Die Prinzessin zog nun ein Kleid von grünem Goldstoff an, ließ ihre blonden Haare über die Schultern herabflattern, wie es damals Mode war, und setzte eine leichte Krone von Rosen und Jasmin auf, deren sämmtliche

Blätter Smaragde waren. So gekleidet, war sie schön wie die Göttin der Liebe, aber ihre Betrübniß, welche sie nicht überwinden konnte, war auf ihrem Gesichte zu lesen.

Inzwischen hatte die Herzogin Murrkopf sich auf's beste herausgeputzt. Sie ließ den einen ihrer Schuhe eine Spanne höher machen als den andern, um weniger hinkend zu erscheinen; ihr Kleid ließ sie ausstopfen, um ihre Höcker zu verbergen, legte ein falsches Auge ein, schminkte sich, ließ ihre rothen Haare schwarz färben und zog ein feuerfarbnes Atlaskleid mit gelbem Ueberwurf und veilchenblauen Bändern an. Sie wollte ihren Einzug zu Pferd halten, weil sie gehört hatte, daß dies die Königin von Spanien so mache.

Während man auf den Befehl des Königs wartete, um der Herzogin Murrkopf entgegenzuziehen, ging Prinzessin Anmuthig in ein kleines schattiges Lustwäldchen, setzte sich auf eine Rasenbank und sagte: „Jetzt endlich habe ich wenigstens die Freiheit, ungestört weinen zu dürfen!“ und alsbald vergoß sie einen solchen Strom von Thränen, daß ihre beiden Augen zwei rinnende Quellen zu seyn schienen. Sie vergaß Alles um sich her, bis ein in grünen Atlas gekleideter Page, welcher der schönste Page von der Welt

war und weiße Federn auf dem Kopfe trug, ehrfurchtsvoll vor sie hintrat, ein Knie zur Erde beugte und sprach:

„Prinzessin! der König wartet auf Sie.“ Sie war ganz erstaunt über die Schönheit und Anmuth des jungen Pagen, und da sie ihn nicht kannte, glaubte sie, er gehöre zum Gefolge der Herzogin von Murrkopf. „Seit wann,“ fragte sie, „hat der König Sie unter die Pagen aufgenommen?“ — „Ich bin nicht Page des Königs,“ erwiderte er, „ich bin Ihr Diener und will sonst Niemandes Diener seyn.“ — „Sie mein Diener? Ich kenne Sie ja gar nicht!“ — „O, Prinzessin!“ rief der Page aus, „ich wagte noch nicht, mich zu zeigen, aber die Leiden, womit die Heirath des Königs Sie bedrohte, zwingen mich, bälder zu sprechen, als ich sonst gethan hätte; ich war entschlossen,

Zeit und treue Dienste für meine Liebe sprechen zu lassen und ...." — „Wie," rief die Prinzessin unwillig, „ein Page ist so frech, mir seine Liebe zu erklären? Das fehlte noch zu meinem Elend!" — „Erschrecken Sie nicht, schönste Prinzessin!" erwiderte er mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit; „ich bin Prinz Geistreich und bekannt genug durch meine Kenntnisse und Reichthümer, so daß Sie kein ungleiches Verhältniß zwischen uns finden werden. Bloß an Schönheit und trefflichen Eigenschaften ragen Sie über mich empor; ich liebe Sie schon lange und verweile oft in Ihrer Nähe, ohne daß Sie mich sahen; ich besitze die Gabe der Zauberkunst von meiner Geburt an und kann mich unsichtbar machen. Heute will ich Sie in der Kleidung eines Edelknaben begleiten und hoffe, Ihnen nicht unnützlich zu seyn." Während Prinz Geistreich so sprach, sah ihn die Prinzessin mit unbeschreiblichem Erstaunen an. Endlich faßte sie sich und sagte: „Sie sind es also, schöner Prinz Geistreich? Schon lange sehnte ich mich nach Ihrem Anblick: denn man erzählt Wunderdinge von Ihnen. Es freut mich sehr, daß Sie mein Freund und Beschützer seyn wollen, und jetzt fürchte ich die böse Herzogin Murrkopf nicht mehr."

Prinzessin Anmuthig kehrte in das Schloß zurück und fand dort ein gesatteltes und gezäumtes Pferd für sie

bereit, das Prinz Geistreich in den Stall hatte führen lassen. Während es der Page am Zügel hielt, machte es wilde Sätze, stampfte den Boden, hob den Kopf stolz in die Höhe und blies die Nasslöcher weit auf. Wenn man das für die Herzogin Murrkopf bestimmte Pferd daneben sah, erschien es als eine jämmerliche Rozinante, und auch Sattel und Zeug hielt keine Vergleichung mit jenem Reitzeug aus, das von Edelsteinen strahlte. Der König, der andere Dinge im Kopfe hatte, bemerkte es nicht; aber der ganze Hof hatte nur Augen für die Prinzessin und ihren grünen Pagen, der an Schönheit alle andern Edelknaben übertraf.

Die Herzogin Murrkopf saß in einem offenen Wagen, häßlicher und plumper als das garstigste Bauernmensch. Der König und die Prinzessin umarmten sie. Man führte ihr das für sie bestimmte Pferd vor. Da sie aber das Pferd der Prinzessin erblickte, sagte sie zornig: „Wie? Dieses Geschöpf da soll ein schöneres Pferd haben, als ich? Lieber wollte ich nicht Königin seyn und in mein reiches Schloß zurückkehren!“ Sogleich

befahl der König der Prinzessin, abzusteigen und ihr Pferd der Herzogin Murrkopf anzubieten. Die Prinzessin gehorchte ohne Widerrede. Die Herzogin Murrkopf würdigte sie keines Blicks, viel weniger eines Danks, und ließ sich auf das schöne Pferd hinaufheben. Acht Kammerherren hielten sie, daß sie nicht falle. Sie war damit noch nicht zufrieden, sondern murmelte Drohungen zwischen den Zähnen. Man fragte sie, was ihr zu Diensten stehe. „Der grüne Page," erwiderte sie, „soll mir den Zügel halten, wie er der Prinzessin that." Alsbald befahl der König dem grünen Pagen, den Zügel des Pferdes zu nehmen. Prinz Geistreich blickte die Prinzessin an und die Prinzessin ihn; sie winkte ihm mit den Augen, und sogleich ergriff er den Zügel des Pferdes. Pauken und Trompeten ertönten und der Zug setzte sich in Marsch. Die Herzogin Murrkopf war außer sich vor Vergnügen; sie hielt sich für zehnmal schöner als die Prinzessin war, aber ihre Freude dauerte nicht lange: denn ehe man sich's versah, fing das schöne Pferd an Sätze zu machen, auszureißen und mit der Reiterin über Stock und Stein davon zu fliegen.

Die Herzogin Murrkopf hielt sich am Sattelknopf und an der Mähne, und schrie aus Leibeskräften; endlich fiel sie und blieb mit dem Fuß am Steigbügel hängen.

Das Pferd führte sie über Stock und Stein davon, bis sie zuletzt im Kothe liegen blieb. Man fand sie ganz zerschunden: ihr Kopf hatte vier bis fünf Löcher und ihr Arm war zerstaucht. Das war eine übel zugerichtete Braut. Der König war darüber in Verzweiflung. Man hob sie vom Boden auf und trug sie in die Stadt, wo die Leibchirurgen des Königs ihre Wunden untersuchten. So übel sie sich auch befand, so zankte und schimpfte sie dennoch: „Das," sagte sie, „ist ein Streich von diesem Nickel von Prinzessin; sie hat dieses schöne und bösartige Pferd mit Fleiß genommen, damit ich Lust bekäme, darauf zu reiten. Aber wenn mir der König nicht Genugthuung gibt, so kehre ich in mein reiches Schloß zurück und bleibe nicht bei ihm." Man hinterbrachte dem König, daß seine Gemahlin sehr zornig sey. Da der Geiz seine herrschende Leidenschaft war, so schauderte er bei dem bloßen Gedanken, daß er die vielen Fässer mit Gold und Edelsteinen verlieren könnte. Er lief deßwegen alsbald zu der mürrischen Kranken, warf sich ihr zu Füßen und gelobte, die Prinzessin ganz in ihre Hände zu geben. Hiemit war sie zufrieden gestellt.

Hierauf ließ die Herzogin Murrkopf die Prinzessin Anmuthig zu sich bescheiden. Sie erschien bleich und

zitternd, weil sie nichts Gutes ahnte, und sah sich nach allen Seiten um, ob ihr nicht Prinz Geistreich zur Hülfe erschiene: aber sie erblickte ihn nirgends. Kaum war sie in das Zimmer ihrer Stiefmutter getreten, so fielen vier Furien über sie her, rissen ihr die Kleider vom Leib und fingen an sie unbarmherzig mit Ruthen zu peitschen. Die

Herzogin Murrkopf ermunterte sie von ihrem Bett aus, und rief ihnen zu: „Hauet ihr die Haut vom Leibe, daß kein Stückchen davon übrig bleibt!“

Wer dieses grausame Schauspiel mit ansah, hätte glauben sollen, daß kein Fetzen von der Prinzessin übrig

bleiben würde; aber der artige Prinz Geistreich hatte die Augen der Megären verblendet und die Ruthen in ihrer Hand in buntfarbige Federn verwandelt. Als die Prinzessin dieses sah, hatte sie keine Furcht mehr und dankte in ihrem Herzen dem Prinzen Geistreich für seinen Beistand. Nachdem sich die Furien müde geschlagen hatten, zogen sie der Prinzessin ihre Kleider wieder an und warfen sie mit vielen Schimpfwörtern zur Thüre hinaus.

Als die Prinzessin in ihr Zimmer zurückkam, stellte sie sich krank, legte sich in's Bett und entließ ihre Leute. Sie behielt Niemand um sich als ihre Amme, welcher sie die ganze Geschichte erzählte. Ueber dem Erzählen schlief sie ein; die Amme ging fort, und als die Prinzessin wieder erwachte, erblickte sie in einem Winkel des Zimmers den grünen Pagen, der sich aus Ehrerbietung nicht näher wagte. Sie dankte ihm für seine Hülfe und bat ihn um seinen fernern Beistand; jetzt aber, fügte sie hinzu, möchte er sich entfernen, weil es sich nicht schicke, daß ein wohlgezogenes Frauenzimmer mit einem Herrn allein sey. Der Page gehorchte, nachdem er ihr zuvor gerathen hatte, sich von der erlittenen Mißhandlung krank zu stellen.

Die Herzogin Murrkopf war über den Zustand, worin sich nach ihrer Meinung die Prinzessin befand, so erfreut,

daß sie selbst um so bälder wieder genas, worauf die Vermählung mit großer Pracht gefeiert wurde. Da der König wußte, daß sie vor allen Dingen liebte, als schön gepriesen zu werden, so ließ er ein Turnier halten, wobei sechs der tapfersten Ritter mit Schwert und Lanze verfechten sollten, daß sie die schönste Prinzessin der Welt sey. Es fanden sich viele fremde Ritter ein, um das Gegentheil zu behaupten. Dieser garstige Affe stand auf einem goldenen Balkon und sah mit freudigem Stolze zu,

wie der Muth und die Geschicklichkeit ihrer Ritter ihre schlechte Sache siegreich verfocht. Prinzessin Anmuthig stand hinter ihr, und alle Blicke richteten sich auf sie,

aber ihre Stiefmutter glaubte in ihrem tollen Dünkel, daß diese Bewunderung ihr gelte und daß man nur für sie Augen habe.

Die sechs Ritter der Königin hatten siegreich den Platz gegen Alle und Jede behauptet, welche ihre Schönheit in Abrede zogen, als plötzlich ein junger Ritter in die Schranken ritt, auf dessen Brustharnisch ein Bildniß in einer diamantenen Kapsel hing. Er schwang muthig seine Lanze und erklärte mit lauter Stimme die Herzogin Murrkopf für das häßlichste Weib auf der Welt, Diejenige aber, deren Bildniß er bei sich trage, für die Schönste der Schönen. Alsbald legte er die Lanze ein und rannte die sechs Ritter der Königin zu Boden. Es kamen sechs Andere, dann zwölf, dann vierundzwanzig; aber er warf sie Alle in den Staub, und als er siegreich das Feld behauptet hatte, hob er das Bildniß seiner Schönen in die Höhe, und Jedermann erkannte darin die Prinzessin Anmuthig. Hierauf machte er der Prinzessin eine tiefe Verbeugung und ritt aus den Schranken, ohne seinen Namen zu nennen; aber sie zweifelte keinen Augenblick, daß es der Prinz Geistreich sey.

Die Herzogin Murrkopf erstickte fast vor Zorn und konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich rief sie

mit der Stimme einer Tollhäuslerin: „Wie, mir den Preis der Schönheit streitig machen? Meinen Rittern eine solche Schmach anthun? Ich muß mich rächen oder sterben!“ — „Gnädigste Frau!“ sagte die Prinzessin, „ich habe keinen Theil an dem, was geschehen ist, das betheuere ich Ihnen, und will Ihnen mit meinem Blute unterschreiben, daß Sie die Schönste der Schönen und ich das häßlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden sey.“ — „Ach, Sie belieben zu scherzen, mein Meerkätzchen!“ erwiderte ihre Stiefmutter; „aber wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Man hinterbrachte dem König, wie zornig seine Gemahlin sey, und daß die Prinzessin vor Furcht fast sterbe und ihn bitte, doch Mitleid mit ihr zu haben und sie nicht ganz in die Hände ihrer Feindin zu geben. Das rührte ihn aber im mindesten nicht und er erwiderte ganz kalt: „Ich habe sie einmal ihrer Stiefmutter überantwortet, und die mag mit ihr thun und machen was ihr beliebt.“

Die böse Murrkopf erwartete mit Ungeduld die Nacht, und sobald es dunkel war, ließ sie ihren Reisewagen anspannen. Man setzte die Prinzessin mit Gewalt hinein und fuhrte sie hundert Meilen weit in einen großen Wald, den Niemand zu betreten wagte, weil es darin von Löwen, Bären, Tigern und Wölfen wimmelte. Nachdem

man in der Mitte des Waldes angekommen war, hob man die Prinzeſſin aus dem Wagen und ließ ſie trotz alles Bittens und Flehens allein zurück. Sie wandelte nun in der Irre herum, ſtieß ſich in der Dunkelheit an Bäume, fiel bald zu Boden, bald blieb ſie in Dornen und Geſträuchen hängen. Endlich blieb ſie, von Schmerz und

Mattigkeit erſchöpft, liegen. „Prinz Geiſtreich! Prinz Geiſtreich!“ rief ſie aus, „wo biſt du? Kannſt du mich in ſolchem Elend verlaſſen?“ Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo ſtrahlte der Wald in hellen Flammen: da

war kein Baum, auf dem nicht tausend Wachskerzen gebrannt hätten, und am Ende einer langen Allee erblickte sie ein krystallenes Schloß, das wie die Sonne glänzte. Bei diesem Anblick vergaß sie Kummer und Müdigkeit, und erhob sich vom Boden. Sie hörte ein Geräusch hinter sich und fuhr angstvoll zusammen, weil sie glaubte, es sey ein wildes Thier, das sie fressen wolle. Als sie sich aber umsah, erblickte sie den Prinzen Geistreich, der sich ihr ehrerbietig näherte und sie höflichst einlud, mit ihm in das krystallene Feenschloß zu kommen, wo seine Mutter und Schwestern sie mit zärtlicher Ungeduld erwarteten.

Die Prinzessin stieg mit ihm in einen kleinen goldnen Schlitten, den zwei Hirsche mit Blitzesschnelle davon zogen. Sie machten eine Spazierfahrt durch den Wald, der von Millionen Wachskerzen strahlte. Hier tanzten festlich gekleidete Schäfer und Schäferinnen nach dem Schall der Flöte und des Dudelsacks; dort, am Ufer klarer Bäche, saßen muntere Landleute trinkend und singend. „Ich glaubte, daß dieser Wald unbewohnt sey," sagte Prinzessin Anmuthig, „aber ich finde hier nichts als Lust und

Freude." — „Allerdings!" erwiderte der Prinz; „aber nur seit Sie hier sind: denn Sie sind die Göttin der Liebe, unter deren Fußtritt Blumen hervorsprossen."

Als sie in den krystallenen Feenpalast kamen, empfing sie eine himmlische Musik, die Königin und ihre beiden wunderschönen Töchter gingen ihr entgegen, umarmten sie und führten sie in einen krystallenen Saal, auf dessen Mauern, zu ihrer größten Verwunderung, ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag eingegraben und selbst ihre letzte Spazierfahrt im Schlitten, den die zwei Hirsche zogen, nicht vergessen war. Alles war von so vollendeter Arbeit, daß Phidias und was sonst das alte Griechenland an berühmten Künstlern aufweist, nur als erbärmliche Stümper dagegen erschienen. „Sie haben sehr fleißige Arbeitsleute," sagte Prinzessin Anmuthig zu Prinz Geistreich: „kaum begehe ich eine Handlung oder entwischt mir eine Geberde, so finde ich sie in Krystall gegraben." — „Das geschieht deßwegen," erwiderte der galante Prinz, „weil ich nichts von dem verlieren will, was auf Ihre werthe Person Bezug hat." — Da sie nicht wußte, was sie ihm hierauf erwidern sollte, so dankte sie der Königin für die freundliche Art, womit sie empfangen worden war. Hierauf setzte man sich zur Tafel, an welcher es Prinzessin Anmuthig

sich trefflich schmecken ließ, weil sie sehr vergnügt darüber war, daß sie im Walde statt der Bären und Löwen den Prinzen Geistreich angetroffen hatte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, wurde sie von den beiden Prinzessinnen in ihre Gemächer geführt. In ihrem Leben hatte sie nie etwas Prächtigeres gesehen. Vierundzwanzig wunderschöne Nymphen bedienten sie, und die älteste derselben war nicht über achtzehn Jahr alt. Nachdem man sie in's Bett gebracht hatte, begann eine bezaubernde Musik, um sie einzuschläfern; sie war aber so aufgeregt, daß sie kein Auge zu schließen vermochte. „Alles, was ich gesehen habe," dachte sie, „geht mit Zauberei zu; dieser Prinz ist ein gefährlicher Mensch, und es ist Zeit, daß ich mich von hier fortmache." Dieser Entschluß kostete ihr freilich viele Ueberwindung: denn es war keine Kleinigkeit, ein so prächtiges Schloß zu verlassen, um zu ihrer Stiefmutter Murrkopf zurückzukehren.

Nachdem sie am andern Morgen aufgestanden war, überreichte man ihr Kleider von allen Stoffen und Farben, Edelsteine aller Art, Spitzen, Bänder und seidene Handschuhe vom ausgesuchtesten Geschmack, so daß ihr nicht das Mindeste zu wünschen übrig blieb. Sie zog sich vor

einer goldenen Toilette an und fand, daß ſie heute ſchöner war als je in ihrem Leben. Prinz Geiſtreich machte ihr die Aufwartung; er hatte ſich in grünen Goldſtoff gekleidet, weil dies die Lieblingsfarbe der Prinzeſſin war. Dieſer junge Prinz war der ſchönſte und liebenswürdigſte aller Prinzen, welche je gelebt haben. Prinzeſſin Anmuthig erzählte ihm, daß ſie nicht habe ſchlafen können, ſowohl im Andenken an die vergangenen Leiden, als im Hinblick auf das Unglück, das ihr noch bevorſtehe. „Was kann Sie hier beunruhigen?“ ſagte der Prinz. „Sie ſind die angebetete Gebieterin in dieſem Schloſſe und werden

uns doch nicht verlassen wollen, um sich ihrer grausamsten Feindin in die Hände zu liefern." — „Wenn ich Herr meines Schicksals wäre," erwiederte die Prinzessin seufzend, „würde ich bleiben; aber ich bin meinem Vater Gehorsam schuldig und will lieber alle Leiden erdulden, als meine Pflichten gegen ihn verletzen." — Der Prinz gab sich alle Mühe, sie zu einer Heirath mit ihm zu bewegen; aber alles, was er erlangen konnte, war, daß sie noch acht Tage länger im Schlosse blieb, während welcher ihr zu Ehren tausenderlei Lustbarkeiten angestellt wurden.

Prinzessin Anmuthig sagte mehrmals zum Prinzen Geistreich: „Ich möchte wohl wissen, was am Hofe meines Vaters vorgeht und was man dort über mein plötzliches Verschwinden sagt." Der Prinz versprach ihr, seinen Stallmeister hin zu schicken, der ein guter Kopf sey, und schon Alles auskundschaften werde. „Was braucht es der Umstände," versetzte die Prinzessin: „Sie wissen gewiß von selbst Alles, was dort geschieht und geschehen ist." Der Prinz lächelte, und führte sie in einen sehr hohen Thurm, der, wie das übrige Schloß, von Krystall war. Hier mußte sie ihren Fuß auf den seinigen setzen, ihren kleinen Finger in seinen Mund stecken und nach der Seite der Hauptstadt sehen. Alsbald erblickte sie die garstige

Murrkopf, die bei dem König war, und zu ihm ſagte: „Dieſe elende Prinzeſſin hat ſich im Keller erhenkt; ich habe ſie geſehen: ſie ſieht abſcheulich aus, man muß ſie ſchnell beerdigen; und tröſten Sie ſich nur über dieſen Verluſt, denn ſie iſt Ihrer Thränen nicht werth.“ Als der König dieſes hörte, weinte er laut und jammerte über den Tod ſeines Kindes. Die unempfindliche Murrkopf wandte ihm den Rücken, ließ einen Rehbock in den leeren Sarg legen, und ein prächtiges Leichenbegängniß halten, bei welchem der ganze Hof in Thränen zerfloß, während er heimlich die alte Hexe verwünſchte, die an dem unglücklichen Ende der Prinzeſſin Schuld war. Hierauf legte man große Hoftrauer an, und der König, dem weder Eſſen noch Trinken ſchmeckte, weinte von ganzem Herzen.

Als Prinzeſſin Anmuthig ihren Vater ſo betrübt ſah, ſagte ſie: „Ach, Prinz Geiſtreich! Mein Vater darf mich nicht länger für todt halten. Wenn Sie mich lieben, bringen Sie mich zu ihm zurück.“ Was er auch dagegen ſagen mochte, er mußte ihr willfahren. „Prinzeſſin Anmuthig!“

sagte er zu ihr, „Sie werden sich nur zu oft in das Feenschloß zurückwünschen.“ Diese Prophezeiung erschütterte jedoch ihren Entschluß nicht, sie rüstete sich zur Abreise und nahm Abschied von der Mutter und den Schwestern des Prinzen. Hierauf stieg sie in den Schlitten und die Hirsche flogen davon. Als sie den Palast verließ, hörte sie ein großes Geräusch, blickte hinter sich und sah das krystallene Schloß in tausend Stücken zusammenfallen. „Was sehe ich,“ rief sie aus, „es ist kein Schloß mehr da?“ — „Nein!“ erwiderte ihr Prinz Geistreich, „mein Schloß ist im Reiche der Todten, und erst wenn Sie begraben sind, werden Sie wieder hineinkommen.“

Als sie sich der Hauptstadt näherten, machte Prinz Geistreich sich, die Prinzessin, den Schlitten und die Hirsche unsichtbar. Die Prinzessin ging geradewegs in das Zimmer des Königs, und warf sich ihm zu Füßen. Als sie der König erblickte, bekam er große Angst und wollte davon laufen, weil er sie für ein Gespenst hielt. Sie hielt ihn zurück und sagte ihm, daß sie nicht todt sey, daß ihre böse Stiefmutter sie in einen wilden Wald habe bringen lassen, daß sie

auf einen Baum gestiegen sey und von Früchten gelebt habe, daß ein Rehbock an ihrer Stelle begraben worden, und nun bitte sie den König, ihren Vater, um Gottes willen, sie in eines seiner Schlösser zu schicken, wo sie vor der Wuth der garstigen Murrkopf in Sicherheit sey.

Der König, der nicht wußte, ob er ihr glauben sollte, ließ den Rehbock ausgraben, und wunderte sich dann sehr über die Bosheit seiner Gemahlin. Jeder Andere hätte sie statt des Rehbocks in den Sarg werfen lassen: aber er war ein schwacher Herr, der nie ernstlich bös werden konnte; er liebkoste seine Tochter und ließ sie mit sich zu Nacht essen. Als die Creaturen der Königin Murrkopf ihr hinterbrachten, daß die Prinzessin zurückgekommen sey und mit dem König zu Nacht speise, wurde sie ganz rasend, rannte spornstreichs zum König und erklärte ihm rund, daß er keine andere Wahl habe, als ihr entweder diese Landläuferin auf der Stelle auszuliefern, oder sie sogleich abreisen zu sehen; das sey eine Gaunerin und nicht die Prinzessin Anmuthig, der sie zwar ein wenig gleich sehe, die ja aber nicht mehr lebe, weil sie sich im Keller erhenkt habe. Hierauf erwiderte der König kein Wort, und übergab ihr die Prinzessin, da er glaubte oder sich zu glauben stellte, daß sie nicht seine Tochter sey.

Königin Murrkopf war darüber außer ſich vor Freude, ließ ſie in einen Kerker ſchleppen und entkleiden. Man zog ihr ihre ſchöne Kleider aus und bekleidete ſie mit einem Rocke von grober Leinwand, und ihre niedlichen Füße ſteckte man in plumpe Holzſchuhe; zum Schlafen erhielt ſie ein wenig Stroh und zum Eſſen ſchwarzes Brod.

Als ſie ſich ſo elend und verlaſſen ſah, weinte ſie bitterlich und wünſchte ſich in das Feenſchloß zurück; aber ſie wagte es nicht, den Prinzen Geiſtreich zu Hülfe zu rufen, weil ſie ihn durch ihre Weigerung, im Schloſſe zu

bleiben, allzusehr beleidigt zu haben glaubte. Inzwischen hatte Königin Murrkopf eine Fee zu sich rufen lassen, die fast eben so boshaft war als sie selbst. „Ich habe hier," sagte sie, „eine kleine Spitzbübin im Käfig; ich möchte ihr gern schwere Arbeiten aufgeben, welche sie nicht zu Stande bringen kann, um sie dann mit Recht tüchtig durchpeitschen zu können: helfen Sie mir doch dazu." Die Fee versprach ihr, sich zu besinnen und morgen wieder zu kommen. Am andern Morgen brachte sie ein Gebinde von Garn, viele hundert Pfunde schwer, und so fein, daß der Faden brach, wenn man ihn nur anhauchte, und so verwickelt, daß man weder Anfang, noch Ende finden konnte. Hierüber war die böse Murrkopf vor Vergnügen außer sich, und ließ sogleich ihre schöne Gefangene holen.

„Da, Gevatterin!" sprach sie höhnisch, „setzt Eure großen Pfoten in Arbeit und wickelt mir dieses Garn da auf, und wenn ein einziger Faden bricht, so dürft Ihr für Schläge nicht sorgen. Anfangen könnt Ihr wann es Euch gefällt, aber ehe die Sonne untergeht, muß die Arbeit fertig seyn." Mit diesen Worten ließ sie die Prin-

zeſſin in ein Zimmer ſperren und doppelte Riegel vorſchieben.

Die Prinzeſſin betrachtete den Knäuel Garn, beſah ihn von hinten und vornen, und kaum hatte ſie die Arbeit begonnen, ſo waren ſchon tauſend Fäden zerriſſen. Sie war darüber ſo beſtürzt, daß ſie keinen weiteren Verſuch machen wollte, ſondern den ganzen Plunder auf den Boden warf. „Ach, Prinz Geiſtreich! Prinz Geiſtreich! Ich wage nicht, deine Hülfe anzuflehen," jammerte ſie und brach in Thränen aus. Plötzlich ging Prinz Geiſtreich durch die verſchloſſene Thür ein, und ſagte: „Prinzeſſin Anmuthig, was befehlen Sie? Ich bin ſtets Ihr gehorſamer Diener." Sie deutete auf den Knäuel Garn. Prinz Geiſtreich ſchlug dreimal mit ſeinem Zauberſtabe darauf, und alsbald entwirrte er ſich und lag ſchön gehaſpelt und in beſter Ordnung da. Hierauf fragte ſie der Prinz, ob ſie ſonſt noch etwas zu befehlen habe, und ob ſie ihn denn nie anders rufen werde, als wenn ſie im Unglück ſey. „Machen Sie mir doch keine Vorwürfe," ſagte die Prinzeſſin, „ich bin ohnedies unglücklich genug!" — „Aber," erwiderte der Prinz, „es hängt ja nur von Ihnen ab, ſich der Wuth ihrer Peinigerin zu entziehen. Sie dürfen mich ja nur in das Feenſchloß begleiten." — „Ich

will erſt ſehen, ob Ihre Liebe auch beſtändig iſt," verſetzte die Prinzeſſin Anmuthig. Dieſer Verdacht kränkte den guten Prinzen Geiſtreich, und er nahm etwas froſtigen Abſchied.

Kaum war die Sonne untergegangen, ſo ſtürmte die böſe Murrkopf mit ihren vier Furien in das Zimmer und ſchrie: „Ich wette darauf, daß dieſe Müßiggängerin die Arbeit nicht berührt hat; ſie hat gewiß geſchlafen, um ihren Teint friſch zu erhalten." Statt aller Antwort bot ihr die Prinzeſſin den Knäuel Garn dar. Da ſie nichts

an der Arbeit ausſetzen konnte, ſo ſagte ſie wenigſtens, die Prinzeſſin habe das Garn beſchmutzt, und gab ihr dafür einige Ohrfeigen. Hierauf führte man ſie in ihren Kerker zurück.

Die böſe Murrkopf ärgerte ſich ſehr, daß ihr ihre Bosheit nicht gelungen war. Sie ließ die Fee rufen und überhäufte ſie mit Vorwürfen. „Finden Sie mir noch etwas Schwierigeres auf, das ſie nicht zu Stande bringen kann!“ ſagte ſie zu ihr. Am andern Morgen brachte die Fee ein großes Faß, das mit Federn gefüllt war. Da waren Federn von allen Vögeln, die es auf der Welt gibt: von Nachtigallen, Kanarienvögeln, Lerchen, Amſeln, Sperlingen, Tauben, Papagaien, Nachteulen, Straußen, Pfauen und vielen tauſend andern. Dieſe Federn waren alle ſo untereinander gemiſcht, daß die Vögel ſelbſt nimmer im Stande geweſen wären, ihr eigenes Gefieder zu erkennen. „Hier iſt etwas,“ ſagte die Fee, „woran die Gefangene ihre Kunſt und Geduld üben kann. Befehlen Sie ihr, dieſe Federn auszuſuchen, und die eines jeden Vogels beſonders zu legen.“ Die Königin Murrkopf war hierüber vor Vergnügen außer ſich und ließ alsbald ihre ſchöne Gefangene holen. Sie ſchloß ſie in das Zimmer ein und befahl ihr unter den übrigen Drohungen, die Arbeit vor Sonnenuntergang fertig zu machen.

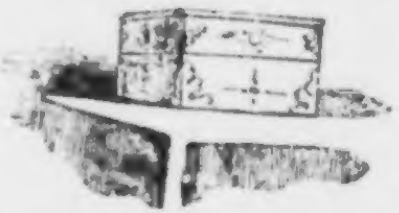
Prinzeſſin Anmuthig fing an die Federn zu ordnen, aber ſie vermochte nicht, die einen von den andern zu unterſcheiden; ſie warf ſie wieder in das Faß, machte

einen zweiten und dritten Versuch, aber Alles vergebens. „Ach, Prinz Geistreich! Prinz Geistreich!“ rief sie aus, „wenn du mich liebtest, wärest du schon da!“ — „Da bin ich!“ rief der Prinz und streckte den Kopf aus dem Fasse, worin er sich verborgen hatte. Hierauf schlug er

dreimal mit seinem Zauberstab auf das Faß, und die Federn strömten zu Tausenden heraus, und ordneten sich,

je nach ihrer Gattung, im Zimmer umher. Die Prinzessin war hierüber so vergnügt, daß sie sich tausendmal bei dem Prinzen bedankte. Als er ihr aber den Antrag machte, sie zu heirathen, gab sie ihm zur Antwort, sie wolle sich darüber noch besinnen.

Die Königin Murrkopf war nicht wenig überrascht, die Arbeit gethan zu finden. Sie gab gleichwohl der Prinzessin eine Tracht Schläge, weil, wie sie sagte, die Federn auf dem Boden nicht gehörig geordnet seyen. Zum dritten Mal berief sie die Fee, und ließ ihren Zorn an ihr aus. Die Fee wußte nicht, was sie erwidern sollte, so bestürzt war sie über diese Dinge. Sie besann sich lange, und versprach endlich, eine Schachtel zu machen, die der Gefangenen viel zu schaffen geben werde, wenn sie so neugierig sey, sie zu öffnen. Einige Tage darauf brachte sie die Schachtel, und sagte: „Schicken Sie Ihre Sclavin irgendwo damit hin, und verbieten sie ihr, sie zu öffnen. Sie wird sich dessen nicht enthalten können, und das wird ihr Unglück bringen.“ Königin Murrkopf ließ die Prinzessin holen. „Nimm diese Schachtel,“ sagte sie, „trage sie in mein reiches Schloß, und setze sie



auf den Tiſch meines Schlafzimmers. Wenn du ſie aber öffneſt, ſo ſollſt du des Todes ſterben."

Prinzeſſin Anmuthig zog ihre Holzſchuhe und ihren Rock von grober Leinwand an, nahm die Schachtel unter den Arm und ging fort. Trotz ihres geringen Anzugs war ſie noch ſo wunderſchön, daß ihr unterwegs alle Leute nachgafften und ſagten: „Das iſt gewiß eine verkleidete Fee oder Prinzeſſin." Sie war müde und ſetzte ſich in einem Wäldchen am Rand einer blumigen Wieſe nieder. Als ſie nun die Schachtel auf ihrem Schooße betrachtete, wandelte ſie plötzlich die Luſt an ſie zu öffnen. „Was thut es denn," dachte ſie, „wenn ich ſehe, was darin iſt, ich nehme ja nichts davon." Sie beſann ſich nicht länger und öffnete die Schachtel. Da ſtrömten aus ihr in Unzahl hervor: kleine Männchen und Weibchen, kleine Geigen und andere Inſtrumente, kleine Tiſche, kleines Geſchirr und kleine Köche. Der größte unter dieſen kleinen Leuten war nicht größer als ein kleiner Finger. Sie theilten ſich in mehrere Haufen, und fingen an im Graſe zu ſpringen und zu tanzen, daß es eine Luſt war, es mit anzuſehen. Prinzeſſin Anmuthig hatte im Anfang ihre Freude daran, als ſie aber die kleinen Leute zwingen wollte, wieder in ihre Behauſung zurückzukehren, liefen

ſie Alle davon. Es war ſpaßhaft anzuſehen, wie die Einen ihre Geigen unter dem Arme, Andere ihre Tiſche auf dem Kopf, Andere ihre Bratſpieße auf der Schulter das Weite gewannen. Wenn ihnen die Prinzeſſin in den Wald nachlief, ſprangen ſie auf die Wieſe zurück, und umgekehrt. „O, unſelige Neugierde!“ jammerte die Prinzeſſin, „das einzige Unglück, das ich abwenden konnte, widerfährt mir durch eigene Schuld! Prinz Geiſtreich! Prinz Geiſtreich! Wenn du mich anders noch liebſt, komm' mir zu Hülfe!“ Alsbald ſtand der Prinz in ſeinem grünen Kleide da. „Der böſen Murrkopf allein verdanke ich es, daß Sie mich rufen,“ ſagte er im Tone des Vorwurfs. „Ach!“ erwiderte die Prinzeſſin, „urtheilen Sie doch beſſer

von meinen Gesinnungen; ich weiß Ihre Verdienste und Wohlthaten zu schätzen, und wenn ich Ihre Beharrlichkeit auf die Probe setze, so geschieht es, um sie zuletzt zu krönen." Hierüber freute sich Prinz Geistreich von ganzem Herzen, und schlug dreimal mit seinem Zauberstabe auf die Schachtel. Alsbald kehrten die kleinen Leute, mit Tischen und Bänken, mit Geigen und Flöten, mit Bratspieß und Braten in die Schachtel zurück. Prinz Geistreich bat die Prinzessin, in seinen Wagen zu steigen, den er im Walde zurückgelassen hatte, und in das reiche Schloß zu fahren. Da sie sehr müde war, nahm sie sein Anerbieten mit Dank an, und damit man sie nicht sehen sollte, machte der Prinz Alles unsichtbar, weßhalb man auch nie erfahren konnte, was sie unterwegs gesprochen haben.

Als die Prinzessin im reichen Schlosse ankam, verlangte sie, daß man ihr das Schlafzimmer der Königin Murrkopf öffne. Der Kastellan lachte ihr in's Gesicht und sagte: „Was meinst du denn, du Nickel? ein solcher Fußboden ist noch nie von Holzschuhen betreten worden. Kehre heim und hüte deine Schafe!" Prinzessin Anmuthig bat ihn, ihr ein paar Zeilen zu geben, daß er sich geweigert habe, ihr das Schlafzimmer der Königin Murrkopf zu öffnen. Der Kastellan willigte in ihre Bitte, worauf sie mit dem

Prinzen Geiſtreich, der auf ſie gewartet hatte, nach der Stadt zurückkehrte. Unterwegs bat er ſie dringend, doch ihrem Unglück ein Ende zu machen und ihn zu heirathen. Sie verſprach ihm, bei dem erſten ſchlimmen Streich, den ihre Stiefmutter ihr wieder ſpielen würde, ihm ihre Hand zu reichen.

Als die böſe Murrkopf die Prinzeſſin zurückkommen ſah, wurde ſie ſo zornig, daß ſie über die Fee, welche ſie bei ſich behalten hatte, herfiel und ihr das Geſicht zerkratzte. Sie würde ſie erwürgt haben, wenn man eine

Fee erwürgen könnte. Prinzessin Anmuthig überreichte ihr das Schreiben des Kastellans und die Schachtel; sie warf beides in's Feuer, und hätte gern die Prinzessin nachgeworfen. Aber sie verzögerte ihre Peinigung nicht lange.

Königin Murrkopf ließ in ihrem Garten ein Loch graben, so tief wie ein Brunnen, und bedeckte es mit einem großen Stein. Als dies geschehen war, ging sie spazieren, und sprach zur Prinzessin Anmuthig und ihrem ganzen Gefolge: „Unter diesem Steine liegt ein Schatz verborgen: laßt uns ihn geschwind wegnehmen!" Jedermann legte Hand an, Prinzessin Anmuthig wie die andern. Das war es eben, was die böse Murrkopf wollte: denn sobald die Prinzessin am Rande des Lochs stand, stieß sie sie in den Brunnen hinab und ließ den Stein darauf fallen.

Jetzt gab die Prinzessin Anmuthig alle Hoffnung auf: denn wie hätte Prinz Geistreich sie unter der Erde suchen und finden sollen. Nun fing es sie an zu reuen, daß sie ihn nicht geheirathet hatte. „Ach!" seufzte sie, „wie schrecklich ist doch mein Loos, daß ich lebendig begraben bin! Ach, Prinz Geistreich! Prinz Geistreich! Warum habe ich deinem Rathe nicht gefolgt!" Als sie so jammerte

und weinte, hörte sie eine kleine Thüre öffnen, welche sie bisher in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. Das beste Tageslicht fiel herein, und sie trat in einen Garten, der voll der schönsten Blumen, Früchte, Springbrunnen und Grotten war. Sie ging eine große Allee entlang und sann darüber nach, wie wohl dieses Abenteuer enden würde. Plötzlich erblickte sie das wohlbekannte Feenschloß, und Prinz Geistreich mit seiner Mutter und Schwestern kamen ihr entgegen. „Weigern Sie sich nun nicht länger," sagte die Königin zu ihr, „sich der Tyrannei der bösen Murrkopf zu entziehen und meinen Sohn zu heirathen." Die dankbare Prinzessin warf sich der Königin zu Füßen und sagte: „Ich lege mein Schicksal ganz in Ihre Hände und

will Ihnen in allen Dingen gehorsam seyn. Ich bewundere das tiefe Wissen des Prinzen Geistreich, der mir prophezeit hat, daß ich erst nach meinem Begräbniß das Feenschloß wieder betreten würde, und nehme ihn zu meinem Gemahl an." Der Prinz warf sich ihr freudetrunken zu Füßen; zu gleicher Zeit ertönte aus dem Schloß eine himmlische Musik, und die Hochzeit wurde in aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Alle Feen auf tausend Meilen in der Runde fanden sich in ihren goldenen Wagen dabei ein, theils von Schwanen, theils von Drachen, theils von feurigen Rossen gezogen. Man war nicht wenig überrascht, auch die Fee erscheinen zu sehen, welche der bösen Murrkopf die Prinzessin Anmuthig quälen half. Sie bat tausendmal um Verzeihung und versprach, das Uebel wieder gut zu machen. Wirklich auch weigerte sie sich beim Feste zu bleiben, sondern bestieg ihren mit zwei schrecklichen Drachen bespannten Wagen und flog in den Palast des Königs. Hier suchte sie die böse Murrkopf auf, und drehte ihr den Hals um, ohne daß irgend Jemand es zu hindern vermochte.

Die Frühlingsprinzessin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die mehrere Kinder gehabt, aber alle wieder verloren hatten, was ihnen viel Kummer machte: denn sie hatten Alles genug und nur an Kindern fehlte es ihnen. Seit fünf Jahren hatte die Königin kein Kind mehr gehabt, und Jedermann glaubte, daß sie keins mehr bekommen würde, weil sie sich allzusehr abhärmte, wenn sie an die kleine niedliche Prinzchen und Prinzessinnen dachte, die gestorben waren.

Endlich wurde die Königin schwanger; sie dachte Tag und Nacht an nichts, als wie sie dem kleinen Geschöpfe, das sie zur Welt bringen würde, das Leben erhalten,

welchen Namen, welche Kleider, welche Puppen und Spielſachen ſie ihm geben ſollte.

Man ließ unter Trompetenſchall ausrufen und an alle Straßenecken anſchlagen, daß die beſten Ammen vor der Königin zu erſcheinen hätten, denn ſie wolle eine Amme für ihr Kind wählen. Es kamen alſo aus allen vier Ecken der Welt Ammen mit ihren Wickelkindern. Eines Tages nun ſchöpfte die Königin friſche Luft in einem kühlen Walde; ſie ſetzte ſich und ſprach zu dem König: „Sire! wir wollen jetzt alle unſere Ammen kommen

laſſen, und eine davon auswählen.“ — „Wie es Ihnen gefällig iſt!“ ſagte der König, und befahl, daß ſogleich alle Ammen kommen ſollten. Da kamen alle Ammen,

eine nach der andern, machten dem König und der Königin eine Verbeugung und stellten sich dann der Reihe nach an den Bäumen auf. Nachdem man ihre frische Farbe, ihre weißen Zähne und gutes Aussehen bewundert hatte, sah man einen ärmlichen Handkarren anfahren, den zwei häßliche Zwerge zogen. Es saß eine Amme darin, welche

krumme Füße, einen Höcker, schielende Augen und eine Haut hatte, die schwarz war wie Kienruß; sie hielt einen ihr ähnlichen kleinen Affen im Arm, dem sie eben zu trinken gab, und ihre Sprache war so bäuerisch, daß sie kein Mensch verstand. Sie bot sich als Amme an, aber die Königin wies sie zurück und sagte: „Fort, du häßliches Thier! was unterstehst du dich, vor meine Augen zu kommen? Wenn du nicht gleich gehst, werde ich dich fortschaffen

laſſen!“ Die garſtige Hexe ließ ſich von ihren häßlichen Zwergen fortziehen, während ſie unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen murmelte, und hielt unter einem dichtbelaubten Baum an, von wo ſie Alles ſehen konnte.

Die Königin dachte nicht weiter an ſie, und wählte eine ſchöne Amme aus; aber kaum war ſie gewählt, ſo ſtach ſie eine große Schlange, die im Graſe verborgen lag, in den Fuß, daß ſie auf der Stelle todt niederfiel. Die Königin, ſehr bekümmert darüber, wirft ihre Augen auf eine Andere: da fliegt ein Adler vorüber, der eine Schildkröte im Schnabel hat und ſie auf den Kopf der armen Amme herabfallen läßt, und ihn in tauſend Stücke zerſchmettert.

Hierüber wurde die Königin noch betrübter, und wählte eine dritte Amme. Als dieſe dritte Amme ſich beeilte vor die Königin zu treten, fiel ſie in einen Dornſtrauch und ſtach ſich ein Auge aus. „Ach!“ rief die Königin, „es iſt heute ein Unglückstag: ich kann keine Amme wählen, ohne daß ihr ein Unglück geſchieht! Ich will es meinem Leibarzt überlaſſen.“ Als ſie nun aufſtand, um in ihr Schloß zurückzukehren, hörte ſie aus vollem Halſe lachen; ſie blickte um ſich und ſah hinter ſich die garſtige Buckelige, die wie ein Affenweibchen mit ihrem

häßlichen Aeffchen in ihrem Karren saß. Sie war frech genug, die Königin und alle Anwesenden auszulachen. Die Königin wurde darüber so zornig, daß sie auf sie los und sie schlagen wollte: denn sie vermuthete, daß sie es sey, welche ihre Ammen in's Unglück gebracht hatte. Da schlug die Buckelige dreimal mit ihrem Stabe auf den Karren, und plötzlich verwandelten sich die Zwerge in geflügelte Greife, der Karren in einen feurigen Wagen, und Alles flog unter großem Geschrei und Drohungen durch die Luft davon.

„Ach, Frau Königin!" rief der König aus, „wir sind verloren: denn das ist die Fee Bösbuckel, die mich von Jugend auf haßt, weil ich ihr als ein kleiner Junge ein Stück Schwefel in ihre Suppe geworfen habe." Als die Königin dieses hörte, fing sie an zu weinen. „Ach!" sagte sie, „wenn ich doch gewußt hätte, wer sie ist, so hätte ich ihre Freundschaft zu gewinnen gesucht. Ach, das ist mein Tod!" Als der König sie so betrübt sah, sprach er zu ihr: „Frau Königin, wir wollen Staatsrath darüber halten." Mit diesen Worten reichte er ihr den Arm und führte sie sachte fort, denn sie zitterte, aus Furcht vor der Fee Bösbuckel, noch am ganzen Leibe.

Als der König und die Königin wieder im Schlosse waren, ließen sie die geheimen Räthe berufen. Man

schloß Thüren und Fenster, damit Niemand etwas hören sollte, und faßte den Beschluß, bei der Geburt des Kindes alle Feen auf tausend Meilen in der Runde zu Gevatter zu bitten. Es gingen Couriere in alle Welt aus, welche den Feen sehr höfliche und wohlgesetzte Briefe brachten, worin sie zu Gevatter gebeten und ersucht wurden, die Sache geheim zu halten, damit die Fee Bösbuckel nichts davon erfahren und irgendeinen Spuck machen möchte. Für ihre Mühe versprach man den Feen ein blaues Sammtkleid, einen wollenen Unterrock, ein paar grüne Pantoffeln und einen Brief englischer Nadeln.

Sobald die Couriere abgereist waren, so machte sich die Königin mit ihren Hofdamen und Kammerfrauen an die Arbeit, um den Feen die versprochenen Kleider und Unterröcke zu fertigen. Sie hatte an viele Feen geschrieben, aber es kamen ihrer nur fünf. Sie trafen in dem nämlichen Augenblick ein, als die Königin ein Kind bekam: denn sie hatten es auf die Minute berechnet. Sie schlossen sich in's Zimmer ein, um die Prinzessin zu begaben: die erste verlieh ihr vollkommene Schönheit, die zweite unendlichen Verstand, die dritte eine himmlische Stimme, die vierte Schriftstellertalent, um in Prosa und Versen zu schreiben.

Als aber die fünfte Fee ihren Mund öffnete, hörte man im Kamin ein Geräusch, als ob ein großer Stein von einem Kirchthurm herabfiele, und die Fee Bösbuckel erschien ganz in Schweiß gebadet. „Ich wünsche," rief sie aus vollem Halse, „diesem kleinen Geschöpf

Bald Mißgeschick und Unglück bald,
Bis es ist zwanzig Jahre alt."

Als die Königin, welche im Bette lag, dies hörte, fing sie an zu weinen und bat die Fee Bösbuckel, doch mit der kleinen Prinzessin Mitleid zu haben.

Alle Feen sagten zu ihr: „Was hat sie Ihnen denn gethan, meine Schwester?" Diese garstige Fee aber gab

gar keine Antwort darauf, worauf die fünfte Fee, welche noch nicht gesprochen hatte, der Sache abzuhelfen suchte, und die Prinzessin mit einem langen glücklichen Leben

begabte, nachdem die Zeit der Verwünschung vorüber seyn würde. Die Fee Böshuckel lachte höhnisch, und fuhr wieder zum Kamin hinaus. Alle Feen, besonders aber die Königin, waren darüber in großer Bestürzung. Gleichwohl gab sie den Feen was sie ihnen versprochen hatte, und fügte sogar noch ein Dutzend Ellen Band hinzu: denn die Feen putzen sich gerne. Hierauf setzte man sich zur Tafel und ließ sich's wohl schmecken. Beim Abschied ertheilte die älteste Fee den Rath, die Prinzessin bis zum zwanzigsten Jahr an einem Orte zu verschließen, wo sie wohl verwahrt sey, und Niemand zu sehen bekomme als ihre weibliche Dienerschaft.

So ließ nun der König einen ganz verschlossenen Thurm bauen, der keine Fenster hatte; man mußte am hellen Tage Licht darin brennen. Man gelangte durch einen Bogengang hinein, der eine Meile lang unter der Erde hinlief, und von zwanzig zu zwanzig Schritten durch große Thore verschlossen und von Leibwächtern bewacht war. Es gab keinen andern Weg, auf dem man hineinkommen konnte.

Man hatte die junge Prinzessin Frühlingsprinzessin genannt, weil ihr Gesicht wie Lilien und Rosen und blühender war, als ein Frühlingstag. Sie machte reißende

Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, und wurde so groß und schön, daß der König und die Königin sie nie ansehen konnten, ohne Freudethränen zu vergießen. Die Prinzessin bat sie bisweilen, daß sie doch bei ihr bleiben oder sie mit sich nehmen möchten, denn sie hatte Langeweile in ihrem Thurm; aber sie schlugen es unter allerlei Vorwänden ab. Ihre Amme, die ein kluges Weib war, erzählte ihr oft von der Welt und den Menschen und wie es da sey und zugehe, und die Prinzessin hatte eine so schnelle Fassungskraft, daß sie sich sogleich einen richtigen Begriff davon machen konnte.

Der König lachte oft in's Fäustchen und sagte zu seiner Gemahlin: „Frau Königin, die Bösbuckel ist geprellt! Wir sind feiner als sie, und unsere Frühlingsprinzessin wird ihren Prophezeiungen zum Trotz glücklich werden.“ Hierüber lachte die Königin, daß ihr die Augen übergingen, und dachte mit Vergnügen an den Verdruß der alten garstigen Fee. Der König und die Königin hatten die Frühlingsprinzessin malen lassen, und ihr Bildniß an alle Höfe der Welt geschickt, um sie zu verheirathen, weil jetzt die Zeit herannahte, wo sie den Thurm verlassen sollte. In vier Tagen erreichte sie das Alter von zwanzig Jahren. Hof und Stadt freuten sich über ihre nahe

Befreiung, und diese Freude wurde noch durch die Nachricht vermehrt, daß der König Merlin seinen Großbotschafter Windsack abgeschickt habe, um sie für seinen Sohn zur Ehe zu begehren.

Die Amme, welche der Prinzessin nichts verschwieg, erzählte ihr davon, und fügte hinzu, daß der Gesandte einen glänzenden Einzug halten werde. Als die Prinzessin dieses vernahm, wurde sie traurig und sagte zu ihrer Amme: „Wie bin ich doch so unglücklich, daß man mich in einem finstern Thurme gefangen hält, wie eine Missethäterin! Nie haben meine Augen den Himmel, die Sonne und die Sterne erblickt, wovon man so viel Wunderbares erzählt; ich habe nie andere, als gemalte Thiere gesehen. Der König und die Königin sagen wohl, daß sie mich in meinem zwanzigsten Jahre aus dem Thurme nehmen werden: aber sie wollen mich nur vertrösten, und ich weiß wohl, daß ich mein ganzes Leben darin zubringen muß." Nachdem die Frühlingsprinzessin also geklagt hatte, fing sie an zu weinen, daß es einen Stein erbarmt hätte, und ihre Amme, ihre Milchschwester und sämmtliche Hofdamen weinten mit, so daß man im Thurme nichts hörte, als schluchzen und seufzen. Das war jämmerlich mit anzusehen.

Als die Frühlingsprinzessin ihre Dienerschaft so weichherzig sah, nahm sie ein Messer zur Hand, und sprach: „Das stecke ich mir auf der Stelle in den Leib, wenn ihr nicht Mittel findet, mich den Einzug des Gesandten Windsack sehen zu lassen.“

Als die Amme und die andern Frauen diese Worte hörten, weinten sie noch mehr, und beschlossen einstimmig,

die Prinzessin den Gesandten Windsack sehen zu lassen, und wenn es sie das Leben kosten sollte. Sie dachten die ganze Nacht darüber nach, wie sie die Sache anstellen sollten, und beschlossen endlich, auf der Seite, auf welcher der Gesandte einzog, ein Loch in den Thurm zu machen. Sie brachten das Bett der Prinzessin auf die Seite, und arbeiteten Tag und Nacht, bis sie ein Loch zu Stande

gebracht hatten, durch das man eine kleine Nadel schieben konnte. Durch dieses Loch erblickte die Frühlingsprinzessin zum ersten Mal das Tageslicht, von dem sie ganz verblendet wurde. Hierauf sah sie zu, wie der Gesandte Windsack, der auf einem schönen Schimmel ritt, unter Trompeten- und Paukenschall seinen Einzug hielt. Seine Kleidung war mit Perlen und Edelsteinen so bedeckt, daß er wie die Sonne strahlte. Sein Anblick entzückte die Frühlingsprinzessin so sehr, daß sie gelobte, keinen Andern als den schönen Gesandten Windsack zu heirathen.

Sobald der Gesandte im Schlosse war, holte die Königin ihre Tochter aus dem Thurme. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, und an allen Fenstern standen Damen, welche Blumen, Perlen und Confect auf die Prinzessin herabregnen ließen.

Als man eben die Prinzessin festlich ankleidete, kam ein Zwerg auf einem Elephanten angeritten,

welchen die fünf guten Feen abgeschickt hatten. Er überbrachte der Prinzessin eine Krone, einen Scepter, ein Oberkleid von Goldstoff, einen künstlichen Unterrock von Schmetterlingsflügeln und ein mit Edelsteinen angefülltes Schmuckkästchen von unschätzbarem Werth. Bei diesem Anblick brach die Königin in laute Verwunderung aus; die Prinzessin aber würdigte alle diese Kostbarkeiten kaum eines Blicks, denn sie dachte immer nur an den Gesandten Windsack.

Die Königin ließ sich bei den Feen schön bedanken, und gab dem Zwerg einen Dukaten Trinkgeld, nebst tausend Ellen bunter Bänder, woraus er sich schöne Schleifen an seine Hosen und an seinen Hut machte. Die Prinzessin, welche sehr freigebig war, schickte den Feen mehrere Kunkeln nebst Spindeln von Cedernholz. Hierauf putzte man die Prinzessin mit den Edelsteinen heraus, welche der Zwerg gebracht hatte, und sie strahlte in solchem Glanze, daß sich die Sonne aus Neid darüber versteckte. Als sie sich in dieser Pracht dem Volke zeigte, riefen alle jauchzend aus: „Ah! wie schön ist sie!“

Als die Prinzessin durch die Straßen zog, um sich dem Volke zu zeigen, war sie von vier bis fünf Dutzend Prinzessinnen von Geblüt umgeben, ohne die zehn bis

zwölf Dutzend Prinzessinnen zu rechnen, welche sich aus den benachbarten Staaten eingefunden hatten, um dieser Feierlichkeit anzuwohnen. Plötzlich verfinsterte sich der Himmel, es donnerte und blitzte, und der Regen, mit Hagel vermischt, fiel in Strömen herab. Die Königin bedeckte ihr Haupt mit dem königlichen Mantel, und die übrigen Damen zogen ihre Kleider über dem Kopf zusammen. Die Frühlingsprinzessin wollte deßgleichen thun, als in der Luft viele tausend Raben, Nachteulen und andere Unglücksvögel erschienen, deren heiseres Geschrei nichts Gutes verkündigte. Eine häßliche Nachteule von unnatürlicher Größe ließ eine Schärpe von Spinnweben mit Fledermausflügeln besetzt, welche sie im Schnabel trug, auf die Schultern der Prinzessin herabfallen, und zugleich hörte man ein lautes Hohngelächter, was genugsam zu erkennen gab, daß hier die garstige Fee Bösbuckel ihr Unwesen treibe.

Bei diesem Unheil verkündenden Zeichen fing Jedermann an zu weinen, und die Königin, welche in Thränen zerfloß, wollte die schwarze Schärpe von den Schultern der Prinzessin reißen, sie war aber wie angenagelt. „Ach!“ seufzte die Königin, „das ist wieder einmal ein Streich von unserer Todfeindin: sie läßt sich durch gar nichts

beſänftigen, und ich habe ihr doch über fünfzig Gläſer mit Eingemachtem, fünfzig Pfund Gerſtenzucker und ein Dutzend weſtphäliſche Schinken geſchickt."

Während Alles jammerte und bis auf die Knochen durchnäßt war, hatte die Prinzeſſin nur Augen für den Geſandten Windſack, der unter Pauken- und Trompetenſchall an der Seite des Königs erſchien, um die Prinzeſſin für ſeinen Prinzen zur Ehe zu begehren. Bei dem Anblick der ſchönen Frühlingsprinzeſſin wurde er ſo verwirrt, daß er ſeine auswendig gelernte Rede rein vergeſſen hatte und nur unverſtändliche Worte ſtammelte. Er war wie betrunken, obwohl er nur eine Taſſe Chocolade zu ſich genommen hatte. In ſeiner Verlegenheit machte er der Prinzeſſin viele tiefe Verbeugungen, welche ſie auf das anmuthigſte erwiderte und zu ihm ſprach: „Herr von Windſack! ich bin überzeugt, daß Alles, was Sie mir ſagen wollten, vortrefflich iſt: denn Sie ſind ein Mann von Geiſt; jetzt aber wollen wir machen, daß wir in's Schloß kommen, denn es regnet was vom Himmel herab kann, und daran iſt Niemand anderes Schuld, als die garſtige Fee Bösbuckel." Herr von Windſack antwortete der Prinzeſſin auf's galanteſte: „Gnädigſte Prinzeſſin! die Fee hat vorausgeſehen, welche Feuersbrunſt ihre

schönen Augen entzünden würden, und darum läßt sie eine solche Sündfluth von Regen fallen."

Hierauf reichte der Gesandte der Prinzessin den Arm, um sie zu führen. Unterwegs sagte sie leise zu ihm:

„Ich muß Ihnen nur selbst sagen, wie verliebt ich in Sie bin: denn sonst würden Sie es niemals erfahren; ich schame mich zwar ein wenig vor mir selber, aber ein Hundsfott wer übel davon denkt! Sie haben mir gar zu wohl gefallen, als Sie auf Ihrem schönen Schimmel

saßen, und wissen Sie was, heirathen Sie mich statt Ihres Prinzen: denn Sie sind mir lieber, als alle Prinzen der Welt." Herr von Windsack war über diesen Antrag so bestürzt, daß er kein Wort hervorbringen konnte: denn er hätte sich nie träumen lassen, daß ihm die schönste Prinzessin der Welt eine solche Ehre erweisen würde. Statt aller Antwort nahm er sich die Freiheit heraus, ihr die Hand so stark zu drücken, daß ihr der kleine Finger wehe that.

Als sie in den Palast traten, wurden sie mit Pauken und Trompeten empfangen. Der König küßte die Prinzessin auf die Stirn und auf beide Backen, worauf er zu ihr sprach: „Hör' einmal, meine liebe kleine Maus! du sollst den Sohn des großen Königs Merlin heirathen. Hier steht Herr von Windsack, der sich im Namen des Prinzen mit dir trauen lassen und dich in das schönste Königreich der Welt führen wird." — „Das ist schön, Papa!" erwiderte die Prinzessin mit einer tiefen Verbeugung, „und wenn Mama nichts dagegen hat, so will ich ihn auf der Stelle heirathen." — „Ganz und gar nichts habe ich dagegen," sagte die Königin und umarmte ihre Tochter, „und ich ertheile dir mit Hand und Herz meinen mütterlichen Segen. Jetzt aber soll man den Tisch

decken.“ Man deckte hundert Tafeln in einem großen Saale, und seit Menschengedenken ist nicht so viel gegessen und getrunken worden, als an jenem Tage.

Nach dem Essen war ein Ball, Ballet und Komödie; aber es war schon sehr spät, und Alle, außer der Prinzessin und dem Gesandten, hatten sich so vollgepfropft, daß sie stehend einschliefen. Der König und die Königin legten sich auf ein Canapee, die Kammerherren und Hofdamen schnarchten, den Geigern fiel der Fiedelbogen aus der Hand und die Komödianten spielten im Schlaf Komödie. Als die Prinzessin sah, daß auch die Wachen eingeschlafen waren, sprach sie zum Herrn von Windsack: „Wissen Sie was, wir wollen uns jetzt gleich auf und davon machen.“

Mit diesen Worten nahm sie den Dolch des Königs, der ganz mit Edelsteinen besetzt war, und die Krone der Königin, welche diese abgelegt hatte, um bequemer schlafen zu können, reichte dem Herrn von Windsack ihre Hand und verließ mit ihm das Schloß. Der Gesandte trug eine Blendlaterne; sie kamen durch viele schmutzige Straßen, und fanden im Hafen nur einen einzigen kleinen Nachen, in welchem ein armer alter Schiffer schlief. Sie weckten ihn auf, und als er die Frühlingsprinzessin so schön, mit so vielen Edelsteinen bedeckt und in ihrer Schärpe von

Spinnweben sah, hielt er sie für die Göttin der Nacht, und sank vor ihr auf die Knie. Da sie aber keine übrige Zeit hatten, so befahl sie ihm, auf der Stelle mit ihnen abzufahren. Das war ein gewagtes Stück: denn es

schienen weder Mond noch Sterne und es war stockfinster. Zum Glück befand sich an der Krone der Königin ein großer Diamant, der heller leuchtete als fünfzig brennende Fackeln, weßwegen die Blendlaterne des Herrn von Windsack ein überflüssiges Ding war. Auch befand sich ein Edelstein dabei, mittelst dessen man sich unsichtbar machen konnte.

Herr von Windsack fragte die Prinzessin, wohin sie sich zu verfügen wünsche. „Gleichviel," erwiderte sie, „wenn ich nur bei Ihnen bin!" — „In das Reich des Königs Merlin dürfen wir nicht," erwiderte er, „sonst würde es uns übel ergehen." — „So wollen wir auf

die Eichhörnchen-Insel," sagte die Prinzessin: „die ist weit weg und dort wird uns Niemand suchen.

Als am andern Morgen der König und die Königin nebst dem ganzen Hof sich die Augen ausgerieben hatten, war ihr erster Gedanke, nunmehr das Vermählungsfest zu begehen. Die Königin rief nach ihrer Krone, um sie aufzusetzen: aber sie war fort und man suchte sie vergebens. Der König wollte seinen schönen Dolch umhängen: man suchte ihn in Kisten und Kasten, die seit hundert Jahren nicht geöffnet worden waren, aber er war und blieb fort. Statt seiner fand man in den alten Kisten allerhand Seltenheiten, wie z. B. chinesische Männchen, die mit dem Kopfe wackelten und die Augen verdrehten, vergoldete Lämmchen, Citronenschalen und eingemachte Nüsse; aber der König hätte doch lieber seinen Dolch gehabt. Seine Verzweiflung über diesen Verlust war so groß, daß er sich den Bart ausriß, und ihm zur Gesellschaft raufte sich die Königin die Haare aus, und darüber darf sich Niemand wundern: denn die Krone und der Dolch waren mehr werth, als fünfzig Städte, so groß wie Madrid.

Als der König sah, daß keine Hoffnung da war, das Verlorene wieder zu finden, sprach er zur Königin:

„In Gottes Namen denn, Frau Liebste! so wollen wir das Hochzeitsfest feiern, es kommt uns freilich schon hoch genug zu stehen.“ Als nun der König nach der Prinzessin fragte, trat ihre Amme vor und sagte: „Sire! schon seit zwei Stunden suche ich sie überall vergebens.“ Als die Königin dieses hörte, that sie einen Schrei und fiel in Ohnmacht. Die Hofdamen schrieen auch, und bespritzten sie mit kölnischem Wasser. Zugleich sprachen sie leise unter einander: „Wo mag doch die Prinzessin hingekommen seyn?“ Die Verwunderung stieg noch höher, als man dem König meldete, daß auch der fremde Gesandte verschwunden sey.

Der König ließ seinen geheimen Rath und die ganze Gensd'armerie zusammenrufen. Hierauf begab er sich mit der Königin in einen großen Saal, den man in aller Eile schwarz ausgeschlagen hatte; sie hatten alle ihre Hochzeitkleider ausgezogen und sich in lange schwarze Trauermäntel gehüllt. Wenn man sie so ansah, wie schwarz und traurig sie waren, so ging einem das Herz über: denn der ganze Saal war voll Schluchzens und Seufzens. Nachdem sich der König ein wenig gesammelt hatte, nahm er das Wort und sprach: „Ihr lieben Leute da! meine geliebte Tochter, die Frühlingsprinzessin, ist verloren gegangen, und die

Krone der Königin und mein schöner Dolch, die ihr gutes Geld kosten, so wie auch der Gesandte des Königs Merlin, der Herr von Windsack, sind zugleich mit ihr verschwunden. Wenn nur der König, sein Herr, wenn er keine Nachrichten von ihm erhält, nicht glaubt, daß ihm hier zu Lande etwas Leids geschehen sey. Mit Allem dem möchte es noch hingehen, wenn ich nur Geld hätte; allein ich muß euch bekennen, daß mich die Hochzeitskosten zu Grunde gerichtet haben. Besinnt euch daher darüber, meine geliebte Unterthanen! wie ich zu Geld gelange, und auch meine Tochter, die Frühlingsprinzessin, und den Gesandten Windsack, nebst der Krone der Königin und meinem schönen Dolche zurückbekomme."

Jedermann verwunderte sich über die Beredsamkeit des Königs: denn er hatte in seinem Leben nie eine so lange und schöne Rede gehalten. Der Baron Kleinfuß, welcher dazumal Staatskanzler war, nahm das Wort und sprach: „Sire! wir sind ganz untröstlich über das Unglück, welches Ihnen begegnet ist, und wir wollten gerne nicht nur uns, sondern auch unsere Weiber, nebst unsern Kindern und Enkeln hingeben, wenn es nicht geschehen wäre; aber was ist da zu machen: daran ist die garstige Fee Bös buckel Schuld. Die zwanzig Jahre der Prinzessin waren

noch nicht ganz abgelaufen und, um die Wahrheit zu sagen, so habe ich bemerkt, daß sie den Gesandten Windsack immer zärtlich anblickte, und da kann es wohl seyn, daß irgend etwas Verliebtes vorgegangen ist."

Die Königin, die sehr verschnell war, unterbrach ihn und sagte: „Herr von Kleinfuß! besinnen Sie sich doch zweimal, ehe Sie so etwas sagen. Sie müssen wissen, daß die Frühlingsprinzessin eine wohlerzogene Prinzessin ist, die sich nicht in den nächsten Besten verliebt." Die Amme, welche Alles dieses mit angehört hatte, kniete vor dem König und der Königin nieder und sagte: „Ich will Ihnen den klaren Wein einschenken: die Frühlingsprinzessin drohte sich umzubringen, wenn wir sie nicht den Einzug des Gesandten sehen ließen. Wir machten daher ein kleines Loch in die Mauer, durch welches sie den Herrn von Windsack erblickte und auf der Stelle gelobte, keinen Andern als ihn zu heirathen." Als die Königin dieses hörte, wurde sie wie toll, schalt die Amme und die ganze Dienerschaft der Prinzessin aus und wollte sie sämmtlich aufknüpfen lassen.

Der Admiral Schiffhut machte den Vorschlag, den Herrn von Windsack, der ohne Zweifel die Prinzessin entführt habe, zu verfolgen und einzuholen. Der Staatsrath

stimmte ihm bei, und man sendete Boten in alle Welt aus, zu Wasser und zu Land. Die Boten zu Land gingen von einem Königreich und von einer Stadt zur andern, und ließen unter Trompeten- und Paukenschall verkünden, daß Derjenige, welcher von der Frühlingsprinzessin und ihrem Entführer Kunde geben könne, zehntausend Stück Dukaten bekommen solle; sie konnten aber nirgends etwas erfahren.

Diejenigen, welche die Prinzessin zur See verfolgten, waren glücklicher. Nach einer langen Schifffahrt erblickten sie bei Nacht etwas vor sich, das wie ein großes Feuer glänzte. Sie wagten sich nicht zu nähern, weil sie nicht wußten was es seyn möchte; aber plötzlich hielt dieses Licht auf der wüsten Eichhörnchen-Insel an: denn es war wirklich die Prinzessin mit ihrem Liebhaber und dem funkelnden Diamant. Sie stiegen aus, gaben dem guten alten Schiffer hundert Stück Brabanter Thaler und verboten ihm, irgend Jemand etwas davon zu sagen, wohin er sie geführt habe.

Als der Schiffer zurückkehrte, stieß er auf die Flotte des Königs. Er wollte ihr ausweichen, aber der Admiral, der ihn schon von Weitem durch das Fernrohr erblickt hatte, ließ ein Boot aussetzen und ihn an Bord bringen. Man fand die

hundert Thaler bei ihm und fragte ihn, woher er sie habe. Um nicht antworten zu müssen, stellte sich der gute Mann taubstumm. Der Admiral, der ein feiner Fuchs war, sagte: „Bindet einmal diesen Taubstummen an den großen Mast, nehmt ein tüchtiges Tau und haut ihn so lange, bis ihm das Blut vom Rücken läuft; das ist ein gutes Mittel, die Stummen reden zu machen.“ Als der Alte sah, daß man hier nicht spaßte, gestand er, eine Dame, die so schön sey, wie ein Engel, und einen sehr artigen Edelmann auf die Eichhörnchen Insel übergeführt zu haben. Der Admiral merkte sogleich, daß dies Niemand anders seyn könne, als die Prinzessin, und ließ die Insel durch seine Flotte einschließen.

Inzwischen war die Frühlingsprinzessin, welche die Seereise ermüdet hatte, auf grünem Rasen im Schatten eines Baumes eingeschlafen. Herr von Windsack, den es sehr hungerte, weckte sie auf und sagte: „Was hilft mir alle Ihre Schönheit, wenn ich nichts zu essen habe! Am Ende muß ich hier Hungers sterben!“ — „Wie!“ rief die Prinzessin bestürzt aus, „bin ich Ihnen denn gar nichts mehr, daß Sie nur an's Essen denken?“ —

„Meinetwegen," erwiderte er, „könnten Sie noch in Ihrem alten Thurme sitzen!" — „Edler Ritter!" erwiderte die Prinzessin mit Anmuth, „werden Sie doch nicht böse; ich will ja fortgehen und suchen, wo ich Ihnen etwas zu essen finde." — „Meinetwegen mögen Sie einen Wolf finden, der Sie selbst frißt!" sagte der unhöfliche Mensch.

Die Prinzessin war sehr betrübt und lief in den Wald, um etwas zu suchen, das man essen könnte. Sie ritzte Gesicht und Hände in den Dornen blutig und zerriß ihre Kleider, und seht: so geht es den Mädchen, die sich an den nächsten Besten wegwerfen. Als die Frühlingsprinzessin nichts gefunden hatte und ganz betrübt zu ihrem Windsack zurückkam, brummte er wie ein Bär und kehrte ihr den Rücken. Am andern Tage suchte sie ebenso vergebens, und drei Tage lang hatten sie nichts als Baumblätter und einige Maikäfer zur Nahrung. Die Prinzessin beklagte sich nicht, obwohl sie im Ueberfluß aufgewachsen war. „Ich wollte gerne Hungers sterben, wenn nur Sie etwas zu essen hätten!" sagte sie zu ihrem Geliebten. — „Meinetwegen lieber heut als morgen, wenn ich nur zu essen hätte!" erwiderte er. — „Ist Ihnen denn mein Tod so gleichgültig?" fragte die Prinzessin empfindlich. — „Meinetwegen könnten Sie leben oder sterben, wenn ich

nur auf keiner wüsten Insel wäre und Hunger und Durst hätte!“ versetzte er und kehrte ihr den Rücken zu.

Hierauf fing die Prinzessin an zu weinen, daß es zum Erbarmen war. Sie setzte sich an einem Rosenstrauch nieder und sagte: „Wie glücklich seyd ihr doch, ihr blühenden Rosen; sanfte Winde umwehen, der Morgenthau befeuchtet euch, die Bienen saugen süßen Honig aus euern Kelchen, eure Dornen dienen euch zu Schutz und Wehr und Jedermann bewundert euch.“

Alsbald regte sich zu ihrem großen Erstaunen der ganze Rosenstrauch, die Rosen hoben ihre Häupter in die Höhe und die schönste von ihnen sprach: „Wer liebt, leidet. Hättest du nicht geliebt, so wäre dein Loos so beneidenswerth, als das unsrige. Arme Prinzessin! In jenem hohlen Baume wirst du wilden Honig finden; nimm ihn, aber sey nicht so einfältig, deinem Windsack davon zu

geben.“ Sogleich lief die Prinzessin zu dem Baume, fand den Honig und brachte ihn ihrem undankbaren Geliebten. Er nahm ihn aus ihrer Hand, ohne ihr zu danken, und verschlang ihn vor ihren Augen.

Die betrübte Frühlingsprinzessin setzte sich unter eine Eiche nieder und richtete die nämlichen Klagen an sie, wie an den Rosenstrauch. Die Eiche hatte Mitleid mit ihr, neigte einen ihrer Zweige zu ihr herab und sprach: „Du dauerst mich, arme Frühlingsprinzessin! nimm diesen Krug mit Milch und trinke ihn aus, ohne deinem undankbaren Liebhaber einen Tropfen davon zu geben.“ Die Prinzessin war ganz erstaunt, und als sie um sich blickte, sah sie einen großen Krug mit Milch dastehen. Da dachte sie: „Mein guter Windsack wird Durst haben, nachdem er über fünfzehn Pfund Honig gegessen hat.“ Sogleich lief sie hin, brachte ihm den Krug und bat sich nur ein paar Tropfen davon aus, damit sie nicht vor Hunger und Durst umkomme. Er nahm den Krug barsch aus ihrer Hand, trank ihn in einem Zuge aus, zerschmetterte ihn dann am Boden und sagte mit boshaftem Lächeln: „Wer nicht gegessen hat, braucht auch nicht zu trinken.“

Die Prinzessin hob Augen und Hände gen Himmel und rief schmerzlich aus: „Das habe ich wohl

verdient, weil ich Vater und Mutter verlassen und mich an einen unbekannten Menschen gehängt habe." Sie ging traurig in den Wald und sank aus Schwäche am Fuß einer Ulme nieder, auf der eine Nachtigal saß. „Fasse Muth!" rief ihr die Nachtigal zu, „du wirst im Gebüsche Confect und Pastetchen finden; aber sey nimmer so einfältig, deinem Windsack etwas davon zu geben." Die Prinzessin bedurfte dieses guten Raths nicht: denn sein Betragen war ihr noch in frischem Andenken und sie hatte selbst so nagenden Hunger, daß sie Confect und Pastetchen hastig verschlang. Der böse Windsack, der sie essen sah, ohne daß sie ihm etwas davon gab, lief mit funkelnden Augen und bloßem Schwert herbei und wollte sie umbringen. Sie machte sich aber geschwind durch ihren Talisman unsichtbar und schalt ihn tüchtig aus, daß er so ein böser, gefraßiger und undankbarer Mensch sey.

Inzwischen hatte der Admiral Schiffbruch den Staatsboten Lahmbein, der gewöhnlich als Cabinetscourier gebraucht wurde, dem König melden lassen, daß sich die Prinzessin mit ihrem Liebhaber auf der Eichhörnchen-Insel befinde; er warte nun auf

weiteren Befehl, weil er das Land nicht kenne und leicht in einen Hinterhalt fallen könnte. Diese Nachricht verursachte große Freude am Hof, und der König ließ sogleich sein großes Buch kommen, wovon jedes Blatt acht Ellen lang war; es war eine Erdbeschreibung, welche eine gelehrte Fee verfaßt hatte. Der König fand sogleich darin, daß die Eichhörnchen-Insel unbewohnt sey. Deßwegen sprach er zu dem Cabinetscourier Lahmbein: „Mache dich gleich fort und sage meinem Admiral Schiffhut, daß er landen solle."

Nachdem der Admiral Schiffhut diesen Befehl erhalten hatte, ließ er die Trommeln rühren und die Posaunen blasen und seine Truppen an's Land steigen. Als die Prinzessin diesen Teufelslärm hörte, lief sie zu ihrem Geliebten und bot ihm ihre Hülfe an. Er war ein feiger Bursche und gab der Prinzessin die besten Worte, um sich in ihren Schutz zu empfehlen. „Bleiben Sie nur hinter mir; ich will uns unsichtbar machen und die Feinde mit dem Dolche meines Vaters niederstoßen, während Sie mit Ihrem Degen dreinhauen."

Nachdem sie sich unsichtbar gemacht hatten, stießen sie die Soldaten des Königs links und rechts nieder, so daß es ein erschreckliches Gemetzel war. Als der Admiral

seine Leute auf eine so seltsame Weise umkommen sah, ohne daß sie sich wehren konnten, ließ er zum Rückzug blasen und ging wieder an Bord, um Kriegsrath zu halten. Die Prinzessin hatte sich in der Schlacht so erschöpft, daß sie auf das Gras sank und in tiefen Schlaf fiel. Da flüsterte ihr eine sanfte Stimme zu: „Auf, Frühlingsprinzessin, der böse Windsack will dich umbringen und fressen.“ Sie öffnete schnell die Augen und sah ihn mit bloßem Schwerte vor sich stehen; denn als er sie so daliegen sah, hatte er Appetit nach ihr bekommen und wollte sie umbringen. Sie kam ihm aber zuvor, und stach ihm ihren Dolch in's Herz, daß er auf der Stelle den Geist aufgab. „Da hast du es, Undankbarer,“ rief

sie aus, „wie du es verdientest! Da liegst du, ein warnendes Beispiel für alle ungetreuen Liebhaber, und möge dein Geist jenseits keine Ruhe finden!“ Nachdem ihr erster Zorn vorüber war, dachte sie mit Schrecken an ihre verlassene Lage. „Was soll aus mir werden?“ sagte sie weinend. „Ich bin allein auf dieser wüsten Insel, die wilden Thiere werden mich fressen, oder ich werde Hungers sterben.“ Sie hätte beinahe bedauert, daß sie sich nicht von ihrem Windsack hatte umbringen lassen.

Als sie so, in schmerzliche Gedanken vertieft, an einem Baume lehnte, erblickte sie in der Luft einen goldenen Wagen, welchen sechs Hühner zogen; ein Hahn war Kutscher und eine dicke Henne Vorreiter. In dem Wagen saß eine Dame, die schön war wie die Morgenröthe, und deren Gewänder von Gold und Edelsteinen strahlten. Von einer andern Seite kam ein mit sechs Fledermäusen bespannter Wagen; ein Rabe war Kutscher und ein Mistkäfer Vorreiter. Es saß ein häßliches altes Weib darin, die ein Kleid von Schlangenhaut und eine Kröte als Haube auf dem Kopf hatte.

Die Prinzessin war hierüber vor Erstaunen ganz außer sich. Plötzlich flogen die beiden Wagen gegen einander; die schöne Dame hatte eine goldene Lanze, und

die häßliche alte Hexe einen verrosteten Spieß in der Hand. Jetzt begann ein schauerliches Gefecht, das über eine Viertelstunde dauerte. Endlich blieb die schöne Fee siegreich, und die häßliche flog mit ihren Fledermäusen davon.

Nachdem der Sieg errungen war, ließ sich die schöne Fee zur Erde nieder und sprach zur Frühlingsprinzessin: „Ich habe deine Feindin, die garstige Fee Bösbuckel, besiegt. Sie kam, um dir die Ruthe zu geben, weil du vier Tage vor deinem zwanzigsten Jahre deinen Thurm verlassen hast.“ Die Prinzessin warf sich voll Dankgefühl vor die Fee nieder und sagte: „Große Feenkönigin! Sie sind allzugütig, daß Sie sich wegen meiner bemüht haben; ich weiß nicht genug Worte zu finden, um Ihnen meinen Dank zu bezeigen: aber mein Blut und Leben stehen Ihnen zu Diensten.“ Hierauf umarmte die Fee die Frühlingsprinzessin dreimal, wodurch sie noch schöner wurde, wenn es anders möglich war. Sofort schickte sie ihren Hahn an den Admiral ab, und ließ ihm sagen, daß er ohne Gefahr auf der Insel landen könne, und durch ihre fette Henne ließ sie der Prinzessin die schönsten Kleider holen.

Als der Admiral Schiffhut auf der Eichhörnchen-Insel gelandet hatte, erblickte er am Rande eines

Lustwäldchens den goldenen Wagen mit den sechs Hühnern und die beiden Damen, welche spazieren gingen. Als er die Prinzessin erkannte, warf er sich ihr zu Füßen. Sie sagte ihm aber, daß aller Dank der großmüthigen Fee gebühre, welche sie von der Ruthe der garstigen Bösbuckel errettet habe. Hierauf sagte der Admiral Schiffhut der edeln Fee viel Schönes; sie unterbrach ihn aber mit den Worten: „Ich will verdammt seyn, wenn ich nicht Braten rieche." — „Da haben Sie recht gerochen, gnädige Frau Fee," sagte der Kabinetscourier Lahmbein und hob einen großen Bratspieß in die Höhe, den er auf der Schulter trug, und woran ein halbes Dutzend gespickte Wildpretbraten hingen. Eure Hoheit dürfen nur befehlen, so will ich gleich anschneiden, und da werden Sie sehen, wie der Saft heraus läuft." — „Ein Stückchen Braten kann nichts schaden," erwiderte die Fee, „und die Prinzessin wird auch Hunger haben." Hierauf deckte man die Tafel und ließ von den Schiffen Alles kommen, was zu einer guten Mahlzeit gehört.

Nachdem die Tafel aufgehoben und die fette Henne zurückgekommen war, kleidete die Fee die Frühlingsprinzessin in Gold und Seide, wand ein Diadem von Diamanten und Smaragden um ihre blonden Haare und setzte ihr

einen Blumenkranz auf. Als sie in solchem Glanze mit der Fee in ihrem goldenen Wagen durch die Lüfte flog, hielten sie alle Sterne für die Morgenröthe und begrüßten sie als Aurora. Nachdem die Prinzessin von der Fee zärtlichen Abschied genommen hatte, sagte sie zu ihr: „Um Vergebung darf ich nicht um Ihren Namen bitten, damit ich meiner Mama auch sagen kann, wer mir so viel Gutes erwiesen hat.“ — „Schöne Prinzessin,“ erwiderte die Fee, „sagen Sie ihr nur, es sey die fünfte Fee, welche Sie aus der Taufe gehoben hat.“

Als die Prinzessin das Admiralschiff betrat, wurden 101 Kanonenschüsse gelöst. Im Hafen warteten der König und die Königin bereits auf sie, empfingen sie auf's zärtlichste und machten ihr nicht den mindesten Vorwurf über ihre dummen Streiche; man schob Alles auf die garstige Fee Bösbuckel.

Zu gleicher Zeit traf auch der Sohn des großen Königs Merlin ein, der sich selbst auf den Weg gemacht hatte, weil sein Gesandter nichts von sich hören ließ. Er hatte tausend Pferde und dreißig Hoflakaien in rothen Livreen bei sich, und war tausendmal liebenswürdiger, als sein Gesandter Windsack. Man verschwieg ihm natürlich die Verführungsgeschichte und sagte ihm, sein Großbotschafter sey in einen Brunnen gefallen und ertrunken, als er hatte Wasser schöpfen wollen; was ihm sehr glaubwürdig erschien. Hierauf wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und über der jetzigen Freude vergaß man allen vergangenen Kummer.

Die Fee.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter. Die älteste glich ihr an Gesicht und Wesen so sehr, daß, wer sie sah, die Mutter erblickte. Mutter und Tochter waren so hochmüthig und widerwärtig, daß kein Mensch mit ihnen auskommen konnte. Die jüngere Tochter, das wahre Ebenbild ihres Vaters an Sanftmuth und Ehrbarkeit, war dabei auch eines der schönsten Mädchen, die man je gesehen hat. Weil Gleich und Gleich sich gerne gesellt, so hatte die Mutter eine wahre Affenliebe für ihre ältere Tochter und zugleich eine tiefe Abneigung gegen die jüngere. Sie mußte in der Küche essen und den ganzen Tag arbeiten.

Alltäglich mußte das arme Mädchen zweimal eine halbe Meile weit in einem großen Kruge Waſſer holen. Als ſie eines Tages am Brunnen war, kam ein armes Weib und bat ſie um einen Trunk. Sogleich ſchwenkte ſie den Krug aus, ſchöpfte Waſſer wo die Quelle am hellſten war und neigte den Krug gegen den Mund der Alten, daß ſie recht bequem trinken konnte. Nachdem das

gute Wein getrunken hatte, sagte sie zu ihr: „Du bist so schön und gut, daß ich nicht umhin kann, dir ein Geschenk zu machen (denn es war eine Fee, welche die Gestalt eines alten Weibes angenommen hatte, um das Mädchen zu prüfen). Ich verleihe dir die Gabe, daß bei jedem Worte, welches du sprichst, eine Blume oder ein Edelstein aus deinem Munde gehe."

Als sie nach Hause kam, schalt sie ihre Mutter, daß sie so spät komme. Das arme Mädchen erwiderte: „Verzeihen Sie, daß ich so lange ausgeblieben bin.“ Als sie diese Worte sprach, fielen ihr zwei Rosen, zwei Perlen und etliche große Diamanten aus dem Munde. „Was ist das, meine Tochter?“ fragte die Mutter, welche sie heute zum ersten Mal ihre Tochter nannte. Das arme Mädchen erzählte ganz unbefangen, was ihr begegnet war, und warf dabei eine Menge Edelsteine aus.

„Da muß ich meine Tochter Fanny hinschicken,“ sagte die Mutter. „Sieh' einmal, Fanny, was aus deiner Schwester Munde geht, so oft sie ein Wort spricht. Um die nämliche Gabe zu erlangen, darfst du nur an den Brunnen gehen, und wenn ein armes Weib kommt und dich um einen Trunk bittet, ihr den Krug recht freundlich darreichen.“ — „Das ginge mir ab, daß ich Wasser am Brunnen holte,“ erwiderte Fanny barsch. — „Und du sollst hingehen,“ fuhr sie die Mutter an, „und zwar auf der Stelle!“

Sie nahm die schönste silberne Flasche, die im Hause war, und ging brummend fort. Kaum war sie an der Quelle, so kam aus dem Wald eine prächtig gekleidete Dame und bat sie um einen Trunk. Es war die nämliche

Fee, aber diesmal hatte sie sich als Prinzessin gekleidet, um zu sehen, wie weit die Unverschämtheit der bösen Fanny gehen würde. Das barsche hochmüthige Mädchen antwortete ihr: „So, meinen Sie, daß ich deßwegen an den Brunnen gekommen sey, um Ihnen aus meiner silbernen Flasche zu trinken zu geben? Wenn Sie Durst haben, so können Sie Ihr Maul an das Rohr halten.“ — „Du bist ein sehr ungefälliges Ding,“ erwiderte die Fee ruhig, „und dafür will ich dir die Gabe verleihen, daß dir bei jedem Wort eine Schlange oder Kröte aus dem Munde gehe.“

„Nun, meine Tochter?“ rief ihr die Mutter entgegen. „Nun, Mutter!“ erwiderte sie barsch und warf dabei eine Schlange und eine Kröte aus. „Himmel!“ rief die Mutter, „was sehe ich da? Daran ist ihre Schwester Schuld, aber sie soll es mir büßen.“ Sie lief fort, um sie zu schlagen, und das arme Mädchen floh in den nächsten Wald. Der Sohn des Königs, der eben auf der Jagd war, begegnete ihr, und da sie ihm wohlgefiel, fragte er, was sie so allein im Walde mache, und warum sie weine? „Ach!“ erwiderte sie, „lieber Herr, meine Mutter hat mich aus dem Hause gejagt.“ Der Prinz, der mit Erstaunen Perlen und Diamanten aus

ihrem Munde fallen ſah, fragte ſie, wie das zugehe. Sie erzählte ihm ihre ganze Geſchichte. Der Prinz verliebte ſich auf der Stelle in ſie, indem er in Betrachtung zog, daß eine ſolche Gabe mehr werth ſey, als das größte Heirathgut, das eine Andere bekommen könnte; er führte ſie demnach in das Schloß des Königs, ſeines Vaters, und heirathete ſie. Ihre Schweſter Fanny wurde immer böſer und am Ende ſo unerträglich, daß ihre eigene Mutter es nicht mehr mit ihr aushalten konnte und ſie fortjagte.

Sie lief das Land aus und ein, und da ſie Niemand aufnehmen wollte, ſtarb ſie zuletzt in einem Winkel des Waldes.

Mit Perlen, Gold und Edelſteinen
Erreicht man viel, was man begehrt,
Doch gute Worte, ſollt' ich meinen,
Sind mächtiger, und auch mehr werth.

Inhalt.

	Seite
Prinz Liebreich und Prinzessin Wunderschön	1
Der wohltätige Frosch	15
Prinzessin Anmutig und Prinz Geistreich	59
Die Frühlingsprinzessin	99
Die Fee	135